Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert ...

Friedrich Schiller

H. un. 514-2,28

BIBLIOTHECA AD
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Sedlon sc. 1779.

4.P.1175.a.

<36602879080011

<36602879080011

Bayer. Staatsbibliothek

Hist. univ. perio.
514
Schiller.

PHILIPP II.

Herzog von Orleans Regent

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

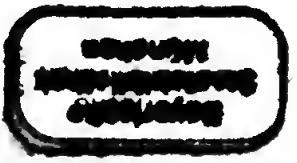
Zweyte Abtheilung.

Acht und zwanzigster Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1805.



Des

Herzogs Ludwigs von St. Simon

eigene Schilderungen

der merkwürdigſten Perſonen
ſeiner Zeit.

Fortſetzung.

Digitized by Google

(Herzog von) Mazarin.

Der Herzog von Mazarin starb auf seinen Gütern, wohin er sich seit mehr als dreißig Jahren zurück gezogen hatte. Er war über achtzig Jahre alt und sein Tod für niemanden ein Verlust. So sehr kann Verkehrtheit des Kopfs, bis auf einen gewissen Grad getrieben, die herrlichsten Eigenschaften verderben. Ich habe seine Zeitgenossen sagen hören, daß niemand mehr Geist und Anmuth haben könne, daß er der beste Gesellschafter gewesen sey, sehr unterrichtet, prachtliebend, voll Geschmack für alles, tapfer, im Besitz der engsten Vertraulichkeit des Königs, der nie aufhören konnte ihn zu lieben und ihm Beweise seiner Liebe zu geben, ob er gleich so gehandelt hatte, um mehr als vergessen zu werden. Er war voll Leutseligkeit und Feinheit im Umgang, außerordentlich reich durch sich selbst, Sohn des Marschalls de la Meilleray, eines der verdienstvollsten Menschen seiner Zeit, dem er in den Gouvernements von Bretagne, Nantes, Brest, Portlouis und Saint Malo und in der damals unumschränkten Stelle des Oberfeldzeugmeisters folgte. Sein Vater widerstand, so lange er konnte, dem Wunsche des Cardinals Mazarin, seines intimen Freundes, der seinen Sohn als die reichste Partie die er kannte, zu seinem Erben und dem Gemahl seiner Nichte gewählt hatte. Der Marschall, welcher sehr rechtschaffen war, äußerte seine Furcht, die Unermeßlichkeit seiner Reichthümer möchten seine Familie zu Grunde richten; mußte aber endlich nachgeben. In einen Proceß, den der Herzog von Mazarin mit seinem Sohn nach dem Tode seiner Frau hatte, wurde in voller grand'chambre der Beweis geführt, daß sie ihm 28 Millionen zugebracht habe. Er hatte übrigens das Gouvernement Elsaß, Breisach und Befort und die große Ballei Hagenau, die allein 30000 Liv. Einnahme trug; der König nahm ihn in alle seine Conseils, gab ihm das Zutrittsrecht der ersten gentilshommes de la chambre,

und zeichnete ihn überall aus. Ich vergesse das Gouvernement Vincennes; seit 1654 war er Generallieutenant und der Weg zum Marschall von Frankreich und zum commandirenden General stand ihm offen. Die Frömmigkeit, die sonst die guten Talente so geltend zu machen pflegt, verderbte bei seiner Verkehrtheit des Kopfs alle die Gaben, die ihm Natur und Glück verliehen hatten. Er schleppte zum allgemeinen Aergerniß seine Frau in der Welt herum, er wurde vor der Welt lächerlich und dem Könige unerträglich, den er immer mit Visionen plagte, die er über das Leben, das er mit seinen Mätressen führte, gehabt haben wollte.

Er zog sich auf seine Güter zurück, wo er den Mönchen und Andächtigen zum Raube wurde, die seine Schwäche benutzten, und an seinen Millionen sich erholten. Er verstümmelte die schönsten Statuen, überschmierte die seltensten Gemälde, machte eine Lotterie für die Vertheilung seiner Hausbedienungen, so daß der Koch sein Intendant und der Frotteur Secretair wurde. Das Loos bezeichnete, seiner Meinung nach, den Willen Gottes. Es kam Feuer in dem Schlosse aus, wo er wohnte; alles lief zu, um zu löschen; er aber jagte die Schurken weg, die sich vermaßen, sich dem Willen Gottes zu widersetzen.

Seine Freude war, daß man ihm Processe machte, weil, wenn er verlor, er das verliere, was ihm nicht gehöre; wenn er gewann, so behielt er das, was ihm abgefodert war, nunmehr mit gutem Gewissen. Den Beamten seiner Güter machte er durch seine Kleinigkeitskrämerei und durch die Albernheiten, die er ihnen zumuthete, viel zu schaffen.

Er verbot auf allen seinen Gütern den Mädchen und Weibern die Kühe zu melken, um die bösen Gedanken, die dadurch erweckt werden könnten, zu verhüten. Man würde nicht fertig, alle seine Thorheiten zu erzählen. Er wollte seinen Töchtern die Vorderzähne ausreißen lassen, weil sie schön waren, und er fürchtete, daß sie zu eitel darauf werden möchten. Er that nichts, als daß er von Gut zu Gut reiste. Einige Jahre lang schleppte er die Leiche der Madame Mazarin, die er hatte von England herüber bringen lassen, überall mit sich herum. Auf diese Art machte er dem größten Theil seiner Millionen ein Ende, und behielt nur das Gouvernement Elsaß und zwei oder drei Particulär-Gouvernements.

Er

Er war ein ziemlich großer, starker Mann, von guter Gesichtsbildung, die von Geist zeugte, so wie mir's vorgekommen ist, als ich ihn einmal bei meinem Vater sah, da er im J. 1688 Ritter des heil. Geistes wurde. Seit er sich auf seine Güter zurück gezogen hatte, ließ er sich nur drei oder viermal auf einige Tage zu Paris und am Hofe sehen, wo ihn der König immer mit Freundschaft und besonderer Auszeichnung empfing.

Mesmes.

Erster Präsident des Parlaments.

Das erste Ereigniß des Jahres 1712 war, daß das Parlament einen andern ersten Präsidenten erhielt. Pelletier, der durch den Credit seines Vaters in dieser Stelle auf Harley gefolgt war, besaß nicht die zu einer so wichtigen arbeitsvollen Stelle nöthigen Eigenschaften. Er schickte am letzten Tage des Jahres, dem Könige seine Dimission. Fünf Tage darauf wurde durch Einfluß des Herzogs du Maine diese wichtige Stelle dem Präsidenten von Mesmes gegeben.

Diese Mesmes sind Bauern vom Berge Marsan, wo noch jetzt in diesem ersten Stande Mesmes wohnen, die noch heute die Steuern bezahlen, trotz der Genealogie, die sie haben fabriciren, drucken und überall, wo sie konnten, einrücken ließen, um der Welt etwas glauben zu machen.

Unser Mesmes führte bei Lebzeiten seines Vaters den Namen Neuchatel. Er war ein großer und starker Mann, von colossalischer Gestalt, etwas zu sehr von den Blattern entstellt; sein Gesicht hatte aber so wie seine Manieren viel Anmuth und mit vorrückendem Alter etwas majestätisches; sein ganzes Studium ging auf die große Welt, wo er auch gefiel; er wurde zu den größten und fröhlichsten Gesellschaften des Hofes gezogen. Außerdem lernte er nichts und war immer sehr ausschweifend. Er dachte auf nichts als auf Vergnügen und Aufwand. Dieses ausgelassene Leben verband ihn mit den jungen Leuten von der größten Auszeichnung, die er geflissentlich suchte, und das Palais und die Rechtsgelehrten besuchte er so wenig als möglich. Als er durch den Tod seines Vaters Präsident à mortier geworden war, änderte

derte er sein Leben wenig; sondern er hielt sich für einen Seigneur und lebte auf großen Fuß. Er vergaß nicht, sich an die Hofleute anzuschließen, an die er kommen konnte. Von dieser Zahl war d'Antin und stufenweis gelangte er bis zum Herzog und zur Herzogin dû Maine, die zu ihren Projecten Creaturen von Bedeutung im Parlamente brauchten, und nicht unterließen, sich einen Präsidenten à mortier zu eigen zu machen. Dieser entzückt, sich so gut aufgenommen zu sehn, dachte darauf, sich am Lieblingssohn des Königs einen mächtigen Gönner zu erwerben, und ergab sich bis zur Unanständigkeit aller Phantasien der Herzogin dû Maine. Er führte daselbst seinen Bruder den Chevalier ein; sie waren bei allen Festen zu Sceaux und bei allen nuits blanches. Der Chevalier schämte sich nicht, Comödie zu spielen, und der Präsident machte den Possenreißer: er machte sich so zum Sklaven, daß er keine Rücksicht mehr zu nehmen wagte, und sich in einem historischen Gemälde jener Possen mit Valets von Sceaux dem Schweizer in Livrée zur Seite in Carricatur malen ließ. Dieser Spaß machte ihn vor der Welt lächerlich und mißfiel dem Parlamente sehr. Er fühlte es; aber er trug Fesseln, und es war ihm für seine Glückspläne wichtig, sie nicht zu brechen. Da er an Ancienneté unter den Präsidenten à mortier vorrückte, so sahe er ein, daß er das Palais und die Magistratur ein wenig mehr besuchen müsse, welcher seine Nachlässigkeit zu viel Verachtung gezeigt hatte; er hielt selbst nicht für gleichgültig, sich so weit herabzulassen, daß er sein Betragen gegen die Advocaten, Procüreurs u. s. w. änderte; dem ungeachtet ließ er aber seinen Verkehr mit den Leuten vom Hofe und den Großen nicht in Stocken kommen, deren Ton und Manieren er angenommen hatte. Er suchte auch seine Unwissenheit zu verbessern, indem er sehr gut den sogenannten Schlendrian des Palais und die schwache Seite eines jeden der Herren kennen zu lernen suchte, welche Credit und Ansehn in ihren Chambren hatten. Viel Kopf und Gegenwart des Geistes, ein leichter, natürlicher, angenehmer Vortrag, Scharfsinn, richtige, schnelle Antworten, eine Kühnheit, die bis an Unverschämtheit grenzte; weder Herz, noch Ehre, noch Scham; ein Petit-Maitre in Sitten, in Religion, in Praxis, geschickt einen listig abzubringen, zu betrügen, darüber zu spotten, Schlingen zu legen, mit Worten und Freunden zu spielen, und ihnen treu

zu

zu seyn, wie es seinem Interesse gemäß war; übrigens ein herrlicher Gesellschafter, ein angenehmer Gast, von ausgesuchtem Geschmack in Möbeln, Bijouterien, Festen, Festins, in allem was die Welt liebt, ein großer Kunstsachenhändler, den Beutel leer, die Hände immer offen, aber für etwas großes, und von fruchtbarer Einbildungskraft sich's zu schaffen; geschliffen, leutselig, mit Würdigung behandelnd, prahlerisch mit einer Miene von Ehrsucht für die wahre Seigneurschaft, und mit der niedrigsten schonendsten Höflichkeit gegen die Minister und Leute, die zum Hofe gehörten.

Zusatz zum Artikel Mesmes.

Während des Exils des Parlamentes zu Pontoise unterhandelte man angelegentlich mit den Chefs der Versammlung, um von ihr Nachgiebigkeit in ihren Foderungen und die Annahme der Bulle zu erhalten.

Der erste Präsident de Mesmes war nicht abgeneigt sie anzunehmen; denn er war immer auf Seiten der Minister; und unter dem Aeußern eines schwerfälligen, ungewandten Menschen, verbarg er sehr viel Klugheit, die er dazu anwandte, um nach Gefallen das Parlament zu beherrschen. Diese Gesellschaft war damals in drei Factionen getheilt, an deren Spitze drei Führer standen, die des ersten Präsidenten, die des Abbé Menguy, eines helldenkenden, lebhaften, intriganten Richters, der aber viel nachgiebiger war, als der Abbé Pucelle, Führer der dritten Partei. Dieser Abbé Pucelle war ein Mann von großem Verdienst, Führer der vorzüglichen Köpfe des Parlamentes, aber hart, fest auf seiner Meinung stehend, schwer zu versöhnen, und lauter als irgend jemand gegen die Operationen der vormundschaftlichen Regierung sprechend: er stand an der Spitze von mehr als hundert Magistratspersonen, und mit diesen drei Parteiführern hatte nun der Regent zu unterhandeln. Es war äußerst schwer, etwas gegen diese drei Männer zu gewinnen, die ein großes Verdienst darin fanden, dem Willen der Minister entgegen zu seyn; durch diese Schwierigkeiten ließ sich aber weder Dübois noch der Regent abschrecken; sie gebrauchten Sechelles zur Unterhandlung mit dem Parlament, der täglich in diesem Geschäft vom Hofe nach Pontoise hin und

wiederging, und mit dem ersten Präsidenten de Mesmes unterhandelte.

Dieser Mesmes war ein großer Esser und liebte einen guten Tisch; er gab dem ganzen Parlament auf Kosten des Königs die Mittagsmahlzeit, der ihm beträchtliche Summen zur Entschädigung für diesen Aufwand überschickte. Man behauptet sogar, daß er von ihm sieben bis acht tausend Livres erhielt.

Sechelles unterhandelte mit de Mesmes, der die Parteiführer alle Tage sah, und einst zu Sechelles sagte: um die Sache zu endigen, müsse der Abbé Menguy aufgeopfert werden. Dieser Parlamentsrath war der vertraute Freund des ersten Präsidenten, und diese Worte überraschten den Geschäftsträger des Regenten sehr; aber der Präsident erwiederte ihm: „Sie sind also sehr darüber erstaunt, weil der Abbé Menguy mein und Ihr Freund ist. In vier Tagen will ich ihm sagen, was wir gethan haben, aber bis dahin darf er nichts wissen: das ist das Mittel seine Lebhaftigkeit und Neugierde zu dämpfen; es wird ihn kränken, daß ohne sein Zuthun Friede gemacht wird; und so wird es uns mögl ich seyn, ihn zurückzubringen, und wir werden ihn selbst uns entgegenkommen sehen: lassen wir auf der Stelle den Abbé Pücelle rufen."

Pücelle kommt, man negociirt mit ihm, man zeigt ihm den Zustand der Angelegenheiten, was der Hof fodert, und was man bewilligen kann und muß, und die Negotiation nimmt ihren Fortgang, während Menguy voll Eifersucht und Unruhe alle mögliche Bewegungen vornimmt, um das Detail derselben zu erfahren, wovon ihm aber kein Mensch ein Wort sagt. Endlich aus Furcht, man möchte ohne ihn endigen, kam er ihnen selbst entgegen, wie der Präsident vorausgesehen hatte, und schloß sich an die andern an.

Alles war also für die Rückkehr des Parlamentes entschieden und beschlossen, und der Regent gab Sechelles den angenehmen Auftrag, die Nachricht von der Zurückberufung des Parlamentes nach Pontoise zu überbringen, und den Tag vorher, ehe die Briefe der Verlegung nach Paris ausgefertigt wurden, kam er zu Pontoise an, als eben zwei Hundert Präsidenten, Räthe und Notablen der Stadt bei Tische saßen, gerade am Tage der Hochzeit der Tochter des ersten Präsidenten mit dem Herzog von Lorges. Der Präsi-

dent publicirte die Veranlassung von Sechelles's Reise, und die Nachricht wurde mit dem Freudengeschrei der ganzen Gesellschaft und der Gäste aufgenommen.

Montespan. (Hr. von)

Hr. von Montespan starb auf seinen Gütern in Guyenne. Er ist nur zu bekannt durch die unglückselige Schönheit seiner Frau, und durch die zahlreichen noch unglückseligern Früchte derselben. Er hatte von ihr, vor der Liebe des Königs, nur einen einzigen Sohn gehabt, welcher der Marquis d'Antin, der Menin von Monseigneur war, der die Schande seines Hauses sehr zu seinem Vortheil zu benutzen wußte. Sobald sein Vater todt war, schrieb er an den König, und bat um Untersuchung seiner Ansprüche auf die Würde eines Herzogs von Epernon; alle Kinder seiner Mutter baten den König darum nach seinem Souper, oder baten, daß er ihn zum Herzog machen möchte, wobei der Herzog von Orleans das Wort führte. Dieser tolle Einfall von der Epernonschen Herzogswürde gab in der That seinem Glücke den Schwung; aber die Zeit war dazu noch nicht gekommen; ein unüberwindliches Hinderniß stand ihm noch im Wege. Frau von Montespan lebte noch, und Frau von Maintenon haßte sie zu sehr, um ihr das Vergnügen zu gönnen, das Emporsteigen ihres Sohnes zu sehen.

Zusatz zum Artikel Montespan.

Aus Colberts Papieren.

Colbert enthüllt uns selbst Ludwigs XIV. Geheimnisse, die kleinlichen Besorgnisse dieses Königs, der sich durch die Eifersucht eines Ehemannes, welcher seine Frau foderte, beleidigt glaubte, der nichts als Lob und Rühmungen wollte, und mit Verdruß seine Fehler entdeckt sah. Diese unbekannten interessanten Data gibt uns der Briefwechsel Colberts mit Ludwig XIV.

Brief von Colbert an Ludwig XIV.

Sceaux den 24. Mai 1678.

Ich erhielt gestern, Sire, das Billet Ew. Majestät vom 17., und ich werde dem pünktlich nachkommen, was

mir Ew. Maj. in Rücksicht Herrn von Montespan zu befehlen geruhen. Ich muß hierbei Ew. Majestät daran erinnern, daß ungefähr vor drei oder vier Jahren Dieselben mir Befehl gaben, dafür zu sorgen, daß ein Proceß, den er vor dem Parlamente hatte, entschieden würde, um ihm dadurch allen Vorwand zu nehmen, in Paris zu bleiben. Ich habe den Befehl Ew. Majestät befolgt, sein Proceß wurde entschieden, und er ging weg, wie ich glaube.

Vor ungefähr vierzehn Tagen kam Hr. von Montespan zu mir, und bat mich, zum zweitenmal bey Hrn. von Novion Fürsprache für einen Proceß einzulegen, den er jetzt führe, und dessen Entscheidung er erwarte, um in seine Provinz zurückzugehn. Ich habe es nicht gethan, weil ich mich ohne Befehl nicht in seine Angelegenheiten mischen zu dürfen glaubte. Wenn Ew. Maj. nöthig erachten, diese Fürsprache bei dem genannten Hrn. von Novion zu thun, so ist es möglich, daß er sodann weggeht. Indessen werde ich dem Befehl Ew. Majestät nachkommen.

Der König antwortet.

Sie können es thun. Sagen Sie dem Richter ein Wort, daß er die Angelegenheiten Montespan's endige, damit er eher abreise.

Brief von Ludwig XIV. an Colbert.

15. Junius.

Es fällt mir ein, daß sich Montespan unbescheidene Aeußerungen erlaubt, er ist ein Narr, den Sie wohlthun werden, genau zu beobachten; und damit der Vorwand, in Paris zu bleiben, nicht länger daure, so sprechen Sie mit Novion, damit man im Parlamente eile. Ich weiß, daß Montespan gedroht hat, seine Frau zu sehen; da er dessen fähig ist und die Folgen davon allerdings zu fürchten sind, so verlasse mich auf Sie, daß er nicht kommen wird. Vergessen Sie ja nicht, ein besonderes Auge auf diese Sache zu haben, vornehmlich aber sorgen Sie, daß er auf das eheste Paris verlasse.

(Prinz von) Nassau.

Der Prinz von Nassau, Erbgouverneur der Provinzen Friesland und Gröningen, ertrank auf der Uiberfahrt nach Mordick. Wegen des Regens wollte er nicht seinen Wagen verlassen und ein anderes Fahrzeug besteigen, als das, wo er sich einschiffte, die Pferde wurden scheu und verursachten das ganze Unglück. Es ertranken nur zwei oder drei Personen mit ihm.

Er hatte seit dem Tode des Königs Wilhelm, der ihn zu seinem Erben, so weit er konnte, eingesetzt hatte, den Namen eines Prinzen von Oranien angenommen. Der Pensionnär Heinsius, der allvermögend in Holland, und die treueste, unbedingteste Creatur des Königs Wilhelm war, wollte ihn zum Statthalter der Provinz machen.

Er war wohlgewachsen, geistreich, thätig, leutselig, beliebt, und versprach unendlich viel für sein Alter. Er hatte die Schwester des Landgrafen von Hessencassel, nachherigen Königs von Schweden zur Gemahlin. Er hinterließ sie schwanger von einem einzigen Sohne, der auch den Namen Prinz von Oranien führt, und eine Tochter des Königs Jakob II. von England zur Gemahlin hat. Er ist ausgewachsen, garstig, hat aber viel Kopf und Ehrgeiz, und thut alles, um zur Statthalterschaft zu gelangen, von der er gleichwohl noch ziemlich weit entfernt zu seyn scheint.

Die Mohrin,

eine interessante Nonne zu Moret.

Man erstaunte zu Fontainebleau, daß, als die Prinzessin von Savoyen, die nachherige Herzogin von Burgund (denn sie wurde erst nach ihrer Rückkehr vermählt) kaum daselbst angekommen war, sie von der Frau von Maintenon veranlaßt wurde, nach einem elenden Kloster zu Moret zu gehn, wo weder die Gegend reizend war, noch irgend eine Nonne Unterhaltung geben konnte, denn es gab gar keine bekannten da; sie besuchte sogar, während der Reise, das Kloster mehreremal wieder, und alles dies machte die Neugierde und das Gerede rege. Frau von Maintenon ging oft dahin von Fontainebleau aus, und endlich hatte man sich daran gewöhnt.

In diesem Kloster befand sich eine Nonne, eine Mohrin, die niemand kannte, und die man niemanden zeigte. Bomtems, erster Valet de Chambre und Gouverneur von Versailles, durch welchen alle häusliche Geheimnisse gingen, hatte sie ganz jung dahin gebracht, hatte eine Mitgabe bezahlt, die nicht gesagt wurde, und zahlte seitdem eine jährliche beträchtliche Pension fort. Er sah sehr genau drauf, daß sie alles Nöthige erhielt, auch alles, was bei einer Nonne für Uiberfluß gelten kann, und was sie von Ergötzlichkeiten wünschte. Die verstorbene Königin besuchte das Kloster oft von Fontainebleau aus, und sorgte für das Beste des Klosters, und so nach ihr Frau von Maintenon. Weder die eine noch die andere zeigten eine bemerkbare, unmittelbare Sorge für die Mohrin, aber sie waren deßwegen nicht weniger auf sie aufmerksam. Sie sahen sie nicht allemal, wenn sie das Kloster besuchten, aber doch oft und mit großer Aufmerksamkeit auf ihre Gesundheit, ihr Betragen und das Betragen der Obern gegen sie. Monseigneur ist einigemal dort gewesen, und die Prinzen seine Kinder ein oder zwei mal, und alle haben nach der Mohrin gefragt und sie gesehn. Sie genoß im Kloster mehr Achtung, als die bekannteste ausgezeichnetste Person genießen konnte, und nützte die Sorgfalt, die man für sie hatte, und das Geheimniß, das man mit ihr beobachtete. Ob sie gleich sehr regelmäßig lebte, so bemerkte man doch, daß ihre Bestimmung zum Klosterleben etwas erzwungenes war. Als sie einst Monseigneur im Walde jagen hörte, vergaß sie sich und sagte ganz nachlässig: „es ist mein Bruder, der jagt!“

Man behauptete, sie sey eine Tochter des Königs (?) und der Königin. Ihrer Farbe wegen habe man sie insgeheim weggebracht und vorgegeben, die Königin habe eine unrichtige Niederkunft gehabt; und viele am Hofe waren davon überzeugt. Wie dem auch seyn mag, die Sache ist ein Räthsel geblieben.

Noailles. (von)

Erster Marschall.

Der Marschall von Noailles gab dem Hofe das Schauspiel eines Todes, das ihm zu großen Betrachtungen Anlaß geben

geben konnte. Er war ein Mann von ungeheurer Dicke, der, ganz eigentlich wie ein Pferd, vor allzu groſser Fettigkeit erſtickte. Auch war er ein groſser Eſſer, und ſein Tiſch war reichlich und delicat beſetzt, aber nur für ſeine Familie und einige wenige andere. In dem Schooße des Hofes geboren, der Sohn eines Vaters und einer Mutter in Charge, und die mit dem Cardinal Mazarin und der Königin Mutter ſehr vertraut waren, hatte er ganz den Geiſt des Hofes eingeſogen, und ſich ganz danach gebildet. So ſchwerfällig, grob und weniger als mittelmäßig er auch war, ſo war doch niemand ſo verſchloſſen, ſo eigen, ſo geheimnißvoll, ſo tief mit dem Hofe beſchäftigt; niemand ſo demüthig vor Leuten, die am Platze waren, niemand ſo ſtolz, ſobald er's konnte, und dabei ſehr brutal. Man hat ihn als Herzog und Capitän der Garde wie ein Page die Schleppe der Frau von Mainstenon tragen ſehen, da doch die Schleppe der Königin nur von den Gefreiten der Garde im Dienſt getragen wird; und derſelbe Mann hatte, als Commandant in Languedoc, in der Meſſe, längs ſeines Fußteppichs ſeine Garden, und ſeine Aumoniers gegen ſeinen Betſtuhl gerichtet, mit demſelben Pomp und Feierlichkeit, wie in der Meſſe des Königs, und ſo alles Uibrige. Als der König, der ſein Abgott war, devot wurde, warf er ſich auch mit aller Macht auf die Frömmigkeit; er communizirte alle acht Tage und bisweilen noch öfter. Meſſen, Veſpern, Abendgebet verſäumte er nie als in den Hofſtunden und in Zeitpunkten des Glücks. Bei alle dem verachtete er noch immer eine hübſche Bürgerdirne nicht, und unterließ nicht, mit Rouillé de Coudray, ſeinem intimen Freunde, einem groſsen bekannten Libertin, zu deſſen Glück er beitrug, und ſein Sohn noch mehr während der Regentſchaft, dergleichen geheime Partien zu machen.

Louville hat mir ein Abentheuer erzählt, für deſſen Gewißheit ich nicht ſtehn mag, das er mir aber als gewiß verſichert hat; und wiewohl er bisweilen ſich gern täuſchen und einnehmen ließ, ſo war er doch ein ſehr wahrheitliebender Mann. Hr. von Noailles war in ein Mädchen von der Capelle des Königs verliebt, das ſehr hübſch war; Frau von Noailles war ſo, daß man das Gerücht glaubhaft finden konnte, und ich hörte in der Zeit viel davon reden. Er hatte damals das Vierteljahr und wohnte in dem Appartement des Capitäns vom Vierteljahre unter dem Könige. Hr. von

Noailles und das Mädchen wurden mit einander einig, das Mädchen kam des Nachts zum Herzog, unglücklicherweise kam der Cardinal Noailles den Morgen sehr früh hin, und ging, ohne sich von den Bedienten aufhalten zu lassen, zu ihm hinein; das Mädchen fuhr mit dem Kopfe ins Bette, das Kopfkissen drüber, der Herzog rief, er habe Kopfweh und könne kein Wort sprechen; der gute Cardinal nahm es für baare Münze, bedauerte den Bruder und ging wieder fort. Der Marschall wollte den Kammerdiener seinen Vertrauten ermorden. Man suchte das Abentheuer sorgfältig zu verbergen, es kommt aber alles am Ende an Tag. Der Herzog von Noaille machte sogar der gemeinen Geliebten von Monseigneur den Hof; dieser Prinz liebte einige Zeit die Raisin, eine sehr schöne vortreffliche Schauspielerin; sie lag krank zu Fontainebleau, der Herzog schickte unabläßig zu ihr, gab ihr Geschenke und machte ihr mit großer Ehrerbietung die Aufwartung.

Bei alle dem war der Herzog weder ein bashafter noch schlechter Mensch; und wiewohl er mit seinem Credit geizig war, so hat er doch Dienste geleistet. Seine Dienstbarkeit gefiel dem Könige; seine Frau hingegen war nicht beliebt, der König und die Maintenon fürchteten ihren Kopf, ihre Anschläge, ihre Kühnheit. Sie beherrschte Mann, Kinder, Familie, Angelegenheiten, Hofintrianen, mit bewundernswürdiger Fröhlichkeit, Freiheit des Geistes und Leichtigkeit; sie machte mit dem Könige und der Maintenon, was sie wollte, und so auch mit der Herzogin von Burgund; beherrschte Prinzessinnen, Minister, alles ohne die geringste Schlechtheit; sie war edel, prächtig, freigebig, voll Liebe für ihre Kinder, ihre Familie, ihren Namen, der Freundschaft empfänglich, sie hatte Freunde und verdiente deren noch mehr; sie sagte nicht alles, was sie dachte, aber nie, was sie nicht dachte; gutmüthig, sanft, ohne Laune, freimüthig mit Klugheit, eine Frau, der man nicht zu nahe treten durfte, und die dann einem jeden die Wahrheit sagte, aber ohne allen Haß: sie erreichte ihr 87stes Jahr, war immer noch voll Geist und Gesundheit, und lebte in ihrer zahlreichen Familie als Patriarchin, sehr reich und freigebig, so viel als sie konnte, andächtig, immer thätig und von ihren Freunden geliebt, von denen ihr eine ziemliche Anzahl geblieben waren. Hr. von Noailles war untröstlich, daß er seinem Sohne seine Charge

gege

gegeben hatte; diese Leere war ihm unerträglich, wiewohl er immer am Hofe und in derselben Achtung blieb. In der ersten Zeit fuhren die Garden fort, in dem Sale vor ihm zu präsentiren; der König erfuhr es und mißbilligte es: dieß war dem Marschall unerträglich, der nun den Umweg über die Höfe nahm, wenn er zu seiner Tochter der Herzogin von Guiche ging.

Seine Krankheit war kurz und schleunig; er starb in seinem Lehnstuhl mitten in seiner Familie und dem Hofe, den er so sehr geliebt hatte; in Gegenwart der Herzogin von Burgund, für die alle Schauspiele gut waren, und der drei Töchter des Königs, die herzueilten und ihn verscheiden sahen. Sein Bruder der Cardinal hatte den Schmerz, das heil. Sacrament lange in seinem Zimmer zu sehen, ohne daß er es empfangen konnte. Die Marschalln hatte die Klugheit, nachher fast nie wieder den Hof zu betreten, und nach dem Tode des Königs erschien sie niemals wieder.

(Herzog von) Noailles

nachheriger Marschall.

Dieser Mann war ganz dazu gemacht, sich das höchste Glück zu schaffen, wenn er es nicht schon völlig für sich bereit gefunden hätte. Er war ziemlich groß, aber dick; sein Gang schwerfällig, aber kräftig. Sein schlichter Anzug, höchstens eine Officiersuniform, kündigte die natürlichste Simplicität an; und er unterstützte sie durch einen Anstrich von dem, was man Sansfaçon und einen guten Gesellschafter nennt.

Man kann selten so viel Geistesvorzüge von aller Art, und so viel Kunst und Gewandtheit beisammen finden, mit der er sich in andrer Denkungsart zu fügen, und sie zu überzeugen weiß, daß er von denselben Wünschen und Neigungen wie sie, wenigstens eben so stark, und noch weit stärker beseelt sey. Sanft, wenn es ihm beliebt, höflich, leutselig, niemals incommodirt, selbst wenn er es am meisten ist, fröhlich, amüsant, angenehm, scherzhaft, fein ohne zu beleidigen, reich an lieblichem Witz, ein guter Schmauser, Musiker, willfährig, andrer Geschmack sich anzueignen, ohne die geringste Laune, mit dem Talent begabt, alles sagen zu können,

nen, was er will und einen ganzen Tag zu sprechen, ohne daß man irgend etwas daraus abnehmen kann, und dieß sogar im Sallon zu Marly und in den unruhigsten verwirrtesten Augenblicken seines Lebens. So habe ich ihn selbst mehrmals gesehn, ich wußte, was er mir selbst davon gesagt hatte, und fragte ihn dann mit Erstaunen, wie er so seyn könne. Leicht, anziehend in seinem Benehmen, zu jeder Conversation bereit, von allem wissend, von allem sprechend, sein Geist mit Wissenschaft geschmückt oder vielmehr geputzt, indem jede Art von Kenntniß nur Oberfläche ist; auch findet man die Seichtigkeit, wenn man nur etwas tiefer geht, dann fällt er in Galimatias. Alle kleinere Aufmerksamkeiten und Feinheiten weiß er auch unvorbereitet spielen zu lassen, wenn er gewinnen will, sie vervielfältigen sich, erhalten die artigste Mannichfaltigkeit, sind unerschöpflich und werden nie lästig. Er ist alles gegen alle mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, und vergißt nicht, in den Häusern sich bei den alten Bedienten beliebt zu machen. Seine Sprache rein, harmonisch, natürlich, angenehm, viel Eleganz, sehr viel Beredtsamkeit, durch die aber die Kunst hindurch blickt, so wie seine Manieren bei aller Anmuth und Artigkeit doch eine gewisse natürliche Grobheit blicken lassen; seine Erzählungen angenehm, und er besitzt das Talent, für die Unterhaltung etwas aus nichts zu schaffen, und die ernsthaftesten, kitzlichsten Angelegenheiten scherzhaft zu endigen, ohne daß ihm dieß alles etwas zu kosten scheint. Welche Liebenswürdigkeit und welche große Talente für den Hof; glücklich, wenn er nicht auch andere gehabt hätte. Wir müssen auch diese schildern.

Unter soviel Kunst, Anmuth, Geist, Gesellschaftlichkeit, Umgänglichkeit, List, Freundschaft, Achtung und Vertrauen liegen fast alle Ungeheuer verborgen, welche die Dichter vom Tartarus gefabelt haben. Eine grundlose Tiefe, eine Falschheit, die jede Probe besteht, eine angeborne geübte Treulosigkeit, vermöge der er mit allem zu spielen vermag, eine Schwärze der Seele, welche zweifelhaft macht, ob er ein Herz habe, und die sicher zeigt, daß er an nichts glaubt, eine Verachtung aller Tugend, auf das standhafteste ausgeübt; abwechselnd nach dem Bedürfniß der Zeit öffentliche zügellose Ausschweifung, und wiederum die entschiedenste, durchgeführteste Heuchelei; in jeder Art von Laster ein Mensch, der sich zu allem versteht, alles unternimmt, der, auf der That ertappt, nicht

nicht erröthet und ihr eifriger seinen Weg geht; Meister in Erfindungen und Verläumdungen, der unerschöpflich ist, und sehr selten stecken bleibt; ein Mensch, der, wenn er sich ohne Hülfe und ohne Kraft sieht, sich schnell wie eine Schlange zurückzieht und das Gift bei sich behält; eingeweiht in alle Niedrigkeiten, deren er nicht müde wird und womit er einen immer wieder gewinnt, mit dem festgesetzten Vorsatz, einen zu verderben, (und zwar alles ohne eine Spur von Mißtrauen, Haß und Zorn); und hat doch die vertrautesten Freunde, über die er, wie er gesteht, sich zu beklagen nie Ursache gehabt hat, und denen er Verbindlichkeiten vom ersten Range nicht ableugnet. Die große Triebfeder einer so äußerst seltenen Verderbtheit ist der zügellosesten Ehrgeiz, der ihn zu den schwärzesten, hinterlistigsten, unglaublichsten Dingen treibt, um alles was ihm Hinderniß werden und, selbst ohne es zu wollen, seinen Weg minder sicher und eben machen könnte, zu verderben. Dabei eine gleich ungeheure, fruchtbare, zügellose Einbildungskraft, die alles ergreift, überall hinschweift, sich verirrt, sich selbst unglücklich macht, die von zügelloser Kühnheit getrieben und von noch stärkerer Feigheit gedämpft ist, unter deren entgegengesetzter Herrschaft er seufzt, sich hin und her windet, sich zurückzieht, nicht weiß, was er machen, was aus ihm werden soll, und von der letztern gleichwohl selten gegen seine Fehler geschützt ist. Zu gleicher Zeit mit seinem Kopf, seinen Talenten, seinen Kenntnissen von Grund aus zu Arbeit und Geschäften untauglich; seine ausschweifende Leidenschaft, die Menge von Planen, und die Krümmungen seiner Entwürfe, die er in Menge alle zugleich ersinnt, die Durchkreuzungen des einen durch den andern, die Ungeduld sie zu verfolgen und aus einander zu wirren, bringen eine Verwirrung in seinen Kopf, aus der er sich nicht retten kann. Das ist im Kriege die Quelle aller der unnützen Bewegungen, womit er die Truppen vergeblich, und so oft ganz zur Unzeit, ermattet, aller der Märsche und Contremärsche, die kein Mensch begreift, der Detaschements, die ohne Zweck gehen und wiederkommen, aller der Contreordres, sechs, acht, zehn nach einander für dieselben Truppen, oft für die ganze Armee, um zu marschiren und nicht zu marschiren, welche die Truppen verdrüßlich und ihn verächtlich machen, und sie zu Grunde richten.

In Geschäften verfolgt er einen Plan acht Tage, vielleicht vierzehn oder noch länger. Alles muß diesem Plane weichen, alles ihm dienen; alles andere ist aufgegeben und verachtet; er lebt nur für diesen Plan; jetzt erzeugt sich aber ein anderer in seinem Kopfe, wächst, verdrängt den ersten und behauptet sich mit gleichem Enthusiasmus. Er ist ein Mensch voll Eigensinn, Laune und Ungestüm, die ihn in ewigem Wechsel besitzen, ohne alle Consequenz des Kopfs, außer für Intriguen, Schleifwege und Unterminirungen, worin er viel Consequenz hat, und woraus er alles für die Geschäfte schöpft. Man wird zu seiner Zeit die Belege für das hier Gesagte sehen; manche davon wird man mit Schrecken lesen, andere mit alle dem Erstaunen, das die albernsten, unsinnigsten Einfälle erregen können; endlich was kaum Glauben finden wird von einem Manne von so vielen, früh geübten Geistesanlagen, man wird sehen, daß er unfähig ist, ein räsonnirtes Memoire, über was es auch sey, aufzusetzen, unfähig einen Geschäftsbrief zu schreiben. Durch alles räsonniren, sprechen, dictiren, lesen, wiederlesen, dictiren, umschmelzen, coreigiren, ausradiren, umändern, verfliegt alles, es bleibt nichts übrig, Tage und Nächte gehen hin, den Secretären wird der Kopf warm, es kommt nichts heraus; und wenn denn nun etwas vorgebracht werden muß, so entschließt er sich, es von einem Unbekannten machen zu lassen, den er wo aufgetrieben hat und einsperrt hält, und den er etwas noch dazu zehnmal machen und wiedermachen läßt; und diese Arbeit legt er nun mit der ruhigsten Unverschämtheit als seine eigene vor. Ein Mensch dem Anschein nach so offen, so liebenswürdig, so ganz dazu gemacht, den zurückhaltendsten Menschen Staub in die Augen zu werfen, in sich zu zeigen, was alles von allen möglichen Seiten einnehmen könne, und in jeder Art die vortheilhaftesten Eindrücke zu machen, zu gleicher Zeit aber ein Mensch, der nur auf sich denkt, keinen noch so gering und gleichgültig scheinenden Schritt thut, der nicht einen Zweck hat, der immer im Finstern brütet, dem kein Mittel etwas kostet, dem Verrath und Ungerechtigkeit sein tägliches Brod sind, der die teuflischten Anschläge zu ersinnen, von weitem anzuzetteln und zu verfolgen versteht; einer der Menschen, die die Barmherzigkeit Gottes so selten werden läßt, der bei der Schwärze der größten Verbrecher nicht einmal das hat, was man aus Mangel eines Ausdrucks dafür

die

die Tugend nennt, die zu Vollführung groſser Schandthaten nöthig iſt, der andern bei ſich die gröſsten Gefahren bereitet, und ihnen nur gefällt, um ſie zu verderben, wie die Sirenen in der Fabel. Was ſeine Tapferkeit betrifft, die durch ſeine auffallende Furchtſamkeit als General zum wenigſten mehr als verdunkelt iſt, ſo überlaſſe ich denen, die ihn in Handlung geſehen haben, darüber zu urtheilen. Er hat längs der Linien oft deswegen bons mots hören müſſen; ſeine ſtete Unentſchloſſenheit und Geſchäftigkeit, die ihn bei der Armee und am Hofe immer in Obhut gehalten hat, hat ihn nicht beliebt gemacht. Ich ſchlieſse dieſen Artikel, indem ich das, was ich von ihm bis zum September 1745, wo ich einen Theil dieſer Memoires redigire, bemerkt habe, beſtätige, und neue Züge zu den ſchon längſt vorhergezeichneten hinzu füge.

Die Schlange, welche die Eva verſuchte und durch ſie Adam verführte, und das Menſchengeſchlecht verderbte, iſt das Original, wovon der Herzog von Noailles die treuſte vollkommenſte Copie iſt, ſoweit nämlich ein Menſch, der Fähigkeiten eines böſen Geiſtes der erſten Ordnung, des Hauptes aller vom Himmel verſtoſsenen Engel, fähig iſt: der ungeheuerſte unerſättlichſte Ehrgeiz, der überſpannteſte Stolz, die zuverſichtlichſte Meinung von ſich ſelbſt, und die volleſte Verachtung alles deſſen, was nicht das liebe Selbſt iſt; Durſt nach Reichthum, die Sucht, als ein Alleswiſſer zu glänzen, die Leidenſchaft, ſich in alles zu miſchen, beſonders zu herrſchen; der allgemeinſte und zugleich auf die beſonderſten Gegenſtände gerichtete, brennendſte, leidenſchaftlichſte Neid; die furchtbar frechſte Anmaſsung, gerade alles, was dem andern nützlich und rühmlich iſt, ſich zuzueignen; eine allgemeine, beſondere Eiferſucht, die ſich auf alles erſtreckt, die brennendſte Leidenſchaft alles zu beherrſchen, ein finſteres, verſchloſſenes, lichtſcheues Betragen, ein ewiges Projectmachen, und Sinnen auf Mittel, die alle gut ſind, ſo abſcheulich, ſchrecklich ſie auch ſeyn mögen, wenn ſie nur zum vorgeſteckten Ziele führen; kurz: eine bodenloſe Tiefe! — Dieſs iſt das Innere des Noailles's. Sein Aeuſseres, wie er noch lebt und ſich darſtellt, die Geſtalt ſeines Körpers, ſeiner Hände und Füſse kennt man; die Corpulenz eines Bauern und die Schwerfälligkeit ſeines Ganges verſprachen den Wuchs, den er erhalten hat. Das Geſicht iſt dem ganz unähnlich.

Seine ganze Physiognomie ist Geist, Reichthum an Ideen, Feinheit und Falschheit, und nicht ohne Anmuth; eine natürliche Beredtsamkeit, eine leichte Aussprache, ein Ausdruck, wie er ihn will; stets Herr seiner selbst, ein Mensch, der einen ganzen Tag sprechen kann, ohne etwas zu sagen; der in Gesellschaft ganz für den ist, dem er gefallen will, und so natürlich, wie dieser denkt und fühlt, daß man sich über eine so zufällige Gleichheit wundern muß. Die eine Mißlaune, vollkommene Gleichheit des Betragens, zaubertische Einschmeichelung, die Sprache des Höflings, die Sprache der Frauen, ein guter Gesellschafter, ohne allen eignen Geschmack, wenn's nöthig ist, auf der Stelle des andren Geschmack sich anzeignend. Gleiche Leichtigkeit, denselben Menschen, dieselbe Sache zu loben oder zu tadeln, nachdem nun derjenige beschaffen ist, mit dem er spricht; der gröste Schmeichler, und mit einer Miene der Uiberzeugung und Wahrheit, welche ihn vor Uibertreibung schützt; eine Bereitwilligkeit, Uiberzeugung zu heucheln, die ihn unwillkührlich zur rechten Zeit zu des andern Meinung hinüberzieht, oder eine Beharrlichkeit auf der eignen Meinung, eben so erheuchelt, wenn es rathsam ist, einem gleichsam unwillkührlich zu widerstehen, und ihn mit sich fortzuziehn. Immer nach der Mode, abwechselnd devot, ausschweifend, gemessen, gottlos, nachdem es rathsam ist; aber was nicht veränderlich ist, anspruchslos resignirt, auf nichts denkend als gutes zu thun, patriotisch, ein Bürger wie zu Sparta; die Stirn heiter, die Mine ruhig, seine Conversation leicht und fröhlich, wenn es im Innern am stürmischten ist; liebenswürdig, gefällig, anschließend gegen den, den er eben durch teuflische Hinterlist zu verderben sucht; und wie spät auch nach Anlegung seiner Maschinen die Wirkung komme, so kostet es ihm nichts, mit einem ohne allen Zwang in Verbindung, in beständigem Verkehr, in der scheinbar vollkommensten Freundschaft und dem sichersten Vertrauen zu leben. Unendlich viel Kopf und Gewandtheit des Geistes; aber alles fürs Schlimme, für seine Lüste, für die entsetzlichsten Bosheiten und die schwärzesten, lange überlegten, nach ihrem Erfolg berechneten Handlungen. Seht da den Teufel; seht da den Menschen. Es ist erstaunend, daß er mit so viel Geistesvorzügen, so viel Anlagen, Liebenswürdigkeit, Talenten, mit solchem Bestreben, den vollesten Gebrauch davon zu machen, mit so viel Bemühung

dahin

dahin zu gelangen, und im Besitz so vieler Mittel durch seine besondre Lage, seine Chargen, Aemter, seine Familie und Glücksstand, nie, selbst nicht unter seinen nächsten Verwandten, sich einen Freund zu erwerben gewußt hat. Er cultivirte niemanden als seine Schwester, die Herzogin von Guiche, wegen der entschiedenen Neigung der Frau von Maintenon für sie, und den Herzog von Guiche um seiner Charge willen, um Einfluß auf ihn zu haben, der wiederum für den Kopf des Herzogs von Noailles Respect hatte. Nicht weniger erstaunend ist es auch, daß dieser so eingeschlossen lebende, scheinbar so fleißige Mensch, der es darauf anlegte, alles zu wissen und sich auf Bücher zu verstehen, und eine zahlreiche Bibliothek sammlte, der die Gelehrten hochhielt, um ihnen etwas abzuhören, und um sich von ihnen ehren und rühmen zu lassen, daß dieser Mensch nie durch die Oberfläche einer Sache gedrungen ist, und daß sein Mangel an Consequenz und Anhaltsamkeit, die Intrigue ausgenommen, ihm durchaus nicht erlaubt hat, in etwas tiefer einzugehn, und irgend einen Gegenstand vierzehn Tage lang zu verfolgen, den er einmal in dem ewigen Wechsel ins Auge gefaßt hatte. Denselben Leichtsinn, folglich dieselbe Unfähigkeit, hatte er in den Geschäften; nie hat er über irgend etwas einen Aufsatz entwerfen können, nie hat er mit denen, die er machen ließ, zufrieden seyn können. Immer corrigiren, immer Ideen fassen, war seine Sache: das ist nicht alles, er hat nie einen Geschäftsbrief zuwege bringen können. Die Unstätigkeit seiner Ideen brachte seine Arbeiter zur Verzweiflung, und ermüdete sie mit immer derselben Arbeit, immer wieder von vorn anzufangen; das ist eine unheilbare Krankheit in ihm, und die sich besonders in der Unordnung zeigt, die er in die Expeditionen gebracht hat, indem er in einem Tage den Truppen, die er in dieser letzten Zeit commandirt hat, und seiner ganzen Armee, zehn, zwölf, funfzehn mal abgeänderte, immer widersprechende Befehle zu geben pflegte, bald zu marschiren, bald zu bleiben, wodurch er sich zum Plagegeist der Truppen und Büreaus gemacht hat. Ich will nichts von seinen Kriegsfähigkeiten sagen, wovon er selbst gern den Lobredner macht, auch nichts von seiner persönlichen Tapferkeit, ich lasse das Publikum urtheilen, ich verweise auf dessen Ausspruch und das Urtheil der, der seinigen in Italien, Deutschland und Flandern gegenüberstehenden Armeen und

auf die Begebenheiten, die wir bis zum September dieses Jahres 1745 gesehn haben.

Im J. 1694 widerfuhr dem Hrn. von Noailles ein unangenehmes Abentheuer bei der Armee. Er und Barbesieux standen sehr schlecht mit einander, beide in gutem Vernehmen mit dem Könige, beide hochstehend, beide übermüthig. Noailles hatte oft eine Menge Dinge in seinem Gouvernement Roussillon erlangt, wodurch er sehr sein eigner Herr und vom Kriegsstaatssecretär unabhängig wurde. Frau von Maintenon, Louvois's Feindin, hatte ihn darin unterstützt, und der Sohn, noch weniger als der Vater geltend, hatte nichts davon abändern können. Er war nicht der Freund des Herrn von Luxemburg, der mit Noailles sehr intim war, und hieraus bildeten sich von beiden Seiten zwei Gruppen, die sich einander sehr scheel ansahen. Das Kriegsglück Noailles's in Catalonien dieses Jahr über, hatte Barbesieux aufgebracht, er fürchtete neue Siege, als die Vorläufer seines Untergangs bei dem wechselnden Credit seiner Feinde, und alles was in Catalonien geschehn war, bahnte den Weg zur Belagerung von Barcelona. Die Eroberung dieser Stadt war das Siegel der Eroberung des ganzen Fürstenthums, und setzte den König in Stand, den Spanischen Hof mit Erfolg anzugreifen. Er hatte immer diesen Zweck gehabt: Noailles, der vom Könige selbst wußte, wie sehr ihm dieses Project am Herzen lag, und endlich die Mittel dazu so nahe vor sich sah, wünschte eben so sehr die Vollführung desselben, und um so angelegentlicher, als ihm dadurch der erhaltene Vicekönigstitel versichert, seine Gunst und sein Glücksstand erhöht wurde, und er dadurch nothwendig das Commando der Armee erhalten mußte, die im folgenden Jahre Spanien an den empfindlichsten, zugänglichsten Orten angreifen oder es zum Frieden zwingen sollte, wobei er den Ruhm ganz allein zu ernten hoffen konnte. Er drang also in den König, ihm bei Zeiten die Befehle dazu zu geben, um ihn in Stand zu setzen, die Belagerung mit Sicherheit zu unternehmen; und Barbesieux, der in Verzweiflung darüber war, wagte nicht, was ihm vorgeschrieben war, und was Noailles noch deutlicher verlangte, (der zur bestimmten Zeit an nichts Mangel leiden, und wenn nicht alles auf den Punkt da wäre, ihn nicht schonen zu wollen schien,) zu unterlassen.

Es

Es lief demnach eine Flotte von zwei und funfzig Schiffen am 31 Octbr. von Toulon aus, mit 5200 Mann Truppen an Bord, die von denen des Hrn. von Vendome in Provence genommen waren, und nichts fehlte mehr, um Hand ans Werk zu legen, als Noailles auf den Gedanken kam, dem Könige einen besondern Bericht abzustatten, um unmittelbar, alles ohne Wissen des Barbesieux, seine Befehle für eine ihm so wichtige Unternehmung zu erhalten. Er wählte zu dem Geschäft Genlis, der ohne Vermögen und Glück sich ihm ganz ergeben hatte. Dieser Genlis gewann Noailles's Freundschaft in einem solchen Grade, daß er in seiner ganzen kleinen Armee der Gegenstand der allgemeinen Eifersucht wurde; Noailles verschaffte ihm ein Regiment, und beförderte ihn sehr schleunig zur Brigade, und bald nachher zum Feldmarschall. Er hatte Verstand und Klugheit, und keine andere Bekanntschaft und Protection als die, von der er alles erhalten hatte. Noailles glaubte also nicht besser zu thun, als ihm einen bloßen Beglaubigungsbrief an den König mitzugeben, und ihn als einen lebenden Brief anzukündigen, der alles auf der Stelle beantworten und, ohne ihn mit Depeschen zu belästigen, in einer halben Stunde mehr sagen könnte, als er in mehrern Tagen zu schreiben vermöchte. Worte verfliegen, die Schrift bleibt; ein Courrier kann beraubt, kann krank werden, und seine Depeschen überschicken. Dieses Mittel aber kam allen diesen gefürchteten Zufällen zuvor, und ließ Barbesieux in Unwissenheit und in peinlicher Verlegenheit über das, was so durch Genlis vorgehen möchte. Barbesieux, der in Catalonien nur um so mehr und bessere Spione hatte, als es der gefährlichste Ort für ihn war, wurde von der Absendung Genlis's und dem Tage seiner Abreise unterrichtet, und erfuhr auch, daß er unmittelbar zum Könige geschickt werde, und daß ihm besonders durchaus verboten sei, ihn zu sehen. Dieß veranlaßte ihn zu einem kühnen Entschluß. Er ließ Genlis bei den Approchen von Paris erwarten, und ihn zu sich nach Versailles bringen, ohne ihn einen Augenblick aus den Augen zu lassen. Als er ihn bei sich hatte, schmeichelte er ihm so sehr, und wußte ihm so gut fühlen zu lassen, welch ein Unterschied für die Beförderung seines Glückes zwischen der Freundschaft des Herzogs von Noailles, so sehr er auch in Credit stehe, und der Freundschaft eines Kriegsstaatssecretärs, und zwar von seiner

Art und seinem Alter, sei, daß er ihn ganz gewann, und ihn zur schwärzesten Treulosigkeit brachte; so daß er sich nämlich entschloß, den König nur in seiner Gegenwart zu sehn, und ihm gerade das Gegentheil von seinem Auftrage zu sagen. Barbesieux schrieb ihm vor, was er wollte, nachdem er von ihm erfahren hatte, was ihm aufgetragen war, und sah seine Vorschriften vollkommen befolgt. Auf diese Art wurde das Project der Belagerung von Barcelona, auf dem Punkte der Ausführung, vereitelt, als man die gegründetsten Aussichten auf einen glücklichen Erfolg, und bei dem Zustand der Spanischen Macht an dieser Grenze, die seit ihrer Niederlage wie verlassen war, durchaus keinen Entsatz zu fürchten hatte; und auf Noailles fiel in den Augen des Königs die ganze Schuld des verfehlten Unternehmens, gerade durch die von ihm gebrauchte Vorsicht, nichts als einen bloßen Beglaubigungsbrief zu geben, so daß alles was Gentis sagte, und was seinem Auftrag schnurstracks entgegen war, doch keinen Widerspruch fand, und für Noailles's Auftrag galt. Man kann glauben, das Barbesieux keine Zeit verlor, die nöthigen Befehle zur schleunigen Zerstreuung aller Zurüstungen auszufertigen, und für die Flotte die zur Rückkehr nach Toulon nöthigen möglich zu machen. Man kann sich auch vorstellen, welch ein Donnerschlag dieß für Noailles war; aber das Kunststück hatte so gut gewirkt, daß er sich nie wieder in den Augen des Königs rein waschen konnte. Man wird die Folgen davon sehen, wie dadurch der Grund zu Vendome's Größe gelegt wurde.

(Die Prinzessin von) Oranien und der Herzog von Hannover.

Zwei sonderbare Begebenheiten ereigneten sich kurz nacheinander. Der Tod der Prinzessin von Oranien erfolgte zu Ende des Januars 1695 zu London. Der Hof nahm keinen Theil daran, und der König von England bat den König von Frankreich, keine Trauer zu veranstalten, die auch sogar den Herren von Bouillon und von Dûras, und allen Verwandten des Prinzen von Oranien verboten wurde. Man gehorchte und schwieg; aber man fand diese Rache

kleins

kleinlich, und man hoffte auf Veränderungen in England; aber diese Hoffnung war bald vereitelt. Der Prinz von Oranien erschien daselbst fester in Credit und Ansehn als je. Die Prinzessin, die immer sehr an ihrem Gemahl gehangen hatte, hegte eine gleich starke Leidenschaft, wie er, für seine Usurpation. Ihr Ehrgeiz fühlte sich sehr geschmeichelt durch die Hoffnung, sich auf dem Throne ihres Vaterlands zu sehen, wenn gleich auf Kosten ihres Vaters und seiner übrigen Kinder. Sie wurde bedauert, und der Prinz von Oranien, der sie geachtet und geliebt, und mit dem vollesten Vertrauen, und selbst mit besonderer Ehrfurcht behandelt hatte, war vor Schmerz über ihren Verlust einige Tage krank.

Ein zweiter sonderbarer Vorfall ereignete sich um diese Zeit. Der Herzog von Hannover, der um die neunte Kurfürstenwürde warb, und durch die Revolution in England, nach dem Prinzen und der Prinzessin von Oranien, und nach der Prinzessin von Dänemark, als der nächste der protestantischen Linie, auf den Englischen Thron gerufen wurde, (denn er war der älteste Sohn der Herzogin Sophie, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, der sich zum Könige von Böhmen krönen ließ, und darüber seine Würde und Länder verlor, und einer Tochter Jakobs I. Königs von Schottland und nachher von Englnnd, welcher der Sohn der berühmten Maria Stuart, und Carls I., der enthauptet wurde, und des Königs Jakobs II., der vom Prinzen von Oranien entthront wurde, Vater war): dieser Herzog von Hannover — sage ich — hatte die Tochter des Herzogs von Zelle zur Gemahlin, mit der er leiblich Geschwisterkind war. Sie war schön, und er lebte mit ihr einige Zeit. Um diese Zeit kam aber der Graf von Königsmark, ein junger, wohlgewachsener Mann an seinen Hof, und erregte seine Eifersucht. Er beobachtete das Paar, und glaubte vollkommne Gewißheit zu haben, von dem, was er wohl nie hätte wissen mögen; aber erst nach ziemlich langer Zeit. Es ergriff ihn die heftigste Leidenschaft, er ließ den Grafen in Verhaft nehmen, und sogleich in einen heißen Ofen werfen. Seine Gemahlin schickte er ihrem Vater zurück, der sie auf eins seiner Schlösser setzte, wo sie von Leuten des Herzogs von Hannover eng bewacht wurde. Hierauf ließ er das Consistorium versammeln, um die Ehescheidung

zu erhalten. Dieses entschied sehr sonderbar, nämlich dahin, daß er seinerseits geschieden sei, und eine andere Gemahlin heirathen könne, daß aber die Ehe von Seiten der Herzogin fortdaure, und sie sich nicht wieder vermählen könne, und daß die Kinder, die sie während ihrer Ehe gehabt habe, legitim seyen. Der Herzog von Hannover war nicht von diesem letzten Punkte überzeugt.

Pomponne,
Minister und Staatssecretär.

Pomponne, Sohn des berühmten Arnaud d'Antilly, und Neffe des bekannten Arnaud, ließ durch seinen Tod, der sehr viel Aufsehn erregte, dem Conseil und allen Edlen eine große Leere empfinden. Seine durch Wissenschaft und Gottesfurcht so berühmte Familie bedarf keines Lobes; und ich werde mich hier bloß auf Hrn. von Pomponne einschränken. D'Antilly wußte mittelst seiner Aemter und der Freundschaft, wodurch ihn die Königin Mutter vor und nach der Zeit, wo er sich nach Port-royal-des-champs zurückgezogen hatte, trotz der jansenistischen Stürme auszeichnete, seinen Sohn von seiner frühesten Jugend an, bei mehrern wichtigen Angelegenheiten in Italien anstellen zu lassen, wo er mit mehrern Fürsten Tractaten und Bündnisse schloß. Sein Vater, der außerordentlich geliebt und geachtet war, verschaffte ihm die Protection mehrerer wichtiger Männer, von denen Herr von Türenne einer der vornehmsten war. Pomponne hielt sich in der ihm anvertrauten Inspection der Armeen in Neapel, in Catalonien und überall mit so vieler Mäßigung, Klugheit und Glück, daß seine Talente, unterstützt von den Freunden seines Vaters und denen, die er sich selbst erworben hatte, ihm im J. 1665 die Schwedische Ambassade verschafften. In Schweden blieb er drei Jahre, worauf er als Ambassadeur nach Holland ging. Auf beiden Posten hielt er sich so gut, daß er nach Schweden zurückgesandt wurde, wo er, obgleich er mit den Künsten des Hauses Oestreich kämpfen mußte, die bekannte nordische Ligue, die Frankreich so nützlich war, im Jahr 1671 zu Stande brachte.

Der König war mit seinen Diensten so zufrieden, daß, als er wenige Monate nachher seinen Minister und Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Lyonne, verlor, er die Stelle dieses großen Ministers nicht besser als durch Pomponne ersetzen zu können glaubte. Indessen ließ er es noch geheim, und meldete es bloß ihm selbst, in einem eigenhändigen Billet, nebst dem Befehl, alles auf das schnellste in Schweden zu vollenden, was seine Hand noch nothwendig foderte, und dann sogleich zurückzukehren. Er kam nach Verlauf von zwei Monaten noch in demselben Jahre 1671 an, und wurde sogleich declarirt. Sein Vater, der sich seit 1644 zurückgezogen hatte, hatte die Freude, seinen Sohn durch sein Verdienst zu einer so wichtigen Stelle gelangt zu sehen, und starb drei Jahre nachher, im Alter von 85 Jahren. Pomponne machte sich dieser Stelle durch die Art, wie er sie verwaltete, noch würdiger, als ehe er damit bekleidet war. Er war ein vortrefflicher Mann, von geradem richtigen Sinn und treffender Beurtheilungskraft, der alles mit reifem Urtheil und doch ohne Langsamkeit that, von bewundernswürdiger Bescheidenheit, Mäßigung und Einfachheit in der Wahl der Mittel, und ein Mann von der reellsten und aufgeklärtesten Frömmigkeit. Aus seinen Augen sprach Anmuth und Geist; seine ganze Physionomie zeigte Verstand und Aufrichtigkeit. Er hatte eine außerordentliche Gewandtheit, Kunst und Talent, im Unterhandeln seinen Vortheil zu finden; eine Feinheit und Geschmeidigkeit ohne Ränke sucht, die ohne anzustoßen, zu ihren Zwecken zu gelangen wußte; eine Anmuth und Geduld, die ihm in den Geschäften Liebe erwarb, und dabei eine Festigkeit und, wenn es nöthig war, eine Härte in Behauptung des Interesse des Staates, und der Ehre der Krone, welche nichts beugen konnte. Bei allen diesen Eigenschaften wußte er sich die Liebe der auswärtigen Minister zu erwerben, was er auch in allen den Ländern, wo er negociirte, gethan hatte. Höflich und verbindlich, wie Minister als beim Unterhandeln, erwarb er sich die Anbetung des Hofes, wo er ein gleichförmiges, von Luxus und Sparsamkeit gleich entferntes Leben führte, keine andere Erholung von seiner großen Arbeit suchend, als bei seiner Familie, seinen Freunden und seinen Büchern. Die Anmuth und Würze seines Umgangs war einnehmend, und seine Unterhaltung, ohne daß er's wollte,

erstaunlich lehrreich. Alles geschah bei ihm und durch ihn mit Ordnung, und nichts blieb liegen, ohne doch seine Ruhe dadurch zu stören. Diese Eigenschaften standen in zu großem Contrast mit Colbert und Louvois, als daß sie sie hätten mit Gleichmuth ertragen können; beide hatten selbst sehr große Eigenschaften; aber wenn sie auch bisweilen glänzend erschienen, so waren sie nicht so liebenswürdig, und wenn sie auch Freunde hatten, so hatte Pomponne die seinigen ganz eigen, und wenn auch vielleicht nicht so mächtige, doch in größerer Menge, und besaß eine allgemeinere Liebe als sie. Jeder von beiden suchte immer in des andern Sphäre einzugreifen, weßwegen auch einer des andern Feind war; beide wollten, unter verschiedenem Vorwand, die auswärtigen Geschäfte in Händen haben, und beide sahen sich mit Klugheit und Vorsicht davon zurückgedrängt. Nicht allein konnten sie nie das geringste Gewicht darin gewinnen, sondern die große Bekanntschaft Pomponne's mit den allgemeinen Angelegenheiten Europa's, und besonders die Kenntniß, die ihm sein Fleiß, seine Reisen und seine Negociationen von den auswärtigen Häusern, Ministern und Höfen, und allen den verschiedenen Verhältnissen und politischen Triebfedern verschafft hatten, gab ihm ein solches Uebergewicht in diesen Dingen, daß sie, bei aller seiner Bescheidenheit und Sanftmuth, ihm nicht im Conseil zu widersprechen wagten, wo er sie oft in Gegenwart des Königs, wenn sie es gewagt, zum Schweigen gebracht hatte. Sie gingen daher lange darauf aus, wie sie an diesen lästigen, und ihrem Ehrgeiz so unerträglich gegenüberstehenden Mann kommen könnten. Dieser Wunsch sich seiner zu entledigen, und einen andern an seine Stelle zu setzen, der sich nicht so gut vertheidigen konnte, vereinigte diese beiden Feinde auf einige Zeit, und sie traten zusammen.

Der Jansenismus, der damals so vielen zum Vorwand dienen mußte, den Jesuiten gegen das Parlament, den Scheinheiligen gegen die Einsichtsvollen, allen Entschlossenen und Unternehmenden, und allen Heuchlern; dieser Jansenismus, dessen geheime Triebfedern wenige damals sahen, so wie zur Zeit der Ligue, wenige in deren Mysterien eindrangen, mußte ihnen zum Mittel dienen. Es war in der That ein Wunder, das nur durch Pomponne's Verdienst möglich war, daß dieser Minister als Sohn, Bruder, Neffe, Geschwisterkind, nächster Verwandter, und durch die innigsten

Bande

Bande verbundener Freund von allen denen, welche man im Ganzen oder persönlich dem Könige verhaßt zu machen gewußt hatte, sich auf diesem Posten und im Vertrauen des Königs behaupten konnte. Die beiden andern, die unermüdet und mit vereinten Kräften an ihren Minen arbeiteten, bemerkten endlich, daß sie auf das Gemüth des Königs etwas gewirkt hatten; sie drangen näher auf ihn ein, und es gelang ihnen, daß er unter dem Vorwand der Religion ihnen das Opfer brachte, wiewohl nicht ohne den größten Widerwillen. Der König, so zufrieden mit Pomponne's Verhalten, sah in ihm nichts als Mäßigung und Vernunft, besonders in Sachen des Jansenismus; es kostete ihn Mühe, Mißtrauen gegen ihn zu fassen, selbst in diesem Punkt; und das Gefährliche und Anstößige, das darin lag, wenn er den Neffen Arnaud's in seinen geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten brauchte, schien ihm nichts gegen die Gefahr und den Mangel, den seine Entfernung mit sich brachte. Er wich endlich den anhaltenden Angriffen, und so wie der letzte Tropfen Wasser das Gefäß zum Ueberfließen bringt, so ward Pomponne, nach so vielen anhaltenden Vorbereitungen, durch eine Kleinigkeit gestürzt.

Es war im J. 1679, man stand in Unterhandlung wegen der Vermählung der Dauphine, und erwartete den Courrier, welcher die Entscheidung bringen sollte. In diesem kritischen Zeitpunkte glaubte Pomponne Zeit zu haben, um einige Tage nach Pomponne zu gehen. Frau von Soubise kannte sehr gut die Lage der Dinge, aber sie mochte sich nicht erklären, ob sie gleich in der Periode ihrer Schönheit und Gunst stand, und Pomponnes Freundin war. Sie begnügte sich damit, ihn zu beschwören, daß er diese kleine Reise aufschieben möchte, und ihm zu erklären, daß sie Dinge fürchtete, die ihm nicht sich zu entfernen erlaubten, und drang mit allem Nachdruck in ihn. Er konnte aber nicht einsehen, was Frau von Soubise ihm zu verstehen geben wollte, und mochte auch nicht die Gefälligkeit haben, diese kleine Reise ihrem Rath und ihrer Freundschaft aufzuopfern. Pomponne war erst sechs Meilen von Paris, als der Courrier von Bayern ankam, und zugleich ein Brief an Louvois, der überall seine Leute hatte. Der Brief enthielt die Entscheidung nebst den besondern Artikeln des Tractats und der Vermählung. Louvois trägt geradewegs den Brief zum Könige, welcher

cher sehr erstaunt ist, daß er nicht andersher Nachrichten erhalten hat. Die Depechen an Pomponne waren in Chiffern, und der Dechiffreur war während der Abwesenheit seines Herrn in der Oper. Mittlerweile reizten Colbert und Louvois den König, und machten ihre Sache so gut, daß Pomponne bei seiner Zurückkunft nach Paris einen Befehl vom Könige fand, ihm die Depeschen zu schicken, nebst seiner Dimission, und dem Befehl, nach Pomponne zurückzukehren. Nachdem dieser große Schlag geschehn war, ging Louvois, von dem Colbert aus Ursachen das Versprechen genommen hatte, daß er von dem ganzen Unternehmen seinem Vater kein Wort sagen möchte, sogleich zu ihm, und erzählte ihm ihr Unternehmen und den Ausgang. „Aber, antwortete ganz kalt der kluge le Tellier, habt ihr einen Mann zur Hand, um die Stelle zu besetzen?" „Nein, antwortete der Sohn; wir haben nur daran gedacht, ihn fortzuschaffen." „Du bist nichts als ein Thor, mein Sohn, bei alle deinem Kopf und Unternehmungsgeist, Colbert versteht davon mehr als du; er weiß gewiß schon einen Nachfolger, und schlägt ihn vor; du wirst schlechter dran seyn, als mit dem Manne, den du gestürzt hast, der, bei allen seinen guten Eigenschaften, doch Colbert nicht mehr als dir angehörte, und du wirst es bereuen." Colbert hatte sich der Stelle für seinen Bruder Croissy versichert, der damals zu Aachen war; es war ein Donnerschlag für le Tellier und Louvois, und machte sie mehr als je zu Colberts Feinden, und nach einer natürlichen Folge zu Feinden seines Bruders. Was Pomponne betrifft, so fühlte er seinen Sturz und seinen Verlust; aber er trug ihn als ein Mann von Charakter und Muth mit Ruhe. Er erhielt nach und nach die Erlaubniß, nach Paris kommen, und sich da aufhalten zu dürfen; keiner seiner Freunde verließ ihn, und alle Welt nahm Theil an seinem Unglück. Die fremden Minister, welche ihn liebten und seinen Verlust bedauerten, fuhren fort, ihm, bei sich darbietenden Gelegenheiten alle ihre Achtung zu bezeugen, waren aber ganz froh, sich von seiner Ueberlegenheit befreit zu sehn. Der König ließ ihn nach einiger Zeit, durch die Hinterthüren, in seine Cabinets kommen; er behandelte ihn mit dem Gefühl seines Verlustes, und sprach sogar mit ihm von Zeit zu Zeit von seinen Angelegenheiten, aber selten. Die Unterredungen geschahen von Seiten des Königs immer auf denselben Fuß.

Ende

Endlich bei einer dieser Audienzen äußerte der König gegen ihn, wie sehr er seinen Verlust bedauert habe, und noch bedaure. Pomponne antwortete ihm mit dem Respect und der Ergebung, die er dem Könige schuldig war; der König fuhr fort, ihm die größte Achtung und Freundschaft zu bezeugen, und sagte ihm, daß er den Wunsch hege, ihn wieder an seiner Seite zu haben, aber nur noch nicht könne, er verlange aber sein Wort, daß er, sobald er es befehlen würde, ohne alle Ausflucht sogleich in das Conseil kommen wolle. Pomponne versprach es, und der König umarmte ihn. Der Erfolg hat gezeigt, was der König damals im Sinne hatte, nämlich sich Louvois's zu entledigen, und ihn in die Bastille zu schicken. Es würde hier am unrechten Orte seyn, wenn ich jenes merkwürdige Factum erzählen wollte, ich werde anderswo dazu Gelegenheit finden. Kaum war dieser Minister todt, so schrieb der König eigenhändig an Pomponne, daß er auf der Stelle zurückkommen, und seine Stelle im Conseil einnehmen sollte. Ein gewöhnlicher Hofcavalier des Königs erhielt insgeheim die Bestellung dieser Botschaft vom Könige selbst, er fand den ruhmvollen Verstoßenen, als er sich zu Bette legen wollte, und am andern Morgen kam er nach Versailles, stieg bei Bontemps ab, und ging mit diesem durch die Hinterthüren zum Könige. Der König nahm keinen Anstand, sich gegen ihn darüber zu entschuldigen, daß er ihn entfernt, und so spät zurückgerufen habe, und setzte hinzu, er fürchte, Pomponne möchte mit Verdruß Croissy in Verwaltung der Geschäfte sehen, die er so würdig geführt habe. Pomponne, immer bescheiden, gelassen, edel, antwortete dem Könige, da er ihn wieder in seinen Dienst wünsche, und er sich dazu verbindlich gemacht habe, so dächte er auf weiter nichts, als ihm brav zu dienen; und um einen guten Anfang zu machen, und alle Eifersucht wegzuräumen, wolle er zu Croissy gehen, ihm sagen, wie gütig der König gewesen sey, und ihm seine Freundschaft entgegen bringen. Der König umarmte ihn gerührt, und beurlaubte ihn. Aber das Erstaunen Croissy's war grenzenlos, als er Pomponne's Anmeldung hörte; und noch weniger beruhigte er sich, als er hörte, warum er komme. Der Hof, der diese Zurückberufung nach einer zwölfjährigen Ungnade nicht geträumt, und keine Ahnung davon gehabt hatte, gerieth ebenfalls in großes Erstaunen, das aber mit sehr viel Freude gemischt war. Er

kam

kam in die erste Sitzung des Conseils, die gehalten wurde, und zu gleicher Zeit Herr von Beauvilliers. Pomponne erhielt von demselben Tage an im Schlosse eine ziemlich geräumige Wohnung, verhielt sich mit aller möglichen Mäßigung und Zuvorkommung gegen Croissy, und lebte mit seinem Schwiegersohne zusammen, wie ein Vater mit seinem Sohne. Er fand in ihm alles, was er zu einem guten und weisen Minister wünschen konnte, und suchte ihm noch alle die Einsichten und Kenntnisse, die er selbst besaß, zu geben; und Torcy wußte es gut zu benutzen. Pomponne stiftete enge Freundschaft mit Beauvilliers; und es entstand zwischen ihnen und dem Herzog von Chevreuse das innigste Vertrauen; auch war er sehr mit Pelletier verbunden. Er starb den 26. September 1699, zu Fontainebleau, im Alter von 81 Jahren, nachdem er lange den Wunsch genährt, sich zurückziehen zu können, was ihm die Lage seiner Familie noch nicht erlaubt hatte. Sein Kopf und seine Gesundheit waren noch unangetastet, er war nie krank gewesen; eines Abends aß er aber zu viel Fische und kaltes Kalbfleisch, und die Indigestion, die ihm dieß zuzog, brachte ihn in vier Tagen den Tod. Sein Eidam Torcy erhielt seine Stellen, und die Wittwe 12000 Livres Pension. Sie war geizig, gemein, und ließ sich selten sehen; ihre Schwester, eine liebenswürdige, schöne und tugendhafte Frau, war die Frau des Generallieutenants Herrn von Pens, der die schwarzen Mousquetäres hatte; ihr einziger Sohn, mit dem ich erzogen worden bin, war ein schöner und geistreicher junger Mensch. Pomponne war nämlich ein genauer Freund meines Vaters, und wohnte bei ihm.

Pomponne war nicht glücklich mit den Kindern, die er erzog; der jüngste fiel an der Spitze eines Regiments; der älteste bekam apoplectische Zufälle, war geizig, gemein, und verachtet; und der Abbé von Pomponne war weiter nichts als Almoseniter des Königs.

Pontchartrain

Staatsminister.

Hr. von Pontchartrain war Enkel des ersten Phelippaux; welcher an Forget du Foine's Stelle, drei

Wochen

Wochen vor dem traurigen Tode Heinrichs IV. durch den Einfluß der Königin, deren secrétaire des commandemens er war, Staatssecretär wurde. Er starb im J. 1621 während der Belagerung von Montauban. Sein Sohn erhielt seine Stelle, da er aber erst acht Jahre alt war, so versah sie einstweilen d'Herbault, ältester Bruder seines Vaters, ließ sie sich aber nachher auf Kosten seines Neffen selbst geben. La Veilliere, sein Sohn, erhielt sie nach ihm, und sie ist vom Vater zum Sohne bei ihnen fortgeerbt. Der beraubte Neffe wurde Parlamentsrath, und nachher Präsident der Rechnungskammer zu Paris, und starb in dieser Charge im J. 1685. Er war einer der Richter Fouquet's, die man alle aus den obern Gerichtshöfen des Reiches wählte. Seine Rechtschaffenheit war unerschütterlich gegen die Drohungen und Schmeicheleien Colberts, le Tellier's und Louvois's, die sich zum Verderben des Surintendanten vereinigt hatten. Er konnte keine Ursache zu seiner Verdammung finden, richtete sich aber durch diese großmüthige Handlung ohne Rettung zu Grunde. Er war arm, sein und seines Sohnes, (von dem wir hier reden,) ganzer Wunsch war, daß der Sohn die Stelle des Vaters erhalten möchte, die dieser niederlegen wollte. Die Rache der Minister war unversöhnbar Er konnte nie diese Gefälligkeit von ihnen erhalten, so daß sein Sohn achtzehn Jahre conseiller aux requêtes im Palais war, ohne Hoffnung auf eine andere Beförderung. Ich habe ihn oft sagen hören, wie sehr es ihn kümmere, daß er von seines Vaters Stelle ausgeschlossen sey. Er wohnte nebst seiner Frau, einer Tochter Mauprou's, der Präsident aux enquêtes war, bei seinem Vater. Sie hatten beide nur einen Wagen, und er ein Cabinet zum Arbeiten, das unmittelbar an die Treppe stieß und sie schliefen im zweiten Stock. Seine Mutter, die 1653 gestorben war, war die Tochter des berühmten Talon, der Oberadvokat im Parlamente, und nachher Staatsrath war, und der so interessante und seltene Memoires über die Unruhen der Minderjährigkeit, beinahe in Journalform, hinterlassen hat. Mein Vater war Freund der Phelippaux's und der Talon's, und er und meine Mutter haben einmal die beiden Pontchartrains, Vater und Sohn, besucht, und sie so zusammen lebend gefunden, wie ich bemerkt habe. Der Sohn hatte einen Bruder und zwei Schwestern. Der Bruder war Rath im großen Conseil, nachher

maître des requêtes; ein braver Mann und Mann von Ehre, der aber sein ganzes Leben maître des requêtes geblieben wäre, wenn nicht die Frau seines ältesten Bruders gewesen wäre, die ihn zum Staatsrath und Intendanten von Paris zu befördern wußte. Die Schwestern wurden verheirathet, die älteste an Bignon, welcher Oberadvokat des Parlaments an der Stelle seines berühmten Vaters, und nachher Staatsrath war; die andere an Herbert de Montmor, Parlamentsrath, Sohn desjenigen, der einer der ersten Mitglieder der Französischen Academie war, als der Cardinal von Richelieu sie stiftete. Die letztere starb ohne Kinder im J. 1660; die andere starb im J. 1690, und erlebte nicht das Glück ihres Bruders, der sie sehr zärtlich liebte, und ihre Kinder immer wie die seinigen betrachtete, wovon er zwei zu geistlichen Staatsräthen beförderte; auch lebte er bis an seinen Tod mit seinem Schwager Bignon auf das freundschaftlichste und brüderlichste. Die Lage dieser gedrückten und zurückgesetzten Familie, war so schlecht, daß, als der Vater im J. 1685 starb, sie kaum mehr als das Auskommen eines bloßen conseiller aux requêtes du palais hatten; und mit la Veilliere und seinem Sohne Chateauneuf, von dem sie allein einigen Glanz bekommen konnten, hatten sie keine Freundschaft, weil er Pontchartrain die Stelle als Staatssecretär nicht verschaffen konnte. Aber Pontchartrain, für die Welt geboren, von lebhaftem Geist und liebenswürdigen Talenten, wie ich noch bei keinem gesehen habe, außer bei Hrn. de la Trappe, zeichnete sich in den Gesellschaften seines Kreises aus, und noch mehr durch seine Fähigkeit, Geschicklichkeit und Fleiß im Palais. Ich habe ihn oft sagen hören, sein Luftschloß sey, daß er einmal in seinem Alter eine Stelle als Ehren-Parlamentsrath, und ein Haus im Kloster Notre Dame haben möchte. So lebte er bis 1677, als die Stelle des ersten Parlamentspräsidenten zu Rennes erledigt wurde, und bei dem Zustande der Angelegenheiten der Provinz, wegen der Schwierigkeit sie zu besetzen, ziemlich lange offen blieb. Colbert, der um seiner Stelle willen, besonders wegen der Versammlung der Stände, wo der erste Präsident von Bretagne immer zweiter Commissär des Königs ist, die Besetzung dieser Stelle wünschte, und gern einen Mann dazu haben wollte, bei dem er sich über das, was im Commerz dieser am Meere gelegenen Pro-

vinz

vinz vorging, Raths erholen könnte, sprach oft in seinem Cabinet mit seinen Freunden darüber. Unter diese gehörte Hotmann, der Intendant der Finanzen und Intendant von Paris geworden war, in welcher Qualität er sehr viel Vertrauen besaß. Hotmann hätte eine Colbert geheirathet, die Geschwisterkind mit Villacerf und Saint-Pouange war, die aber, da sie nicht, wie diese, le Tellier's Schwesterkind war, nebst ihrem Manne sehr an Colbert attachirt geblieben war, von dem sie, so wie jene, Anderes Geschwisterkind war. Hotmann war ein Mann, der sich nicht scheute, seine Meinung zu sagen, und er war es, der ihm, trotz der ihm bekannten Abneigung Colberts gegen Pontchartrain und seine ganze Familie, den Sohn für jene Stelle vorschlug, als den Mann, den er für den tauglichsten zum Präsidenten von Rennes hielt, und wußte das, was er von ihm wußte, in einem so guten Lichte zu zeigen, daß er Colbert überredete. So geschah es denn, daß der Feind Pontchartrain's, gewissermaßen gezwungen, seinen Sohn aus der Verachtung zog. Das Erstaunen der Familie war groß, als sie erfuhren, daß es Hotmann wäre, dem sie dieses Glück zu danken hätten, da sie mit ihm nicht die geringste Verbindung hatten. Sie hatten so wenig an dieses Amt gedacht, daß der Mangel an dem zu Annehmung desselben nöthigen Gelde, Pontchartrain fast nöthigte, es auszuschlagen. Ihre Freunde sprachen ihnen Muth ein, und so war denn Pontchartrain in Bretagne. Hotmann, der im J. 1683 ohne Kinder starb, hatte Zeit genug, Beifall für seinen Vorschlag einzuernten. Pontchartrain brachte in Bretagne das Parlament und die Justiz in einen weit bessern Zustand, übte alle Verrichtungen eines Intendanten aus, in einer Provinz, die noch keinen geduldet hatte, brachte alles in Ordnung, und erwarb sich überall Liebe. Er kam in große Collisionen mit dem Herzog von Chaulnes, der in Bretagne angebetet wurde, und der nicht gewohnt war, daß ein anderer als er und die Stände, deren Vorsteher er war, sich in irgend eine Angelegenheit der Provinz mischte. Wir haben gesehen, wie der Generalcontroleur der Finanzen Pelletier ihn im J. 1687 von da wegnahm, und ihn zum Intendanten der Finanzen machte, die er, so lange jener sie behielt, ganz in seinem Namen verwaltete, und wie er sie ihm selbst verschaffte im J. 1689, als er dieses beschwerliche Amt niederzulegen

wünschte. Pontchartrain zeigte allen möglichen Widerwillen, es anzunehmen, und statt Pelletier, wie schuldig, dafür dankbar zu seyn, daß er ihm zu einem so wichtigen Posten verhalf, wußte er es ihm im Gegentheil übel Dank, erklärte es ihm und konnte es ihm nie verzeihen. Zwar war er sehr zu loben, daß er ein für so viele andere so erwünschtes Amt fürchtete, das Reichthum, Ansehn und Gunst mit sich bringt; aber meiner Meinung nach auch sehr zu tadeln, daß er nicht, statt seinem Widerwillen vor den Finanzen Gehör zu geben, vielmehr beherzigte, von welchem unsichern Glücksstand er ihn weagerufen, und auf welchen Platz ihn seine Freundschaft und Rechtschaffenheit, selbst auf Kosten seines eigenen Bruders, setzte. Ein Jahr nach Seigheiays Tode wurden alle seine Wünsche erfüllt, als er sich mit der Stelle eines Staatssecretärs bekleidet sah, nebst dem Departement der Marine und dem Departement de la Maison du Roi. Er machte damals einen Versuch, daß ihm die Finanzen abgenommen werden möchten. Er that nichts dabei, als daß er den Chef machte, der Krieg war auch erst angegangen; als ein kluger Mann hatte er sich mit Hrn. von Louvois gut gestellt, der keinen andern für die Finanzen wünschte, und Frau von Maintenon, der er und seine Frau beide gefallen hatten, war noch weit mehr von einer Veränderung abgeneigt. Der Generalcontroleur war von allen Ministern derjenige, den sie am meisten cultivirte. Es lag ihr an ihm wegen tausend Dingen, die sie protegirte, und sie brauchte ihn, um bei dem Könige alles auszurichten, was dahin ging, gewisse Menschen und Dinge nach Gefallen zu entfernen oder zu befördern, weil er es gewöhnlich war, der den vorzüglichsten Einfluß darauf hatte. Niemand schickte sich so gut zu dergleichen Geschäften als Pontchartrain. Er war ein Mann von sehr kleiner Statur, hager, bei seiner Kleinheit wohlgewachsen, ein Gesicht, das von Feuer und Geist sprühte, und weniger versprach, als in ihm war; eine Schnelligkeit zu begreifen, eine Leichtigkeit und Anmuth der Conversation, ein treffender, lebhafter Witz in Gegenantworten, eine Leichtigkeit und Gründlichkeit im Arbeiten, eine Fertigkeit, eine schnelle Menschenkenntniß, eine Gewandtheit sie zu behandeln, wie ich noch nie gesehn habe. Bei diesen Eigenschaften herrschte in seinem ganzen Wesen eine durch Einsicht veredelte Einfalt, und eine mit Klugheit gehaltene Fröhlichkeit,

und

und machte ihn in Scherz und Ernst liebenswürdig. Er besaß eine außerordentliche Liebe zur Reinlichkeit, und eine Galanterie, die alles beherrschte, und ihn bis zu seinem Ende nicht verließ; viel Frömmigkeit, Gutmüthigkeit und, ich setze hinzu, Würde vor und nach seiner Finanzverwaltung, in welchem Amte sogar er sie soweit behauptete, als damit verträglich war. Er gestand mir selbst, wie schwer dieß sey, was ihm auch dieses Amt so verleidete, und er erklärte sich oft darüber mit Bitterkeit gegen die, welche daran Schuld waren; auch wollte er es oft niederlegen, und nur durch List wußte seine Frau ihn davon abzuhalten, indem sie ihn bald um zwei, bald um vier, bald um acht Tage Aufschub bat. Sie war eine Frau von großem Sinn, von Verstand und innerm Werth, von klugem und gehaltenem Betragen, nichts bürgerlich als ihre Figur, freigebig, galant in ihren Geschenken, und in der Kunst Feste auszusinnen und anzuordnen; edel und prachtliebend im höchsten Grad, und dabei eine gute Wirthin, und von bewundernswürdigem Ordnungsgeist. Niemand, das ist auffallend, kannte besser den Hof und die Menschen als sie, und hatte, so wie auch ihr Mann, mehr Gewandtheit und Anmuth des Geistes. Sie war ihm von großem Nutzen mit ihrem Rath und ihrer Kunst des Betragens, und er hatte den Verstand es anzuerkennen und zu benutzen; auch lebten sie stets in dem innigsten Verhältnisse mit einander. Ihre Frömmigkeit war die Grundlage einer sich stets vervollkommenden Tugend, die durch Lesen und Gebet genährt, sie, sobald es ihr möglich war, zu allen guten Werken antrieb, und zur Mutter der Armen machte. Dabei war sie fröhlich und eine gute Gesellschafterin. Beide waren in Gesellschaft sehr unterhaltend, doch weit entfernt von aller Geschwätzigkeit, beide der Freundschaft sehr empfänglich, und er zu nützen und zu schaden fähig; und es ist unglaublich, wieviel sie den Armen gegeben haben. Pontchartrain hatte immer Augen und Hände für ihre Noth offen. Immer spürte er allen Hausarmen nach, armen Edelleuten und Fräulein, allen Mädchen, die in Gefahr waren, und suchte sie aus Noth und Gefahr zu retten, indem er manche verheirathete und sonst unterbrachte, und manchen Pension gab; und zwar alles in größter Verborgenheit. Außer daß sie große Summen für die Armen ihres Kirchsprengels an allen Orten ausgesetzt hatten, waren sie noch stets bemüht, allen beizustehen,

stehen, und die Art von Galanterie, die sie besaß, benutzte sie vortrefflich, um Personen zu unterstützen, die ihre Noth verhehlten, indem sie sich ganz unwissend stellte. Sie war eine dicke Frau, sehr häßlich, und zwar von einer unedeln, groben Häßlichkeit, und hatte dabei noch ihre Laune, die sie aber möglichst zu beherrschen wußte. Nie gab es bessere Eltern und bessere Freunde als dieses Paar, nie Leute von solcher Geschliffenheit und Artigkeit, und man könnte hinzusetzen, bisweilen von solcher Ehrerbietigkeit, bei der sie aber doch nie vergaßen, wer sie waren, und wer andere waren, und einen gewissen Anstrich nicht verleugnen konnten, den Gunst, Ehrenstellen und Ansehn zu geben pflegen. Sie standen lange Zeit vollkommen gut mit Frau von Maintenon; aber nach und nach trat eine Kälte zwischen ihr und Pontchartrain ein, welche sie selbst nicht mit der Leichtigkeit zu behandeln wußte, mit der sie wollte. Seine Frau, die sie zu jeder Zeit wohl leiden konnte, versuchte es, Pontchartrain gefälliger zu machen; und aus Liebe zu ihr ertrug Frau von Maintenon von ihm eine Härte, die sie keinem andern würde so haben hingehen lassen; aber die Spannung nahm so zu, daß sie froh war, als sie seiner durch die Ertheilung des Sigills los werden konnte. Er wurde Staatsminister.

Er hatte genug gelesen, um von sehr viel Dingen unterrichtet zu seyn. Getheilt zwischen Fleiß und Anhaltsamkeit in den Geschäften, und zwischen seinem Geschmack fürs gesellschaftliche Leben, war er im Parlament und in dessen Maximen erzogen worden, an denen er jedoch nichts weniger als sklavisch hing. Die Französischen Maximen in Rücksicht Roms aber behauptete er ganz, und diese Angelegenheiten, die sich oft, unter verschiedenen Ansichten, im Conseil darboten, entgingen ihm unter keiner.

Die außerordentliche Leichtigkeit seiner Fassungsgabe, und seine feste, kräftige und gewandte Beredtsamkeit beleidigte oft den Herzog von Beauvilliers. Sie waren beide gegen einander erbittert, oft bis zur Unanständigkeit von Seiten Pontchartrains, der, auf festerm Boden stehend, als der Herzog, diesen in Fällen, wo die Französischen Maximen in Rücksicht Roms zur Sprache kamen, gar nicht schonte. Endlich waren der Herzog von Beauvilliers und Pontchartrain so sehr Feinde geworden, als es irgend rechtliche Leute werden können. Die ungeheure Menge von neu

zu

zuschaffenden, außerordentlichen Aemtern und Geschäften, welche der Krieg nöthig machte, fiel auch zum Theil auf Pontchartrain, und dieß war es, was ihn immer mehr antrieb, die Finanzen abzugeben.

Er war es, der die Kopfsteuer und den Zehnten einführen sollte, welche beide der mächtige Basville, jener, welcher Languedoc unter dem Namen eines Intendanten beherrschte, erfunden hatte, und immer in Vorschlag brachte, um damit seinen Hof zu machen. Pontchartrain hatte einen Abscheu vor diesen beiden Auflagen, welche die Leichtigkeit der Einführung und Steigerung fortdauernd und entsetzlich drückend machte. Er verwarf die letztere, ohne sie nur in Deliberation kommen zu lassen, konnte aber die andere nicht umgehen.

Noch an demselben Tage als Boucherat starb, (es war, wie ich bemerkt habe, ein Mittwoch, der Tag vor der Abreise des Königs nach Fontainebleau, wo schon am Morgen niemand glaubte, daß er den Tag überleben würde,) sagte der König Nachmittags beim Herausgehen aus dem Conseil zu Pontchartrain, der zuletzt herausging: „Wäre es Ihnen wohl lieb, wenn Sie Kanzler von Frankreich würden?" „O Sire, antwortete er, wenn ich Sie mehr als einmal gebeten habe, mir die Finanzen abzunehmen, und mich zum bloßen Minister und Staatssecretär zu machen, so können Sie urtheilen, ob ich sie nicht gern für die erste Stelle, die ich bekommen kann, abgebe." „Nun wohl, sagte der König, sagen Sie niemanden etwas, ohne Ausnahme; aber wenn der Kanzler stirbt, wie er vielleicht schon in dieser Stunde gestorben ist, so mache ich Sie zum Kanzler, und Ihr Sohn, welcher jetzt den Titel als Staatssecretär hat, soll sogleich in volle Thätigkeit kommen. Sie bleiben während dieser Reise in Ihrer gewöhnlichen Wohnung, weil ich die Kanzlerwohnung weggegeben habe, da ich wohl sah, daß der Kanzler sie nicht beziehen würde, und es würde mich in Verlegenheit setzen, die, welche ich dahin logirt habe, wo anders hin zu logiren." Pontchartrain umarmte die Kniee des Königs, und ergriff die Gelegenheit ihn zu bitten, daß er seine Wohnung im Schlosse zu Versailles ferner behalten dürfte; der König versprach es ihm, und Pontchartrain verließ ihn in der größten Freude, nicht sowohl wegen der Kanzlerstelle, ob dieser Antrag ihn gleich, wie ich

selbst von ihm gehört habe, überrascht hatte, als weil er sich von der Last der Finanzen befreit sah, die ihm, ungeachtet des Friedens, alle Tage drückender wurde. Zwischen dem Mittwoch und Sonnabend mußte Pontchartrain zu Fontainebleau ankommen. Am Sonnabend Abends, als der König zu Frau von Maintenon kam, sagte er dem Marschall Villeroy, welcher Capitän der Garde en quartier war, daß er bei Pontchartrain sagen lassen möchte, er solle, sobald er ankäme, zum Könige kommen. Er kam bald und ging als Kanzler weg. Man war in der Comödie, ein Gardeofficier kam zum Marschall von Villeroy und sagte ihm, daß der König die Siegel zu Frau von Maintenon habe bringen lassen, und daß man Hrn. von Pontchartrain sie mit sich zu Hause habe nehmen sehen. Ihn hatte man eher als jeden andern erwartet; alle Aufmerksamkeit richtete sich nunmehr darauf, wer Generalcontroleur werden würde; und man brauchte nicht lange zu warten. Noch denselben Abend, beim Weggehen vom Souper, sagte der König in seinem Cabinet zu Monseigneur und Monsieur, er habe durch einen von den Leuten der Frau von Maintenon ein eigenhändiges Billet an Chemillert geschickt, worin er ihm gemeldet, daß er ihm die Stelle als Generalcontroleur ertheile; dieß wurde beim Coucher bekannt, und von da am ganzen Hofe; der Courrier hatte Chemillert nicht in Paris getroffen, und war ihm nach Montfermeil nachgereist, das vier Meilen davon liegt, nach Chelles und Livoy zu. Er kam den andern Tag als am Sonntag nach Mittag an.

Pontchartrain suchte seinen Sohn zu verheiraten. Er hatte ihn eine große Reise in die Häfen der Levante und der westlichen Meere machen lassen, damit er die Dinge, von denen er alle Tage reden hörte, selbst sehen, und die Officiere kennen lernen möchte. Aber statt des Studiums und der Untersuchung, verging ihm seine Zeit unter Feierlichkeiten des Empfangs, Festen und Ehrenbezeugungen, die von der Art waren, daß man sie auch dem Dauphin hätte anstellen können. Alle wetteiferten in Niederträchtigkeit gegen den werdenden Gebieter ihres Glücks; und er kam wenig unterrichtet und verderbter als vorher zurück, wiewohl mit der Meinung, als sey er vollkommen von allem unterrichtet. Der Vater glaubte alles, was er wünschen konnte, in Fräulein von Mailly gefunden zu haben, die in der ville-l'évêque in

Paris

Paris in Pension war. Ihre Mutter, welche die Enkelin des Hrn von Saint-Chamond war, war gestorben. Ihr Vater lebte zurückgezogen in der Provinz, nachdem er einige Zeit gedient, und bis zum Brigadier avancirt war, und hatte sich wieder mit einer gewissen Berenger Montinon verheirathet, von der er zwei Söhne hatte. Ihre Mutter war Schwester der Marschälle von Duras und Lorges, die sich mit Freundschaft dieser Familie angenommen hatten. Diese Verbindung gefiel Pontchartrain so sehr, daß er die Vermählung unterhandelte, und um die Einwilligung des Königs bat. Sein Erstaunen war groß, als ihm der König rieth, an etwas anders zu denken. Da er es wagen konnte, so fragte er ihn um die Ursache, und der König sagte frei heraus, dieß Fräulein führe das bourbonsche Wappen, und er würde es ungern mit dem seinigen verbunden sehen; er würde sie nach seinem Willen verheirathen, und mit Einem Worte, er wünsche, daß er nicht mehr daran denken möchte. Die Demüthigung war groß, und an so etwas waren die Minister nicht gewöhnt. Nach und nach hatten sie sich unter dieser Regierung zu dem höchsten Range erhoben, und die Kleidung und volle Auszeichnung der Leute von Stande angenommen; durch Madame Colbert, die den Vorwand hatte, daß sie die Prinzessin von Conti begleitete, die sie erzogen hatte und die übrigens außerordentlich gut bei der Königin stand, kam es dahin, daß ihre Frauen bei Hofe mit speisten, und in den Staatswagen fuhren. Zwölf oder funfzehn Jahre nachher, erhielt dasselbe Vorrecht Louvois's Frau, unter dem Vorwande, daß sie eine geborne von Stand sey, und wegen des Wettstreits zwischen Colbert und ihm; sodann auch ihre Schwiegertöchter, und nach ihrem Beispiel die übrigen Weiber der Staatssecretärs, und endlich die Weiber der Generalcontroleurs. Durch ihre Verbindungen erhielten sie sich auf dieser neuen, glänzenden Stufe; und ihr Ansehn, von dem alles ohne Ausnahme abhing, hatte ihnen ein auffallendes Uebergewicht, und eine außerordentliche Auszeichnung vor allen, was nicht Leute von Titel waren, verschafft, so daß die Versagung einer Verbindung, gegen welche der König bei jedem von gewöhnlichen Adel, wer es auch gewesen wäre, nichts einzuwenden gehabt hätte, ganz unerwartet und kränkend seyn mußte. Pontchartrain hütete sich wohl, sich dessen, was ihm widerfahren war, zu rühmen, und suchte nur

in der Geschwindigkeit einen Vorwand, die Heirath zu hintertreiben. Aber der König, sonst immer so geheimnißvoll, hielt es nicht für gut, es in diesem Fall zu seyn. Er sprach darüber mit den Marschällen von Düras und von Lorges, mit Hrn. von Bouillon, weil ihre Mutter die Schwester des Hrn. von Türenne war, und mit noch mehrern andern, so daß alles, was Pontchartrain mit so vieler Mühe geheim zu halten gesucht, bekannt wurde, und seine Collegen dieselbe Demüthigung wie er erlitten. Fräulein von Malauze, einzige Tochter erster Ehe, und ihre beiden Brüder, waren die sechste und letzte, und noch einzig übrige Generation von Carl, Baron von Malauze, Senechal von Toulouse und Bourbonnois, Bastard des Herzogs Franz II. von Bourbon, Connetables von Frankreich, der keine rechtmäßigen Kinder hinterließ, und welcher der Bruder des Grafen von Beaujeu war, des Gemahls der berühmten Frau von Beaujeu, der Tochter Ludwigs XI., Schwester und Vormünderin Carls VIII., welcher Herzog von Bourbon nach seinem Bruder war, und der nur eine Tochter als Erbin von Bourbon hinterließ, welche den unglücklichen, so grausam von der Mutter Franz I. verfolgten Connetable von Bourbon heirathete. Sie waren Brüder von Ludwig von Bourbon, erwähltem Bischof von Lüttich, welcher einen Bastarden hinterließ, den Anherrn der Hrn. von Büsset, welche noch jetzt existiren. Außer diesen legitimen Brüdern hatten sie noch einen Bastardbruder, den Grafen von Roussillon, der Admiral von Frankreich war, und mit seiner Frau, einer Bastardin Ludwigs XI. und Margarethens von Sassenages sich groß machte; aber der Admiral war damals nichts weniger als Officier der Krone, und die Marine war zu der Zeit in Frankreich auf nichts weniger als einem großen Fuße. Nach und nach haben diese Bastarden von Bourbon in ihrem Wappen den Balken und die übrigen verschiedenen Abzeichen ihrer Bastardschaft mit Binden vertauscht, wie die Prinzen dieses Hauses führen, und haben es endlich, so wie diese, verkürzt, so daß kein Unterschied mehr zwischen dem Wappen der Legitimen und der Bastarden statt findet; und dieß war es, was dem Könige anstößig war: denn, sagte er, er wolle nicht an der Portechaise der neuen Gemahlin, das Wappen von Bourbon mit dem Phelippeaux'schen verbunden sehn.

Pont-

Pontchartrain hatte Gelegenheit, ſich durch eine Verbindung von einer ganz andern Art zu tröſten, in welche der König ohne Mühe einwilligte; denn die Vermiſchungen, die alles auf gleichen Fuß ſetzten, waren ihm an ſich nichts weniger als unangenehm. Es war ebenfalls eine Niece der Marſchälle von Lorges und Düras, auf die er ſein Auge richtete, ſie war eine Schweſtertochter derſelben, aus dem Hauſe de la Rochefoucault, und die Schweſter der Grafen von Roucy und Blanſac, und der Chevaliers von Roucy. Sie war in der Abtei Notre Dame zu Soiſſons erzogen worden. Dieſe Geſchwiſter waren die dritte Generation von Carl de la Rochefoucault, Sohn des Grafen de la Rochefoucault, der in der Bartholomäus Nacht getödtet, wurde, und ſeiner zweiten Frau Charlotte von Roye, Gräfin von Roucy, Schweſter der Prinzeſſin von Condé, der erſten Gemahlin des Prinzen von Condé, der in der Schlacht Jarnac fiel. Die ganze Linie de la Rochefoucault-Roye waren Hugenotten zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes. Der Graf von Roye, der Vater dieſes Fräuleins, ging mit ſeiner Frau nach Dänemark. Da er in Frankreich Generallieutenant war, ſo wurde er daſelbſt Großmarſchall, und hatte das Commando über die ſämtlichen Truppen. Dieß war im J. 1683, und 1686 wurde er Ritter des Elephantenordens. Er machte daſelbſt ein ſehr großes Haus, und ſtand nebſt ſeiner Gemahlin in großem Anſehn. Die nordiſchen Könige halten gewöhnlich offene Tafel, und der Graf und die Gräfin von Roye hatten nebſt ihrer Tochter, Fräulein von Roye, ſehr oft die Ehre, mit bei Tafel zu bleiben. Einſt bei einem dieſer Diners geſchah es, daß Frau von Roye, frappirt von der ſo auffallenden Figur der Königin von Dänemark, ſich zu ihrer Tochter kehrte, und ſie fragte, ob ſie nicht fänd, daß die Königin der Madame Panache ähnlich ſähe, wie ein Ei dem andern. Ob ſie es gleich Franzöſiſch geſagt hatte, ſo hatte ſie doch nicht leiſe genug geſprochen, und die Königin verſtand es und fragte ſie, wer dieſe Madame Panache wäre. Die Gräfin antwortete in ihrer Verlegenheit, es wäre eine Dame am Franzöſiſchen Hofe, die ſehr liebenswürdig wäre. Die Königin, die ihre Verlegenheit bemerkt hatte, ließ ſich nichts merken, aber die Vergleichung machte ſie unruhig, und ſie ſchrieb an den Däniſchen Geſandten Mogeron in Paris,

der schon einige Jahre daselbst war, daß er ihr melden sollte, wer Madame Panache wäre, ihre Gestalt, ihr Alter, ihre Umstände, und auf welchem Fuß sie am Französischen Hofe stände, und besonders wollte sie nicht getäuscht und auf das genaueste berichtet seyn.

Mogeron gerieth darüber ins größte Erstaunen; er schrieb der Königin zurück, er begreife nicht, woher Madame Panache ihr bekannt seyn könne, noch weniger aber, wie sie ihre Neugierde so ernstlich rege gemacht habe, daß sie von ihr auf das genaueste unterrichtet seyn wollte. Madame Panache sey ein kleines steinaltes Geschöpf, mit rothen Augen und geschwollenen Lippen, die man nicht ohne Ekel ansehen könnte, eine Bettlerin, die sich am Hofe eingeschlichen, und als eine Närrin behandelt würde, die bald beim Souper des Königs, bald beim Diner Monseigneurs oder der Dauphine, bald beim Souper Monsieurs zu Versailles oder zu Paris sey, wo sich jedermann den Spaß mache, sie in Zorn zu bringen; sie sage dann im Scherz den Leuten Schimpfreden, die aber oft ernsthaft würden und zu Injurien ausfielen; dieß gebe dann nur noch mehr Anlaß zur Belustigung; die Prinzen und Prinzessinnen füllten ihr wohl auch die Taschen mit Fleisch und Leckerbissen, wovon ihr dann die Brühe am Sacke herunter laufe; manche gäben ihr eine Pistole oder einen Laubthaler, und andere Nasenstüber, worüber sie in Wuth gerieth, weil sie mit ihren Augen voll Butter nicht über ihre Nasenspitze wegsehn könne, und daher nicht sähe, wer sie schlüge; und dieß sey der Zeitvertreib des Hofes. Nach dieser Relation fand sich die Königin von Dänemark so sehr beleidigt, daß sie die Gräfin von Roye nicht mehr vor Augen sehn konnte. Sie foderte vom Könige ihrem Gemahl Rache. Er nahm es sehr übel, daß Fremdlinge, die er mit den ersten Würden und Chargen seines Hofes nebst starken Pensionen überhäuft hatte, mit ihnen solchen grausamen Sport trieben. Es gab mehrere Vornehme des Landes, und Minister, die auf das Glück und den großen Glanz, dessen der Graf von Roye genoß, eifersüchtig waren; und es gelang der Königin, daß der König ihn abdankte, und ihm andeuten ließ, sich zu entfernen. Er konnte den Sturm nicht abwenden, er ging mit seiner Familie nach Hamburg, um da zu erwarten, was aus ihm werden sollte; und bei der Revolution, nämlich einige Monate vorher, ging er nach England. Der König

Jakob, der noch daselbst war, machte ihn zum Grafen von Lifort und zum Pär von Irland, wovon ein Sohn von ihm, der ihm gefolgt war, den Namen annahm. Der Graf von Roye war also zu London mit einem Sohne und zwei Töchtern, und mit dem Grafen von Foresthan, seiner Frauen Bruder, welcher Ritter des Hosenbandes und Capitän der Leibgarde war. Bei der Revolution mischte er sich in nichts, und lebte achtzehn Jahre in England ohne Charge und Dienst, und starb im J. 1690 im Bade zu Bath. Die übrigen Kinder des Grafen von Roye waren in Frankreich geblieben; man hatte sie in Dienst gebracht, nachdem man sie hatte abschwören lassen, und die übrigen hatte man in Schulen und Klöstern untergebracht. Der König gab ihnen Pensionen, und die Hrn. de la Rochefoucault, Düras und Lorges vertraten bei ihnen Vaterstelle. Mit dem Marschall von Lorges, der die Gräfin von Roye außerordentlich liebte, wurde also vorzüglich die Heirath unterhandelt; man nahm darauf Rücksicht, daß das Fräulein kein Vermögen hatte, und nie viel bekommen konnte; und dieß, verbunden mit den Vortheilen der Ministerschaft, entschied, und machte den Stolz des Hrn. von Rochefoucault biegsam. Die Gräfin von Roucy besonders war entzückt über diese Heirath, von der sie für ihre Consideration und Geldumstände großen Vortheil zu ziehen hoffte, und was das letztere betraf, hat sie sich nachher nicht gemäßigt. Die Pontchartrains waren entzückt vor Freuden. Der Generalcontroleur besuchte die ganze Verwandtschaft, und sie machten nicht wenig Wesen von der Ehre, die ihnen durch diese Verbindung geschähe. Der Graf von Roucy holte seine Stiefschwester von Soissons, und die Vermählung wurde zu Versailles zu Mitternacht in der Capelle in aller Stille vom Bischof von Soissons Brüslard vollzogen. Außer dem gewöhnlichen Geschenke bei Vermählungen von Ministern, legte der König zu den 4000 Livres Pension, die die junge Gemahlin schon hatte, noch 6000 hinzu, und machte Pontchartrain ein Geschenk von 50000 Ecüs, der seinen Sohn nunmehr Graf von Maurepas nennen ließ. Eine Summe von fast vier Millionen, welche der Chevalier des Augers und ein Kaper von den Spaniern um diese Zeit erbeuteten, versetzte den König zur rechten Zeit in diese freigebige Laune.

Was

Was die Person Pontchartrain's betrifft, so war er von gewöhnlichem Wuchs, sein Gesicht lang mit großem Munde und dicken Unterlippen, zurückstoßend, und von den Blattern verderbt, durch die er auch ein Auge verloren hatte. Das gläserne, das statt desselben eingesetzt war, thränte beständig, und gab ihm eine treulose, rohe, unfreundliche Physionomie, die anfangs Furcht erweckte, aber doch nicht soviel, als sie gesollt hätte. Er hatte sehr viel Verstand, aber eine gänzliche Verschrobenheit, einige wissenschaftliche Bildung, und einen Anstrich von historischer Kenntniß; übrigens war er fleißig, verstand seine Marine gut, war ein guter Arbeiter, und wollte es noch mehr scheinen als er es war. Sein verkehrtes Naturell, das nichts auch nur im geringsten hatte mildern oder zurecht bringen können, herrschte überall vor; er liebte das Böse um des Bösen willen, und stiftete gern welches; wenn er bisweilen etwas gutes that, so that er es mit einer Prahlerei, die ihm alles Verdienst benahm, und es dem Bösen gleichsetzte; auch ließ er es immer theuer erkaufen, durch abschlägliche Antworten und Schwierigkeiten, die er, selbst in den gemeinsten Dingen, immer entgegenzusetzen wußte, und durch die Art, mit der er es that, welche empfindlich machen, und beleidigen mußte, und ihm alle die zu Feinden machte, die er zu verbinden glaubte; dabei schwarz, verrätherisch, und sich darin gefallend, fein im Nachspüren, Verfolgen, Erforschen und besonders zu schaden; er war Pedant, und hatte alle die Fehler und die Unerträglichkeit eines im Ministerium gebornen und von Grund aus verderbten Menschen; sein Umgang war wegen der brutalen Autorität, die er immer vor sich hertrug, und wegen seines unermüdeten Fragens unerträglich. Er machte auf alles Anspruch, und foderte alles mit der Insolenz eines strengen Gebieters; er machte sich zum Sittenrichter von allen, und foderte darüber Rechenschaft; ein Unglück, wer ihn aus Noth oder Nachlässigkeit daran gewöhnt hatte; dieß war eine Fessel, die nicht zu zerbrechen war, ohne mit ihm selbst zu brechen. Außer dieser Unerträglichkeit war er noch boshaft und rachsüchtig bis in den Tod, gegen wen er einen Groll hatte. Wenn er sprach, blieben die bösen Eigenschaften, mit denen er geziert war, nicht lange verborgen; er war ewig in zehn Theile getheilt, und fragte ohne Unterlaß mit Selbstgefälligkeit, ob er sich genug verständlich mache; mit wem er auch zusammen war, so bemächtigte er sich der Unterhaltung,

unter-

unterbrach, that Fragen, nahm das Wort mit einem ewigen gezwungenen Lachen, worüber man hätte weinen mögen. Uibrigens war sein Ausdruck mühselig, widerlich, voll von Wiederholungen, und dabei gab er sich eine Miene von Hoheit und Uiberlegenheit des Geistes, welche ekelhaft und empörend war. Neugierig das In's und Auswendige aller Familien, und alle Geheimnisse ausspähend, habsüchtig, anmaßend und auf alles eifersüchtig, und in seiner Marine, wie ein Galerenvogt gegen seine Sklaven. Kein Generalofficier war, selbst um Kleinigkeiten willen, vor seinen Ausfällen, vor voller öffentlicher Audienz, sicher, und kein Herr und keine Dame vom Hofe vor seiner Autoritätsmiene. Er sagte die unangenehmsten Dinge mit der größten Wollust, und tadelte auf das härteste wie ein Schulmeister, unter dem Vorwande der Freundschaft und des guten Rathes; seine Freude war, jemanden ein Bein zu stellen und schlechte Dienste zu leisten. Gegen seinen Vater und seine Mutter und ihre Freunde, und gegen alle Gefälligkeiten, die sie von ihm wünschen konnten, war er streng auf seiner Hut; er that sich sogar darauf etwas zu gute, um nicht mehr unter der Zuchtruthe zu erscheinen, und der Kanzler und die Kanzlerin hatten sich's daher zum Grundsatz gemacht, nichts von ihm zu verlangen, ihm niemanden zu empfehlen, und machten kein Geheimniß daraus, indem sie von seinem Widerspruch versichert waren. Uiberhaupt war es sein Triumpf etwas abzuschlagen, und aus den unbedeutendsten Dingen ein Geheimniß zu machen, besonders aber von Schwierigkeiten aufgehalten zu werden, in Dingen, die es am wenigsten vertrugen. Die Wichtigkeit einer Sache nahm ihm den Kopf; sein nagender Wurm war, daß er nicht Minister wurde. Uibrigens unfähig für Gesellschaft, Vergnügungen und gewöhnliche Unterhaltungen, immer voll von seinen Geschäften und Verrichtungen, und mit wem er zusammen seyn mochte, mit Männern oder Frauen, immer Herr seiner Stunden und Augenblicke, und der Tyrann seiner Familie und seiner Vertrauten. Seine erste Frau, die ein Muster der Vollkommenheit war, starb endlich als ein Opfer ihrer Tugend; seine zweite rächte sie. Wir haben sein Betragen gegen den Grafen von Toulouse, d'O und den Marschall von Estrées gesehen. Die Weiber der beiden letztern hatten ihn bei der Dauphine in Mißcredit gebracht, und beim Dauphin alles, was zu ihm gehörte. Frau von Maintenon, die seine

erste

erste Frau liebte, und die immer Neigung und Achtung für die Kanzlerin hegte, konnte ihn nicht ausstehn. Mit dem Könige stand er nur in Verhältniß durch dessen unglückselige Liebhaberei der geheimen Rapports aus Paris, die sein Departement ausmachten. Dadurch kam er mit dem Policeilieutenant d'Argenson in Collision, den er wie einen Knaben unter sich bringen wollte. D'Argenson verstand die Sache besser als er; er hatte sich geschickt das Vertrauen des Königs zu verschaffen, und durch dasselbe in das Geheimniß der Bastille und der wichtigen Pariser Angelegenheiten einzudringen gewußt. Diese hatte er sogar Pontchartrain zu entreißen gewußt, und ihm klug nur die Rapports von den Frauen und den Thorheiten der jungen Leute gelassen. So hatte er sich des verhaßten Theils seiner Charge, besonders der laufenden lettres de cachet entledigt, und sich bloß das Verdienst gegen viele Leute von Consideration aus allen Ständen erhalten, daß er ihre Verwandten aus seinen Klauen gerettet hatte, indem er entweder ihre Abentheuer unterdrückte, oder beim Könige in ein besseres Licht stellte, oder was er verderbt hatte, wieder gut machte. Die Jesuiten und die von St. Sulpice betrachteten d'Argenson als ihre treuste Stütze, und sprachen ihm deßwegen bei dem Könige und bei Frau von Maintenon das Wort, während sie vor Pontchartrain nur Abscheu hatten, der sehr ungefällig gegen sie war, und den Eifer, mit dem er auf den geringsten Schatten von Jansenismus Jagd machte, schrieben sie bloß dem Vergnügen zu, das er sich daraus machte, Böses zu stiften. Die Sonderbarkeit eines so abscheulichen Charakters hat mich bewogen, weitläuftig zu seyn; noch mehr wird die Folge zeigen, daß es nöthig gewesen. Bei so viel Lastern und Abscheulichkeit des Charakters war er doch, was auffallend ist, wahr in Rücksicht seiner Geburt, er sagte zwar nicht alles, aber doch, daß er von gemeinen Bürgerlichen von Montfort l'Amaury abstamme, was genug war, um le Veilliere in Verzweiflung zu setzen, der hierin einen sehr übel angebrachten Stolz hatte.

Racine.

Mitglied der Französischen Academie.

Racine war ein grosser Dichter, bekannt durch seine herrlichen Schauspiele, ein Mann von tiefem, umfassenden Geiste,

Geiſte, und von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Er hatte nichts vom Dichter in ſeinem Umgange; aber alles vom rechtſchaffnen und beſcheidenen, und zuletzt ſogar frommen Manne. Er hatte die glänzendſten Freunde am Hofe, ſo wie die berühmteſten unter den Gelehrten: ihnen überlaſſ' ich's von ihm zu reden, die es beſſer als ich vermögen. Er ſchrieb dem Könige und Frau von Maintenon zu Gefallen, als Uibungsſtücke für die Fräulein von Saint-Cyr, zwei Meiſterſtücke, Eſther und Athalie, eine Arbeit, die um ſo ſchwieriger war, da die Sujets ohne Liebe und aus der heiligen Geſchichte genommen ſind, wobei die Wahrheit der Geſchichte aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift keine Verfälſchung erleiden durfte. Die Gräfin von Ayen und Hr. von Caglüs zeichneten ſich beſonders in der Vorſtellung dieſer Stücke aus, die vor dem Könige gegeben wurden, und woran nur der vertrauteſte und auserleſenſte Cirkel von Frau von Maintenon zu Saint-Cyr Theil nahm. Oft wurde der ganze Hof zugelaſſen, aber mit Auswahl.

Racine erhielt in Verbindung mit ſeinem Freunde Deſpréaux den Auftrag, die Geſchichte des Königs zu ſchreiben; dieſes Geſchäft, die Stücke, von denen wir geſprochen, und ſeine Freunde verſchafften ihm eine vertraute Nähe beim Könige. Es traf ſich ſogar oft, daß, wenn der König mit keinem Miniſter bei Frau von Maintenon war, beſonders des Freitags, wenn das ſchlechte Winterwetter die Sitzungen daſelbſt ſehr lang machte, daß ſie ſich Racine zur Unterhaltung kommen ließen.

Unglücklicherweiſe für ihn war er ſehr großen Unbedachtſamkeiten ausgeſetzt. Eines Abends, wo er in Geſellſchaft des Königs und der Frau von Maintenon bei der letztern war, traf ſich's, daß das Geſpräch auf die Pariſer Theater kam. Nachdem man lange von der Oper geſprochen hatte, kam man auf das Schauſpiel. Der König fragte nach den Stücken und den Acteurs, und that an Racine die Frage, warum das Schauſpiel, nach dem, was er höre, gegen ſeinen ſonſtigen Zuſtand, in dem er es geſehn, ſo geſunken ſey. Racine gab ihm mehrere Gründe an, und endlich auch den, welcher nach ſeiner Meinung die meiſte Schuld habe, daß die Schauſpieler, aus Mangel an Schauſpieldichtern und guten neuen Stücken, nichts als alte gäben, unter andern jene Stücke von Scarron, die nichts taugten, und aller

Welt zuwider wären. Bei diesem Wort wurde die arme Wittwe roth, nicht so wohl wegen des angegriffenen Ruhmes jenes Krüppels, als weil sein Name, und zwar von seinem Nachfolger, genannt worden war. Der König gerieth in Verlegenheit; das schnell erfolgende Stillschweigen weckte Racine aus seinem Traume, und er fühlte, in welche tödtliche Verlegenheit ihn seine unglückselige Zerstreuung gestürzt hatte. Er war in der größten Bestürzung, und wagte nicht die Augen aufzuschlagen oder ein Wort zu reden. Das Stillschweigen dauerte mehrere Augenblicke, so hart war die Ueberraschung gewesen. Endlich machte der König der Sache ein Ende, indem er Racine fortschickte, und sagte, daß er jetzt arbeiten wolle. Racine ging verwirrt hinweg, und suchte, so gut er konnte, die Thüre von Cavois's Zimmer zu erreichen. Cavois war sein Freund, und er erzählte ihm seinen dummen Streich; aber die Sache war so schlimm, daß nichts im Stande war, sie gut zu machen. Nachher sprachen der König und Frau von Maintenon nie wieder mit Racine, und schenkten ihm keinen Blick; er kränkte sich darüber so sehr, daß er in eine Kränklichkeit verfiel, und nur noch zwei Jahre lebte. Er benutzte sie zu seinem innern Besten. Begraben ließ er sich zu Port Royal des Champs, neben den berühmten Bewohnern desselben, mit denen er von seiner Jugend an in Verbindung gestanden hatte, die auch nicht durch sein Dichterleben aufgehoben worden, ob es gleich ihre ganze Mißbilligung hatte. Der Chevalier von Coislin hatte sich auch dahin bringen, und neben seinem berühmten Oncle Hrn. von Pontchateau beisetzen lassen. Es ist nicht zu glauben, wie sehr diese beiden Beisetzungen dem Könige anstößig waren *).

Ravignan

Page Ludwigs XIV. Commandant von Bouchain.

Ravignan kam zum Commando, und sollte sich darüber mit den Marschällen vereinigen; seine Person stand aber allem

*) Die Art, wie Racine in Ungnade gefallen, wird in seiner Lebensbeschreibung anders erzählt. Ein ausführlicher Aufsatz über das Elend Frankreichs, den Frau von Maintenon dem Könige zu lesen gab, soll dem Monarchen mißfallen haben.

allem im Wege. Er wurde nebst der Garnison zu Tournay zum Gefangenen gemacht, und auf sein Ehrenwort freigegeben; die Schwierigkeit der Auswechselung hinderte ihn, wieder zu dienen; er klagte daher sein Unglück dem Herzog von Marlborough, und dieser hatte die Großmuth und ertheilte ihm in einem Antwortschreiben die Erlaubniß zu dienen, indem er jedoch bemerkte, daß er ihm nur für die Engländer, und nicht für die Kaiserlichen und Holländer stehen könne.

Diese Einschränkung kümmerte Ravignan nicht. Er besaß sehr viel Ehrgeiz und konnte ihn nur durch den Krieg befriedigen. Er war ein sehr guter Officier, und führte Einen Familiennamen mit dem Präsidenten de Mesmes, der sehr viel Theil an ihm nahm. Der König kannte ihn sehr gut, denn er war Page bei ihm gewesen, und er hatte oft über seine Streiche und über seine Leidenschaft zur Jagd, die ihn zu manchen Dingen verleitete, gelacht. Ravignan nahm also keinen Anstand, seinen Dienst als Inspector zu thun, welchen Posten er hatte, und zwar überall, wo er konnte; aber er konnte nicht als Generalofficier in den Etat der Armeen eingerückt werden, weil die bloße Erlaubniß der Engländer dazu nicht hinreichend war.

Man brauchte einen Mann von Einsicht, der den Sommer über in Bouchain commandiren sollte, und man stellte ihn auf diesen Posten, weil man nicht glaubte, daß der Platz belagert werden würde. Es trat aber dieser Fall ein, und es war die Frage, ob Ravignan daselbst bleiben sollte. Dieß hieß gerade gegen die Kaiserlichen und Holländer wortbrüchig werden, und es ist noch ein großer Unterschied, ob einer in Linie unter dem großen Haufen dient, oder die Vertheidigung eines angegriffenen Platzes übernimmt, so daß Marlborough wohl Ursach hatte, seine Großmuth für gemißbraucht anzusehen.

Die Gesetze des Krieges brachten nichts weniger mit sich, als daß Ravignan, sobald der Platz eingenommen wurde, alles Rechtes der Capitulation verlustig, und geradezu des Galgens schuldig war; was auch Marlborough, soviel guten Willen er auch haben mochte, nicht zu verhindern im Stande war.

Nachdem man diese Sache im Lager überlegt hatte, während Ravignan sich noch in der Festung befand, beschloß man, daß seine Ehre und das Kriegsrecht nicht verletzt werden dürfte,

und dachte schon darauf, einen andern Commandanten nach Bouchain zu senden; aber Ravignan suchte seine Ehre nicht so wohl in Haltung seines Ehrenworts, als darin, aus der Festung, die er commandirte, im Angesicht der Feinde, welche die Belagerung formirten, herauszugehen. Und hierauf drang er so heftig in Villars, daß er ihn dahin zurückkehren lassen möchte, daß dieser, über eine Belagerung verlegen, die er durch seine Fehler verschuldet hatte, und deren Folgen so wichtig waren, nicht ungern die Vertheidigung des Platzes einem so erfahrnen Officier, dessen Hartnäckigkeit durch die Aussicht auf den Galgen nur verzweifelter werden mußte, überließ.

Gegen die allgemeine Meinung nahm es also Villars auf sich, Ravignan zurückzuschicken, und dieser ließ es sich nicht zweimal sagen, und ging auf der Stelle in die Festung zurück. Die Communication der Festung konnte mit aller Anstrengung nicht erhalten werden. Albergotti, der sie deckte, wurde weggetrieben, und dieß wurde als entscheidend für die Belagerung angesehen. Es veranlaßte gegenseitige Beschuldigungen zwischen Albergotti und Villars. Nach beendigter Belagerung unterließ der kluge Italiener keine Kunst, um sich mit seinem General wieder auszusöhnen, und im Aeußern war alles verschwunden; aber niemand ließ sich täuschen, und nach ihrer Rückkehr ließen beide einander ihre Streiche fühlen, aber beide ohne Wirkung. Villars that alle mögliche Vorstellungen, daß geschlagen und die Festung entsetzt werden sollte; aber man ist noch zweifelhaft, ob er wirklich die Absicht hatte. Das Spiegelgefecht dauerte nicht lange, er zog sich zurück, um sich zu decken.

Unterdessen nach einer kaum monatlichen Vertheidigung schlug Bouchain den 13. November Chamade, und die Garnison wurde, als Kriegsgefangene, nach Tournay abgeführt. Die feindlichen Generale wollten großmüthig genug Ravignan nicht bemerken, und hielten sich einen Monat bei Wiederherstellung der Festung auf. Es war in der Mitte des Octobers, Marlborough mußte in Eil nach England übersetzen, um seine verlassene und schwankende Partei zu unterstützen. Auch der Prinz Eugen, so unzertrennlich mit ihm durch Ein Interesse verbunden, war nicht von Beunruhigungen frei. Er mußte im Haag den Großpensionnäre Heinsius und seine Partei sich geneigt zu erhalten suchen,

und

und hatte daselbst in Marlboroughs Abwesenheit alles auszufechten, und dabei hatte er eine Reise nach Deutschland zu einem neuen Herrn und einem neuen Hof, mit dem er schlecht stand, vor sich. Dergleichen Umstände und die so sehr vorgerückte Jahreszeit vermochten die Feinde, den Feldzug zu endigen. Unsere Armee, die, ganz vergeblich, äußerst abgemattet war, benutzte das Beispiel; und alle bezogen jetzt die Winterquartiere. Villars wurde ziemlich gut empfangen, weil man niemanden hatte, der im folgenden Feldzug seine Stelle ersetzen konnte: Montesquiou brachte den Winter, so wie die vorhergehenden, auf der Grenze zu, und war aus den Gründen, die wir angeführt haben, sehr wenig mit der Laufbahn zufrieden, die er am Hofe anzutreten anfing.

Rochechouart

Marquis von Chandenier.

Chandenier, der älteste der Rochechouart's wurde durch seine Ungnade und durch den Stolz, mit dem er sie vierzig Jahre hindurch bis zu seinem Tode ertrug, berühmt. Er war erster Capitän der Leibgarde, und stand wegen seiner Tapferkeit, seiner Talente und seiner äußersten Rechtschaffenheit in besonderer Achtung: er verlor seine Stelle mit den andern Capitänen der Leibgarde, bei der Affäre der Feuillants, die nicht in diese Memoires gehört, und in allen andern dieser Zeit erzählt ist; und er war der einzige von den vieren, dem sie nicht wieder gegeben wurde, ob er sich gleich durch nichts von ihnen ausgezeichnet hatte. Er war ein Mann von Stolz, Ehre, Geist und Muth, und war dem Cardinal Mazarin anstößig, ob er ihn gleich nie auf dem geringsten Fehler getroffen, und sich auch über seine Zudringlichkeit im Fodern nicht zu beklagen hatte. Der Cardinal rechnete es sich zur großen Ehre, seinen Gardecapitän zum Capitän der Leibgarde zu machen, und er unterließ nicht, bei dieser Gelegenheit einen so treuen Diener, als er an Hrn. von Noailles hatte, an diese Stelle zu placiren. Chandenier weigerte sich, seine Dimission zu geben. Der Cardinal aber ließ den Kaufpreis der Stelle, wie er ihn bestimmt, bei einem Notar niederlegen, ließ hierauf Hrn. von Noailles den Eid ablegen,

und ihn, ohne Chandeniers Dimission, seine Stelle vollkommen antreten.

Chandenier war arm: man hoffte, seine Hartnäckigkeit werde von der Noth besiegt werden; aber der Hof war ihrer endlich müde, man schickte Chandenier als Gefangenen aufs Schloß zu Loches, wo er wie ein Verbrecher vom Könige unterhalten wurde, und legte auf sein kleines Einkommen Beschlag, um ihn dadurch zur Annahme des Geldes von Hrn. von Noailles, und folglich zur Ertheilung seiner Dimission zu zwingen. Man betrog sich. Chandenier ließ sich vom Könige unterhalten, und lebte übrigens noch von dem, was ihm die Bürger der Stadt Loches der Reihe nach zum Mittags- und Abendessen, in einer kleinen Schüssel, die die Runde in der Stadt machte, zuschickten. Er beklagte sich nie, und verlangte nie sein Vermögen und seine Freiheit. So vergingen fast zwei Jahre. Endlich schämte sich der Hof einer so beispiellosen und so ungerechten Gewaltthätigkeit, mehr aber noch, sich von diesem ungebändigten Stolze überwunden zu sehn, man ließ ihm seine Einkünfte verabfolgen, und schickte ihn aus dem Gefängniß ins Exil, wo er mehrere Jahre lebte, aber immer etwas zu verlangen verschmähte. Es ging wie mit seinem Gefängniß, man mußte sich schämen und ihn zurückberufen. Er kam nach Paris zurück, wo er niemanden sehn mochte, als seine Freunde. Er war einer der besten Freunde meines Vaters, der mich auch zu ihm führte, und ihn einigemal zum Mittagsessen bat; er führte ihn sogar bisweilen zu la Ferté. Nach seinem Tode habe ich Hrn. von Chandenier mehrmals mit großer Ehrfurcht zu St. Genevieve in seiner einfachen, aber äußerst netten Zurückgezogenheit gesehn, in der er auch starb.

Er war ein Mann von sehr viel Geschmack, ein guter Gesellschafter, und hatte sehr viel gesehn und gelesen. Er lebte lange vor seinem Tode in großer Frömmigkeit. Man bediente sich derselben in den letzten Jahren seines Lebens, um ihm gerechte Gewissensbisse wegen seiner Gläubiger zu erregen, indem man ihm vorstellte, daß es nur auf ihn ankäme, sie vom Gelde des Hrn. von Noailles nach Ertheilung seiner Dimission zu befriedigen; und als man ihn endlich in diesem Punkt mit größter Mühe überwunden hatte, unternahmen es auch diese braven Leute, ihn zu einer Zusammenkunft mit Hrn. von Noailles zu bringen, der die Stelle nach

seis

seinem Vater besaß. Die Kraft der Religion vermochte es über ihn, sich auch diesem unangenehmen Besuche zu unterwerfen, der von seiner Seite mit Kälte, aber ohne Verletzung der Ehre, vor sich ging. Er hatte seit langen Jahren seine Frau und seinen Sohn verloren, welcher letztere ein junger hoffnungsvoller Mann gewesen seyn soll.

Roquelaure

Herzog à brevet.

Roquelaure Herzog à brevet und ein Spaßmacher von Profession, erfuhr ein trauriges Abentheuer. Er hatte von jeher sehr in der großen Welt gelebt, und war intimer Freund des Hrn. von Vendome gewesen. Da er sich an alles anhängte, so hatte er sich unter die Freunde des Hrn. von Luxenbourg eingeschlichen, von dessen glänzendem Stand er Gewinn zu ziehen hoffte, nach den Aussichten, welche der Hof des Dauphins zeigte, den dieser General, mit dem Prinzen von Condé auf das engste vereinigt, zu beherrschen, und nach des Königs Tode auf alles Einfluß sich zu verschaffen im Sinn hatte. Eine Schwierigkeit für Roquelaure war, wie er es mit so entgegengesetzten Leuten zugleich halten sollte, und dieß wurde noch weit schwerer, als der offene Bruch des Hrn. von Vendome mit dem Hrn. von Luxenbourg, und die denselben begleitenden Umstände eintraten. Der Bruch war so vollkommen, daß eine Partei zu ergreifen war, und Roquelaure, der nicht in der Zukunft lesen konnte, trug kein Bedenken, seinen alten Freund gegen die neu erworbenen zu verlassen, von denen er mehr hoffte. Herrn von Vendome traf das ins Innerste, aber es war nicht Zeit, es zu äußern. Wegen seines entfernten Aufenthaltes in Italien, wohin er sich aus Flandern geflüchtet hatte, konnte er nur sehr kurze Zeit am Hofe zubringen, und er betrug sich daselbst ziemlich auf gewöhnlichen Fuß gegen ihn, wenn sie sich an einem Orte trafen. Daher kam es, daß bei dem Tode des Herrn von Luxenbourg er es war, der Herrn von Vendome führte, wie ich es oben bemerkt habe; aber selbst dieses hatte den Groll von Vendome's Freunden, wegen seines Abfalls von ihrer Freundschaft, wieder von neuen erregt, so daß sie auf die, durch den Tod des Herrn von Luxem-

bourg entstandene Leere, und auf ihre neue, durch die Verbindung mit dem Herzog dû Maine erlangte Stärke gestützt und kühn gemacht, endlich die Schranken überschritten, in denen sie sich bisher gegen Roquelaure gehalten hatten. Wenige Tage hierauf ging dieser zu M. le Grand, der des Morgens und Abends am Hofe große Tafel, und den ganzen Tag Spiel hielt, wo die Hofleute wie in einer Kirche aus und einströmten, und wo an Spielern aller Art, besonders Lansquenet-Spielern, kein Mangel war. Herr von Vendome, welcher einer der Coupeurs war, bekam mit einem Andern wegen einer Summe von 7 Pistolen Streit. Er war ein guter Spieler, aber streitsüchtig im Spiel wie überall. Die andern Coupeurs verdammten ihn, er bezahlte, verließ das Spiel und kam, über seine Verurtheilung sich beklagend, zum Kamin, wo er Roquelaure traf, der sich wärmte. Dieser mit der Vertraulichkeit, die er sich immer anmaßte, und mit jener scherzhaften Art, die er überall anbrachte, sagte zu ihm, er habe Unrecht, und sey billig verurtheilt. Vendome, den sein Streit schon aufgebracht hatte, wurde es noch mehr über diese Unbescheidenheit, antwortete ihm mit Hitze, und sagte fluchend, er sey ein schlechter Mensch, daß er so rede, und er mische sich immer in Sachen, die ihn nichts angingen. Roquelaure, erstaunt über den Ausfall, spannte gelinde Falten auf und sagte, er glaube ihn nicht zu beleidigen. Aber Vendome, immer hitziger werdend, sagte ihm die härtesten Dinge mit einem Stolze, den nur ein Domestik tragen konnte und mit einem Tone, der nichts weniger als gemäßigt war. Roquelaure außer sich und verlegen, sagte nichts, als daß er, wenn sie wo anders wären, nicht so sprechen würde. Vendome, ihm immer näher rückend, und ihm drohend, versetzte fluchend, er kenne ihn sehr gut und weder hier noch wo anders würde er schlimmer seyn. Hier kam der Großprior, der ziemlich weit davon war, und nahm Roquelaure beim Kragen, und sagte ihm eben so unangenehme Dinge, als er eben von seinem Bruder erfahren hatte, wobei er nicht aus seinem hier so übel angebrachten Phlegma kam. Jetzt gerieth das ganze Zimmer in Aufruhr. Frau von Armagnak und der Marschall von Villeroi eilten nach dem Kamin, und suchten beide den Hrn. von Vendome eilig wegzubringen. Roquelaure, der weder den Muth hatte, für eine solche Beleidigung Genugthuung zu fodern, noch die

Klug-

Klugheit, einen schicklichen Vorwand zu brauchen, brachte seine Klage vor den König. Das Schlimmste war, daß er den Tag drauf nach diesem öffentlichen Vorfall, sich ins Geheim mit Hrn. von Vendome durch Hrn. von Armagnak in seinem Kabinet versöhnen ließ; und was der Sache die Krone aufsetzte, daß die Herzogin von Roquelaure überall herumging und sagte, sie sey recht über den Vorfall aufgebracht, und dieß hieße doch, sich an ihrem Manne vergreifen. Dieß konnte sie nicht aus Dummheit thun, und die Unwissenheit wäre etwas stark gewesen. Mann konnte nicht begreifen, was sie mit diesen so lächerlichen Reden zu gewinnen hoffte. So frech auch Roquelaure war, so schien er doch sehr über dieses Abentheuer verlegen zu seyn; aber bald kehrte er zu seinen gewöhnlichen Possen zurück, und traf, mit der größten Unverschämtheit und zum Erstaunen aller, überall mit Hrn. von Vendome und seinem Bruder zu Marly, zu Choisy und überall, wo es sich traf, zusammen.

Eines Abends lange nachher, als er bei dem Könige mehr Lärm und Spectakel als gewöhnlich machte, worüber man sich auch wunderte, sagte ich ganz kalt, die Ursache dieser Lustigkeit sey nicht schwer zu errathen, da an demselben Abende die Hrn. von Vendome sich beim Könige beurlaubt hätten, um nach Provence zurückzukehren. Diese Aeußerung wurde sehr willkommen aufgenommen, und ich nahm es nicht übel, weil ich keine Ursache zu haben glaubte, des Herzogs von Roquelaure Freund zu seyn.

Die Roués,

Gehülfen der Ausschweifungen des Herzogs von Orleans.

Die Roués waren der Meinung, die romantische Liebe sey außer Gewohnheit gekommen; man sprach von nichts als von vollbrachten Thaten und werkthätigen Abentheuern; die Seufzer, das lange Warten, alles was eine züchtige Liebe begleitet, waren der Gesellschaft unbekannt. Sie hatten auch (noch vor den Philosophen, die nachher eine falsche Theorie davon aufgestellt haben,) die Maxime, daß die Religion nur ein Werk der Politik sey, erfunden, um dem

Volke eine heilsame Furcht einzuflößen, und man sprach bei ihnen von einem andern Leben, wie von einer Chimäre.

Was die Eifersucht betrifft, die damals weit mehr als jetzt im gesellschaftlichen Leben herrschte, so waren weder der Regent noch die Roués, noch die in die Gesellschaft aufgenommenen Frauen derselben fähig; Gewissenhaftigkeit und Eifersucht waren in ihren Augen gemeine bürgerliche Leidenschaften; das herrschende Vergnügen bestand in rauschenden Genüssen ohne Vorbereitung und Zwang, und der Beweglichkeit des Geschmacks und der Phantasie zufolge, war Freiheit des Betragens, der Zunge und der Handlungen die Seele und das Glück der Orgien. Der Regent selbst zeigte nur gegen die jungen Leute Eifersucht, welche die Frauen, die er liebte, und die ihn von sich stießen, glücklich machten. So exilirte er Baron, und mehrere andere Liebhaber seiner Geliebten, die er verließ, wenn sie ihm treu waren, denen er aber länger und mit besonderer Aufmerksamkeit den Hof machte, wenn sie seine Huldigungen und Geschenke von sich wiesen.

Alle Roués indessen gaben den Ausschweifungen dieses Prinzen nicht ihren Beifall; seine bessern Freunde Nocé, selbst Broglio, Noailles besonders, der alte vorzüglichste Finanzminister, Canillac, Saint-Simon, stellten ihm oft mit Ehrerbietung und aus reiner Freundschaft vor, wie sehr er von Frankreich, ja von ganz Europa geliebt, geehrt, angebetet werden würde, wenn er sich der Staatsgeschäfte annehmen wollte. Dübois war von allem unterrichtet, und ließ bei der ersten Gelegenheit diese treuen Diener des Regenten ins Exil schicken. Der furchtbare Saint-Simon wurde nach Spanien geschickt, um seinen lästigen Rath los zu werden; Caniliac und Nocé wurden wirklich verbannt; Daguesseau wurde nach Fresne geschickt; Noailles, der des Cardinals spottete und ihn verachtete, wurde nach Limousin verwiesen; und er durfte nicht einmal den König noch einmal sehen, denn er hätte sonst leicht den Widerruf des Befehls erhalten, sondern es wurde ihm der bestimmte Befehl gegeben, sogleich abzureisen: so mächtig war der Einfluß des Cardinals, der ehrliche Leute unter verschiedenen Vorwänden und um eines guten Wortes willen, das gegen ihn gesprochen worden, zu entfernen wußte. Der junge Arouet zum Beispiel, der wegen seiner bekannten Verse in die Bastille geworfen worden war, war in Gefahr, dahin zurückkehren zu müssen,

müssen, als Dübois, noch als Abbé, um den Regenten gegen ihn aufzubringen, ihn als Verfasser der in Paris curstirenden und auf die Lebensart des Prinzen zielenden Verse angab, den der Ruf beschuldigte, einem Kinde das Leben gegeben zu haben, das zugleich sein Enkel wäre.

Fräulein von Charolois, die so beißend war, wenn die Eifersucht ihre Laune belebte, hatte nämlich folgende Verse damals ausgehen lassen:

Enfin vôtre esprit est guerri
Des craintes du vulgaire,
Belle duchesse de Berri
Achevez la mystère.
Un nouveau Loth vous sert, mère des Moabites,
Donnez nous promptement un peuple d'Ammonites.

Der dieser Verse beschuldigte Arouet wurde vom Herzoge von Brancas, und dieser vom Regenten leidenschaftlich geliebt, und er antwortete dem Prinzen, der ihn strafen wollte, mit diesen Versen:

Non, Monseigneur, en verité
Ma Muse n'a jamais chanté
Ammonites ni Moabites;
Brancas vous repondra de moi.
Un homme instruit chez les Jésuites
Des peuples de l'ancienne loi
Ne connoit que les sodomites.

So zeigte sich der Dichter schon von seiner Kindheit an, als derjenige, als den er sich nachher immer gezeigt hat. Er besänftigte durch diese Verse den Herzog von Orleans, und gab hierauf seinen Oedip, wofür er mit einer goldenen Medaille, eine Mark schwer, belohnt wurde; es schien aber doch mehrern diese Tragödie auf den Regenten zu zielen, nämlich wegen seines Umgangs mit der ersten, zweiten und dritten seiner Töchter, wovon man in der Hauptstadt sprach, doch der Regent wollte nicht die Sache untersucht wissen.

Um noch zuletzt den Charakter dieses Prinzen näher kennen zu lernen, dessen Ende wider sein Vermuthen so bald herankam, wollen wir diesen Artikel mit einer Anecdote aus dieser Zeit beschließen, die ihn im Cirkel seiner nächtlichen Versammlungen darstellt. Eines Abends im Palais-royal hatte

ihn

ihn der Wein überrumpelt, und er wollte eben seine Zechbrüder verlassen, und zum Opernball hinabgehen. Canillac, der bei diesen nächtlichen Festen immer bei kaltem Blute blieb, und um den Prinzen das Verdienst hatte, daß er ihn seinen Mentor nannte, bat ihn inständigst zu Bett zu gehen, indem er ihm, mit innigem Schmerz und mit Ehrerbietung, vorstellte, daß er nicht in dem Zustande sey, um beim Ball zu erscheinen. Der Regent fügte sich in seine Vorstellungen, und war so folgsam, daß er zu Bette ging. Da Canillac an seinem Bette sitzen blieb, um ihn einschlafen zu sehen, stellte sich der Regent, als sey er eingeschlafen; als aber der andere fortging, fragte der Prinz, ob er wirklich fort sey, stand auf, kleidete sich an, und ging zum Balle.

Als am andern Morgen Canillac ihm die Cour zu machen kam, ging der Regent auf ihn zu und sagte: „mein Mentor wird unwillig auf mich seyn, wegen meiner gestrigen Aufführung.“ „Nein, antwortete Canillac, ich bin kein Mentor, denn Sie sind kein Telemach.“

Diese edle Freimüthigkeit hatte der Herzog von Orleans Canillac zugestanden, sie erregte aber so sehr die Eifersucht des Cardinal Dübois, daß er ihn ins Exil schicken ließ: und er kam nicht eher zum Prinzen zurück, als nach dem Tode des Cardinals.

Was die Mätressen des Regenten betrifft, so war die zuerst bekannte, die Florence, eine Operntänzerin, von welcher der Abbé von St. Albin entsprang, den der Prinz durch keinen einzigen authentischen Act anerkannte; die des Mares, eine Schauspielerin, folgte der Florence, und von ihr hatte er eine Tochter, die er zu St. Denis erziehn ließ, in der Absicht sie einkleiden zu lassen, die aber während der Regentschaft an den Sohn Ségür's verheirathet wurde; nach der des Mares kam eine gewisse Madem. von Séri, die fille d'honneur bei der Mutter des Herzogs war; diese war es, die Baron dem Herzog vorzog, und die nur nach einem langen Widerstand, worin sie die Herzogin Mutter bestärkte, sich dem Herzog ergab; der Séri folgte die Maston, die dem Regenten zwei Knaben gab, die er anerkannte: der ältere wurde Großprior von Frankreich und General der Galeeren, und der jüngere starb wenig Tage nach seiner Geburt. Zur Séri kehrte er zurück, überhäufte sie mit Reichthum, und kaufte ihr ein Gut, mit dem Titel einer

Grä-

Gräfin von Argenton, worin sie der König Ludwig XIV. anerkannte; aber er verließ sie nachher auf Befehl des Königs, und attachirte sich an Frau von Parabere.

Alle diese Frauen wurden vom Regenten in vielen Gesellschaften als seine Mätressen producirt, er führte sie an den Hof, auf Bälle, in die Comödie, zu Seiltänzern, und zu allen Schauspielen, wo er Logen, Ruhebetten und andere Bequemlichkeiten hatte.

Sala. (Cardinal)

Spanier.

Er war ein Catalonier aus der Hefe des Volkes, der Talente und Ehrgeiz in sich fühlte, und um sich aus seiner Niedrigkeit herauszureißen und sein Glück zu versuchen, Benedictiner wurde.

Der Zufall wollte, daß, als der Erzherzog nach Barcelona gekommen war, seine Stallmeister Sala's Vater zu seinem Kutscher nahmen. Der Sohn suchte diesen Zufall zu benutzen, und sich dem Erzherzog bemerkbar und den Ministern wichtig zu machen. Sein Charakter war ganz zur Intrigue und zum Aufruhr gemacht. Er ließ sich daher dazu brauchen, in allen Klöstern der Stadt und der Provinz gegen den König Philipp von Spanien den Samen der Empörung auszustreuen, und zeigte sich als das Haupt, der Führer und die Seele des Aufruhrs.

Er leistete in der That dem Erzherzog durch seine Kühnheit, Gewandtheit und Künste große Dienste, so daß es dem Prinzen nöthig schien, ihn aus seiner Niedrigkeit zu ziehen, und ihn in Stand zu setzen, ihm im Großen zu dienen. Aus diesem Grunde wurde er Bischof von Gironne, und in dieser Würde gingen seine aufrührerischen Bemühungen so gut vor sich, daß der Erzherzog ihn zum Bischof von Barcelona beförderte; und hier machte er sich selbst dem Erzherzog so wichtig, daß er von ihm seine Stimme zur Cardinalswürde erhielt, und der Pabst wurde, trotz seinem Widerwillen gegen ein solches Subject, gezwungen ihn zum Cardinal zu erklären, als das Waffenglück der Alliirten endlich den Pabst zur Anerkennung des Erzherzogs als Königs von Spanien

nien genöthigt, und überhaupt gegen den Kaiser willfähriger gemacht hatte.

Der König von Spanien hielt sich durch diese Beförderung für sehr beleidigt, und verbannte Sala, ohne Rücksicht darauf zu nehmen. Als Catalonien außer Stand gesetzt war, seine Empörung zu behaupten, und Barcellona sich von einer Belagerung und der Züchtigung für seine Rebellion bedroht sah, flüchteten sich die meisten von den Anführern in die Gebirge, oder verließen das Land. Sala ging zu Schiffe und rettete sich, so gut er konnte, nach Avignon. Er fand das selbst seine Züchtigung in einer Kränklichkeit, die ihn fast immer im Bette hielt, aber doch seinen aufrührerischen Geist nicht bändigte, der bei ihm zur Natur geworden war.

Er unternahm alles, um, trotz dem Könige von Spanien, nach Barcellona zurückzukehren. Der Kaiser drang mit aller Macht in den Pabst, und der Pabst, der seine Macht in Italien fürchtete, und die Zuneigung des Erzherzogs, der damals Kaiser war, zu Sala kannte, suchte den König von Spanien durch alle mögliche Mittel zu bewegen, und that ihm unaufhörliche Vorstellungen, welche Gewaltthätigkeit es sey, einen Bischof von seiner Heerde entfernt, und aus seiner Diöcese verbannt zu halten.

Die halsstarrige Weigerung des Königs von Spanien ließ den Pabst eine Auskunft finden, wodurch er Zeit gewann, ohne die beiden Monarchen zu beleidigen. Er befahl nämlich Sala, vor allen Dingen nach Italien zu kommen, und den Cardinalshut zu empfangen. Er reiste also von Avignon ab, aufgebracht, daß es ihm nicht gelungen war, wider Willen des Königs nach Barcellona zurückzukehren, und machte sich auf den Weg. Er starb, als er schon fast nach Italien war, und endigte so die Verlegenheit des Pabstes, des Kaisers und des Königs von Spanien um seinetwillen.

Seminarium von Saint-Sülpice.

Während der König, der eine ihm unterworfene, aber erleuchtete, und in den heiligen Wissenschaften gelehrte Geistlichkeit zu haben wünschte, diejenigen, die sich unter ihr

aus-

auszeichneten, vorzog und belohnte, entstand eine Gesellschaft von Priestern, die sich durch ihre anspruchslose Dunkelheit auszeichnete; und von einem unbekannten Seminar zu Paris sah man sie durch Mittel, die fast allen unbekannt blieben, sich bald zu gröſerer Wichtigkeit erheben.

Die ganze Geistlichkeit war damals gelehrt; nur allein St. Sülpice sah sich unwissend und ohne Schutz. Der Mangel an ausgezeichneten Subjecten bewog sie, sich zu ihrer Erhaltung blind, aber doch versteckt, dem römischen Hofe und den Jesuiten zu unterwerfen, welche sie mit einem einzigen Fußtritte hätten zermalmen können.

Sie fingen also damit an, die crasseste und kleinlichste Art der Uebung zu treiben, um unausgezeichnet zu bleiben; und ohne sich durch Schriften oder ausgezeichnete Handlungen zu zeigen, Feinde des Jansenismus, der damals den Jesuiten zum Vorwand diente, um sich Einfluß zu verschaffen, begnügten sie sich damit, die Diener der Jesuiten zu seyn. Diese verschmähten gewisse niedrige Schritte zu thun, die unter der Würde waren, die sie in der Gesellschaft und unter der Geistlichkeit angenommen hatten; aber die von St. Sülpice nahmen sie mit Entzücken über sich. Nach und nach machte sie ihr versteckter Charakter und einige bekannt gewordene Anekdoten furchtbar; und da sie nicht durch merkwürdige und hervorspringende Handlungen die Aufmerksamkeit des Publikums und der Geistlichkeit auf sich ziehn konnten, so suchten sie ihre Stütze in der gern begünstigten Meinung, daß sie, mit demüthiger Treue an der reinen Lehre hängend, im Stande wären, da sie sogar auf die Orthodoxie der heiligsten Bischöffe und anderer Geistlichen Schatten warfen, diejenigen, die ihnen mißfielen, schwarz zu machen. Wir haben gesehn, wie sie den Jesuiten zu Spionen dienten, die in der Affaire der Constitution sich noch nicht öffentlich zeigen, und gleichsam nur ihre Fühlhörner ausstrecken wollten. — Die Frömmigkeit war gegen das Ende Ludwigs XIV. am Hofe so sehr Mode, daß der Charakter der Sülpicianer mehreren gefiel, und durch la Chetardie und Godet auch der Frau von Maintenon; und jeder Bischoff, der auf ähnliche Weise ohne es zu scheinen, sich empor arbeiten wollte, nahm das Aeußere derselben an. Mehreren gelang es auf diesem Wege, und jene Partei, die nach und nach immer mächtiger wurde, diente ihnen zur

Stütze; und die Priester dieser Gesellschaft, aus Politik eine blinde Unterwerfung wähiend, die sie ihren Geistlichen predigten, schienen allen Bischöffen sehr geschickt zur Verwaltung der Diöcesen zu seyn: denn dazu diente vortrefflich ihre Moral, welche mit nützlicher Politik alles Wissen entfernte, das den Geist aufbläht, und eine crasse Unwissenheit begünstigte, die dem Bischoff einen freien Spielraum verschaffte. Daher der immer im stillen genährte Groll dieser Gesellschaft gegen den geraden und entschiedenen Charakter des Oratoriums und der Gesellschaft Port-Royal, aus der so große Männer hervorgegangen waren, deren Glanz sie blendete, und ihrer Ohnmacht so lästig war, daß sie als die grausamsten Feinde derselben auftraten. Dieß war der ursprüngliche Charakter der Sülpicianer. Uibrigens hatten sie keine Regeln, deren sie sich bei dem Publikum rühmen konnten, sie verbargen sie sogar sorgfältig. Man hoffte, daß eine längere Uebung ihrer Lebensart eine vortheilhafte Veränderung in ihrem Studium und in ihren Sitten hervorbringen würde; aber man sah ein, daß die ursprüngliche Politik dieser Gesellschaft ihr Fundament sey, indem sie die Klugheit hatte, was die Erhaltung ihrer Existenz betraf, einzusehn, daß ein solcher Charakter ihrer Priester immer vielen, Hohen und Geringen, nützlich seyn, und daher von ihnen unterstützt und befördert werden würde. Auch hätten bessere Regeln, die eine wahre Politik und eine dauerhafte Würkung gezeigt hätten, der Gesellschaft Feinde zugezogen, besonders die Jesuiten, die von jeher die gebornen Verfolger jeder neuen Gesellschaft gewesen sind, so heilig sie seyn mochte, wenn sie die Blicke des Publikums auf sich ziehn konnte, die sie nur auf sich beständig geheftet sehn wollten.

Die ganze Regentschaft hindurch, besonders im Anfange, sind die Sülpicianer demüthiger und vorsichtiger gewesen: ich weiß, daß sie immer zurückhaltender und furchtsamer wurden, so oft sie wußten, daß im Conseil irgend eine Sache vorkam, die auch nur von fern sie berühren konnte; sie waren kriechend und speichelleckerisch gegen Dübois, und nachher seine ergebenen Diener, als er manchen von ihnen für seine Cardinalswürde, oder für seine übrigen Pläne, für die er alle ersinnliche Mittel anwendete, nöthig zu haben glaubte. Im größten Glanz waren die Sülpicianer

einer unter der allvermögenden Regierung des Cardinals Fleury, der, wie so viele andere, bei ihnen seine Laufbahn angetreten hatte; und damals war es, daß diese Priester, sonst so demüthig und kriechend, jeden von den großen Pfründen entfernten, der ihnen in Weg treten konnte, oder sich nur gleichgültig gegen sie verhalten wollte.

Wir haben gesehen, wie wir alle, Hohe und Geringe, genöthigt waren, uns vor ihnen zu schmiegen, um für die Geistlichen unserer Familie das zu erhalten, worauf sie durch das Recht der Geburt oder ihr Verdienst gerechten Anspruch machen konnten. Aber welches ist die Würkung ihrer sonderbaren Herrschaft auf Vertheilung der Pfründen gewesen? Sie haben die Diöcesen mit Fanatikern oder Ignoranten oder Landstreichern bevölkert, die aber ihnen zugethan waren, und die sie nach ihren Zwecken beherrschten. Uibrigens hat diese Congregation, welche die Französische Geistlichkeit in ihrer alten Unwissenheit zurückhält, noch kein einziges ausgezeichnetes Subject hervorgebracht; und ihren Stifter, der ein Heiliger gewesen seyn soll, haben sie nicht einmal den Muth gehabt, dafür erklären zu lassen, aus Furcht, seine Schüler bemerkbarer zu machen, welche immer die Blicke der Hellsehenden gefürchtet haben.

Geheime Denkwürdigkeiten über die Regentschaft Philipps II. Herzogs von Orleans.

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

I. Buch.

Inhalt des I. Buchs.

1) Schilderung des französischen Hofs, bei dem Tode Ludwigs des XIV. Charakter der Herzogin von Berry, Tochter des Regenten; ihre Geschichte; ihre Liebeshändel mit La Haye und Riom. 2) Schilderung der Herzogin von Orleans. 3) Schilderung des Regenten. Sein Charakter, seine Gewohnheiten, seine Sitten, sein Geist. 4) Geschichte seiner Erziehung. Wie Er durch Dü Bois verdorben wird. 5) Charakter dieses Dü Bois. 6) Schilderung des Spanischen Hofs; Schilderung des Alberoni. 7) Schilderung des Königs Philipp, und der Königin, seiner zweiten Gemahlin.

I.

Die Herzogin von Berry hielt sich an den alten sowohl als an den neuen Hof.

Diese Prinzessin *) war groß, schön, gut gebaut, ohne gerade viel Anstand zu haben. Ihr Blick ließ fürchten, was sie war. Sie hatte eben so viel Beredtsamkeit als ihr Vater und ihre Mutter, und konnte, wie diese, mit einer unendlichen Leichtigkeit alles ausdrücken, was und wie sie es wollte; und dieß mit einer Zierlichkeit, Angemessenheit und Richtigkeit, mit einer Auswahl, mit so ganz eigenen Wendungen, daß sie immer Erstaunen erregte. Sie war furchtsam in Kleinigkeiten, aber auch wieder auffallend keck; bis zur Tollheit stolz, und in Betracht ihres Standes bis zur Unanständigkeit gemein. Man kann sagen, daß sie, nur etwa den Geiz ausgenommen, alle Laster in sich vereinigte. Diese waren in ihr um so gefährlicher, da sie so ungemein viel Scharfsinn und Geist besaß.

Ich bin nicht gewohnt, diejenigen Gemälde, welche ich zur richtigeren Ansicht der Begebenheiten aufstellen muß, mit zu grellen Farben auszumalen; im Gegentheil wird man gewiß meine ängstliche Zurückhal-

*) Das folgende Gemälde wird vollständig durch Beimischung der Züge, welche die Herzogin von Orleans, Charlotte Elisabeth, gezeichnet hat. s. den 24. Band dieser Sammlung S. 306—314.

haltung, in allem was das weibliche Geſchlecht, und überhaupt was Liebeshändel betrifft, leicht bemerken können; es ſey denn, daß es einen unvermeidlichen Bezug auf das Weſentliche habe. Im gegenwärtigen Fall würde ich es ſchon aus Eigenliebe thun, wenn mich auch nicht die Achtung gegen das ſchöne Geſchlecht, und der Rang dieſer Perſon dazu aufforderte. Der vorzügliche Antheil, welchen ich an der Vermählung der Herzogin von Berry genommen habe, und die Stelle, welche Frau von Saint-Simon, wiewohl wider ihren und meinen Willen, bis an den Tod dieſer Prinzeſſin bei ihr bekleidete, würden für mich ſehr ſtarke Gründe zum Stillſchweigen ſeyn, wenn nicht dadurch die ganze Folge der Geſchichte dieſer Zeit unvollſtändig und die Wahrheit verſteckt bliebe. Ich opfere daher meine Eigenliebe der Wahrheit der Geſchichte auf, und erkläre deswegen auch frei, daß wenn ich auch nur einige von den Eigenſchaften dieſer Prinzeſſin gekannt oder geahndet hätte, die bald nach ihrer Vermählung anfingen offenbar zu werden, ſie nie Herzogin von Berry geworden ſeyn würde.

Da ich die Geſchichte der Regentſchaft mit der Schilderung der Prinzen und Prinzeſſinnen anfange, welche während derſelben geglänzt haben, ſo muß ich in der Geſchichte dieſer Perſonen noch etwas weiter zurückgehen. Es iſt nothwendig, daß ich an das Souper zu Saint-Cloud erinnere, welches unmittelbar nach der Hochzeit erfolgte; ferner an das, was ich nur flüchtig, aber doch verſtändlich genug bei der kurz darauf gemachten Reiſe nach Marly berührte; an ihren Unwillen über den Thürhüter, welcher ihrer Frau Mutter aus Unwiſſenheit die beiden Flügelthüren in ihrem Hauſe öfnete. — Man denke noch weiter zurück an ihre Verzweiflung bei Monſeigneurs Tod, und an die Urſache derſelben; an die tollen und ſchrecklichen

Geständnisse, die sie der Frau von Saint-Simon darüber machte; an ihren Haß gegen Monseigneur, besonders aber gegen die Herzogin von Bourgogne; an ihr Betragen gegen diese Frau, welcher sie doch alles zu verdanken hatte, und die nicht müde wurde, ihr in allen Stücken gefällig zu seyn; an ihre Verzweiflung, als sie ihr das Hemd geben sollte; an die Dienstleistung, als sie Dauphine geworden war, und wie viel es gekostet hatte, um sie dazu zu bewegen; an alles, was sie gethan hatte, um den Herzog von Berry, wider seinen Willen, davon abzuhalten, und ihn, gegen seine Pflicht und Neigung, mit dem Herzog und der Herzogin von Bourgogne zu entzweien; an die Ursache, warum sie sich mehr als einmal den heftigen Unwillen des Königs und der Königin zuzog; an den Inhalt und den Erfolg einer Warnung, die ich dem Herzog von Orleans über sie gab, weil die Verfolgung der Herzogin von Orleans und das allgemeine Geschrei, so unwürdig es auch war, mich dazu genöthigt hatte; an den sonderbaren Ausbruch zwischen ihr und ihrer Mutter, über einen Perlenschmuck von der Königin Mutter, und über eine unschätzbare Cammerfrau, die aus ihrem Dienst gejagt wurde; an einen ähnlichen Ausbruch, der über die Besetzung der Oberstallmeister-Stelle bei dem Herzog von Berry, und über die zukünftige Gouvernantin seiner Kinder entstand; endlich (was ich so leise als möglich berührt habe) erinnere man sich an die Art, wie sie mit dem Herzog von Berry umging, und an die Empfindungen, die er bei seinem Tode gegen sie äußerte. Alle diese Dinge sind unter den Augen der Frau von Saint-Simon vorgegangen. Auch muß ich noch anmerken, daß die Herzogin von Berry es in der Kunst, sich zu verstellen und andere zu betrügen, aufs Höchste gebracht hatte, und sich oft ohne eigentliche Veranlassung in dieser Kunst übte. Sie wendete alles an, um

dem Herzog von Berry, der einen wahren Fonds von Religion und Rechtschaffenheit hatte, allen Sinn dafür zu benehmen. Sie tadelte sein strenges Fasten, von dem sie keine Freundin war, und machte sich so sehr darüber lustig, daß er es aus Liebe und Gefälligkeit, oft auch aus Verlegenheit über ihren bittern Spott, zuweilen, wiewohl selten, unterließ. Da dieß nicht ohne Streit, Gewissens-Zweifel und Angst von seiner Seite geschehen konnte; so gab ihr dieß immer wieder neuen Anlaß zum verdoppelten Spott, der ihn tief kränkte.

Eben so wurde auch seine angeborne Gerechtigkeitsliebe öfters durch sie gekränkt, indem sie mit der größten Heftigkeit die schreiendsten Ungerechtigkeiten in seinem Hause von ihm verlangte; denn in dem ihrigen hätte er ohnehin nichts sagen dürfen.

Andere noch wichtigere Gegenstände trieben oft seine Geduld aufs äußerste, und mehr als einmal erfolgte ein auffallender Ausbruch. Sie erlaubte sich öfters sehr freche Gespräche, von denen sie sich auch nicht einmal durch die Gegenwart des Herzogs von Berry, des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und anderer Damen, mit denen sie gar nicht vertraut war, zurückhalten ließ. Ja sie nahm es sogar übel, daß der Herzog von Berry nicht ein Gleiches that. Sie behandelte oft ihren Vater mit einem Stolz, der über alles ging; und nur ihre Furcht vor dem König hielt sie ab, geradezu mit ihrer Mutter zu brechen; allein ihr Betragen gegen diese war eben so schlecht, und so, daß keines von diesen Dreien nur den geringsten Widerspruch, noch weniger die geringste Mißbilligung gegen sie äußern durfte. Waren sie zuweilen durch dringende und wichtige Ursachen dazu genöthigt, so erfolgten jedesmal ungewöhnliche Auftritte, bei denen der Vater und Gatte sich zur Unterwerfung und Abbitte

bitte verstehen und die Versöhnung oft theuer von ihr erkaufen mußten.

Sie hatte mehrere Liebeshändel, und ungeachtet sie ihr in ihrer Lage sehr erschwert wurden, behandelte sie dieselben mit wenig Zurückhaltung. Ihr letzter Liebhaber war La Haye, der vom königlichen Page, zum Stallmeister des Herzogs von Berry emporgestiegen war. Er war ein großer dürrer Mann, der eine gezwungene Figur, ein röthlichtes Gesicht, eine alberne wenig sagende Bildung, nicht viel Geist, aber Gutmüthigkeit hatte. Durch sie rückte er, seinem Stande nach, sehr schnell vor. Ihre Neigung zu ihm dauerte bis zu dem Tode des Herzogs von Berry, und noch einige Zeit nachher.

Und diese Frau nun besaß das Herz und die Seele des — Herzogs von Orleans, dem ihre ganze Geschichte bekannt war. Er gerieth darüber oft in die äußerste Angst, wegen der Ausbrüche und Abentheuer, welche von ihrer heftigen und unbändigen Gemüthsart zu befürchten waren. Dennoch waren dieser Frau, vor und nachher, alle Geheimnisse ihres Vaters anvertraut.

Die Herzogin von Orleans war immer sanft, freundschaftlich und freigebig gegen sie gewesen; überdieß war sie fast nie um sie, folglich auch nicht leicht denen Zufällen ausgesetzt gewesen, wodurch die Kinder zuweilen beleidigt werden. Allein ihr Stolz war so groß, daß sie es für einen durch sie erhaltenen Flecken hielt, die Tochter einer legitimirten Prinzessin zu seyn. Aus diesem Grunde hatte sie einen Widerwillen und eine Verachtung gegen sie, welche sie nach ihrer Vermählung nicht mehr verbarg, auch vor und nachher dem Herzog von Orleans sorgfältig beizubringen bemüht war.

Der Stolz ihrer Mutter kam mit dem ihrigen gar nicht in Vergleichung. Schon vor ihrer Vermählung bildete sie sich ein: der Herzog von Berry hätte in ganz Europa niemand außer ihr heurathen können, und sie Beide seyen für einander geschaffen.

Nach manchen vorübergehenden Liebesgeschichten verliebte sich die Herzogin ganz ernstlich in Riom, einen nachgebornen Sohn aus dem Hause Aydie und Neffe der Frau von Biron. Er war, wie schon gesagt, weder hübsch noch geistreich; ein dicker, kurzer, bausbackigter, blaß aussehender Mensch, der mit seinen vielen Finnen beinah wie ein Abscess aussah, und nichts als schöne Zähne hatte. Es war ihm nie eingefallen, eine solche Leidenschaft einflößen zu können, die noch dazu in so kurzer Zeit so zügellos wurde, und immer fortdauerte, ohne jedoch den Geschmack und die Neigungen der Herzogin für andere aufzuheben. Riom hatte kein Vermögen, dafür aber eine Menge Brüder und Schwestern, die eben so wenig hatten als Er. Herr und Frau von Pens, die Hofdame der Frau Herzogin von Berry, waren mit ihm verwandt und aus der nehmlichen Provinz; sie ließen diesen jungen Menschen, der damals Dragoner-Lieutenant war, zu sich kommen, um etwas aus ihm zu machen. Kaum war er angekommen, so offenbarte sich diese Neigung für ihn, und er war im Luxemburg Meister.

Herr von Lauzün, dessen Neffe er war, lachte heimlich darüber, und freute sich, durch ihn im Luxemburg gleichsam wieder in die Zeiten seiner ehmaligen Verhältnisse mit Mademoiselle versetzt zu sehen. Er gab Riom Anweisungen, wie er sich betragen sollte. Dieser, von Natur gefällige, ehrerbietige, gute und rechtschaffene junge Mann befolgte sie anfangs willig; aber bald fühlte er die Macht seiner Reize, die nur auf den unbegreiflichen Geschmack dieser Prinzessin so

ſtark wirken konnten, und ohne gerade eine andere ihr vorzuziehen, ſuchte er doch allen zu gefallen, und behandelte ſeine Herzogin, wie Herr von Lauzün Mademoiſelle behandelt hatte. Bald war er mit den koſtbarſten Spitzen, den reichſten mit Silber beſetzten Kleidern, Schnallen und Juwelen geſchmückt. Er ließ auf ſich ſchmachtend warten. Es gefiel ihm, die Prinzeſſin eiferſüchtig zu machen, und dann ſich wieder zu ſtellen, als ob er eiferſüchtig auf ſie wäre. Dadurch brachte er ſie oft zu Thränen, und wußte ſich, nach und nach, auf einen ſolchen Fuß mit ihr zu ſetzen, daß ſie nicht einmal die gleichgültigſten Dinge ohne ſeine Erlaubniß thun durfte. Oft, wenn ſie eben im Begriff war, in die Oper zu gehen, mußte ſie zu Hauſe bleiben, ein andermal aber gegen ihren Willen hingehen; er zwang ſie, denjenigen Damen ſchön zu thun, die ſie nicht liebte und auf die ſie eiferſüchtig war, dagegen denjenigen Perſonen, die ihr gefielen, und auf die er ſich eiferſüchtig ſtellte, übel zu begegnen. Bis auf ihren Putz, hatte ſie nicht die geringſte Freiheit. Er machte ſich einen Spaß daraus, ihr ihren Kopfputz, wenn er ganz fertig war, abnehmen oder ſie andere Kleider anziehen zu laſſen; und dieß geſchah ſo oft, und zuweilen ſo öffentlich, daß er ſie daran gewöhnt hatte, von ihm alle Abend ſeine Befehle über ihren Putz und ihre Beſchäftigung für den folgenden Tag anzunehmen. Den andern Tag aber änderte er oft alles wieder ab. Die Prinzeſſin weinte oft und viel darüber. Am Ende ſchickte ſie vertraute Diener als Boten an ihn ab, denn er wohnte faſt am Eingang vom Luxemburg, und dieſe Boten wurden während ihrer Toilette mehreremale hin und her geſchickt, um ihr Nachricht zu bringen, welches Band, welches Kleid und ſo fort, ſie anlegen ſollte. Faſt immer mußte ſie das tragen, was ſie nicht wollte. Wenn ſie ohne ſeine

Erlaubniß, sich in den unbedeutendsten Dingen zuweilen eine Freiheit herausnahm, behandelte er sie wie eine Magd, so daß sie oft mehrere Tage weinte.

Diese stolze Prinzessin, die bei allen Gelegenheiten den unmäßigsten Uebermuth zeigte und ausübte, erniedrigte sich so tief, daß sie ihm und andern unwürdigen Personen heimliche Mahlzeiten gab; sie, mit der niemand speisen konnte, der nicht ein Prinz vom Geblüt war. Der Jesuit Riglet, der sie als Kind gekannt und sich in ihrer Gunst zu erhalten gewußt hatte, war auch bei diesen Mahlzeiten, und schämte sich eben so wenig darüber, als die Herzogin selbst. Frau von Mouchy war die Vertraute aller dieser sonderbaren Winkelgesellschaften. Sie und Riom wählten die Gäste und bestimmten die Tage dazu; Frau von Mouchy versöhnte und vereinigte die Liebenden.

Dieser Lebenswandel war im Luxemburg allgemein bekannt; jedermann wendete sich an Riom, der seinerseits sich wieder bemühte, mit allen Menschen gut auszukommen, und jedem mit einer Achtung zu begegnen, die er, sogar öffentlich, seiner Prinzessin allein versagte. Er gab ihr in Gegenwart anderer grobe Antworten, die sie in große Verlegenheit setzten, um so mehr, da sie ihre Leidenschaft zu ihm nicht verbarg.

Durch diese Lebensweise, ließ sich die Prinzessin doch nicht abhalten, sich ein Zimmer bei den Carmeliterinnen in der Vorstadt Saint-Germain, wo sie öfters die Nachmittage, an hohen Festtägen aber mehrere Tage nach einander zubrachte, zuzueignen. Sie nahm dahin nur zwei, selten drei Cammerfrauen, und nur wenige Bedienten mit, und aß mit ihnen, was man ihr aus dem Kloster brachte. Sie besuchte den Gottesdienst am Tage, öfters auch bei Nacht, und erschien entweder im Chor oder in einem Kirchenstuhl. Zwi-

 schen

schen den gottesdienstlichen Stunden betete sie und hielt ihre Fasten.

Zwei Carmeliternonnen, die viel Verstand hatten, und die Welt kannten, hatten den Auftrag, sie zu empfangen und bei ihr zu seyn. Eine davon war sehr schön, die andere war es gewesen. Sie waren beide noch ziemlich jung, besonders die Schönste; doch waren sie vortreffliche Nonnen und wahre Heilige, die dieses Geschäft ungern übernahmen. Als sie etwas vertrauter mit der Prinzessin geworden waren, sagten sie dieser ganz frei: sie würden sie als eine Heilige bewundern, wenn sie nichts von ihr wüßten, als was sie sähen; sie hätten aber gehört, daß sie einen sonderbaren Lebenswandel führte und diesen so wenig zu verbergen suche, daß sie nicht begreifen könnten, was sie eigentlich im Kloster wolle. Dieß nahm sie gar nicht übel, sondern lachte bloß darüber. Zuweilen gaben sie ihr kräftige und derbe Verweise, ermahnten sie auch auf eine feine aber doch ernstliche Art, ihre so ärgerlichen Sitten zu ändern. Sie erzählten dieß nachher denjenigen von ihren Cammerfrauen, die am meisten über den Seelenzustand der Herzogin von Berry betrübt waren. Diese aber setzte zu allgemeinem Erstaunen ihre contrastirende Lebensart im Luxemburg und im Carmeliter-Kloster fort; ja sie wurde sogar noch ausschweifender.

Diese Prinzessin nun, deren Leben eine Mischung von höchster Größe, und niedrigster Knechtschaft war, die zuweilen in der strengsten Eingezogenheit lebte, sonst aber Mahlzeiten gab, welche durch die schlechteste Gesellschaft, durch die schmutzigsten, gottlosesten und zügellosesten Liederlichkeiten entheiligt wurden; sie, die neben der beunruhigendsten Furcht vor dem Teufel und dem Tode, doch nur ihren Leidenschaften folgte, wurde endlich im Luxemburg krank.

Ich

Ich muß hier alles *) sagen, weil es zur Geschichte gehört, und weil es noch viele andere schreiben werden und zum Theil schon geschrieben haben; um so mehr, da ich keine andere Liebesgeschichten in diesen Memoiren aufgezeichnet habe, als solche, die für Aufschlüsse in den Begebenheiten nöthig waren.

Die Herzogin von Berry wollte sich in nichts einen Zwang anthun; äußerst aber war sie aufgebracht, daß die Welt öffentlich von Dingen sprach, die sie doch zu verbergen, sich nicht einmal die Mühe nahm. Endlich wurde sie schwanger von Riom, verbarg es aber, so sehr sie konnte. Ihre Cammerfrau war in diesen Dingen sehr nachsichtig gegen die beiden Liebenden, die sich auch nicht viel Zeit zu ihren Schäferstunden nahmen.

Riom und jene Cammerfrau selbst waren in einander verliebt, und machten sich zusammen über die Prinzessin lustig, daß sie sich von ihnen hintergehen und zu ihrem Vortheil mißbrauchen ließ; mit einem Wort, sie waren Herr über sie und ihr ganzes Haus; und trieben ihre Herrschaft so weit, daß sogar der Herzog von Orleans und seine Gemahlin sich vor ihnen fürchten und sie schonen mußten. Ungeachtet Frau von Saint-Simon nichts von ihnen zu befürchten hatte, da sie im Hause und sogar von dem verliebten Paar geliebt und geachtet war, so sah sie die Herzogin von Berry doch nur in Staatsvisiten.

Die Schwangerschaft der Prinzessin war am Ende; und dieser, durch zu häufigen Genuß des Weins und

*) St. Simon kann nie den alten, ehrenfesten Hofmann ablegen. Wenn er „alles sagen muß," so sagt er doch immer noch nicht, was ihm das Unerträglichste scheinen mochte. So sagt er hier nicht, daß Riom die Herzogin von Berry sogar bewogen hatte, sich mit ihm trauen zu lassen.

und Liqueurs, übel vorbereitete Zeitpunkt wurde ängstlich und gefährlich. Die Herzogin von Saint-Simon konnte bei dieser Gelegenheit nicht ganz unthätig bleiben, schlug aber dennoch dem Herzog von Orleans und seiner Gemahlin die Bitte ab, in dem Zimmer, welches man für sie bestimmt hatte, zu schlafen. Sie fand die Herzogin von Berry in einem kleinen Alkofen ihres Zimmers, der bequeme Ausgänge hatte, und wohin niemand, außer der Cammerfrau und Riom, kommen konnte. Selbst der Herzog und die Herzogin von Orleans konnten nicht hineingehen, wenn sie wollten; eben so wenig die Aerzte.

Man merkte nur zu gut, was vorging; diese Begebenheit wurde sogar in den auswärtigen Zeitungen gemeldet, und war das allgemeine Gespräch in Paris und in den Provinzen.

Da die Gefahr zunahm, so sprach der Sulpizianer Prediger Languet, der sich schon geschäftig bewiesen hatte, mit dem Herzog von Orleans, von Ertheilung der Sacramente. Die erste Schwierigkeit war, wie er hineinkommen könnte, um mit der Herzogin von Berry darüber zu reden. Bald fand sich aber eine zweite noch größere; der Prediger erklärte nämlich als ein Mann, der seine Pflichten kannte, daß er sie nicht mit den heiligen Mitteln versorgen würde, ehe sich die Cammerfrau und Riom, nicht nur aus ihrem Zimmer, sondern auch aus dem Luxemburg entfernt hätten. So weigerte sich der Mann ganz laut und in Gegenwart aller Anwesenden, der Prinzessin die Sacramente der Kirche zu geben. Der Herzog von Orleans war dadurch weniger beleidigt, als in Verlegenheit gesetzt. Er nahm den Prediger bei Seite, und versuchte es lange, ihn zu bewegen. Da er ihn aber unerbittlich fand, so schlug er ihm endlich vor, die Sache dem Cardinal von Noailles vorzutragen. Der Geistliche

nahm

nahm dieſen Vorſchlag ſogleich an und verſprach, da jener ſein Biſchoff war, nur deſſen Befehlen nachzugeben, vorausgeſetzt, daß er die Freiheit habe, ihm ſeine Gründe darüber zu erklären.

Die Sache war dringend, und die Herzogin von Berry beichtete während dieſes Streits einem Franziscaner, der ihr Beichtvater war. Der Herzog von Orleans ſchmeichelte ſich ohne Zweifel, der Biſchoff von der Diöces werde nachgebender ſeyn, als der Prediger, mit dem er in Rückſicht auf die Conſtitution ganz entgegengeſetzter Meinung war. Allein, wenn er dieß hoffte, ſo betrog er ſich.

Nach einer halbſtündigen Unterhaltung mit dem Herzog von Orleans, ſagte der Cardinal von Noailles ganz laut zu Languet: er habe ſeine Pflicht gethan, und er, als ſein Biſchoff, verbiete ihm, der Herzogin von Berry die Sacramente zu reichen, ſo lange Riom und die Cammerfrau noch im Luxemburg und nicht völlig verabſchiedet ſeyen. Jedermann billigte dieß Betragen der geiſtlichen Herren.

Der Regent, der Cardinal und der Prediger berathſchlagten ſich hierauf, hinter der Thüre, wer von ihnen der Herzogin von Berry dieſen Beſchluß bekannt machen ſolle. Sie hatte ſchon gebeichtet, und erwartete die heil. Sacramente. Der Herzog von Orleans rief endlich die Cammerfrau, und erklärte ihr durch die halb geöfnete Thür, wovon die Rede ſey.

Dieſe war erſtaunt, beleidigt und ſagte in einem ſehr ernſtlichen Tone: man werde die Herzogin von Berry tödten, wenn man die Grauſamkeit habe, mit ihr davon zu reden. Es wurde aber dennoch beſchloſſen, daß dieſe Dame der kranken Herzogin ſagen ſolle, was geſchehen müſſe, wenn ſie das Viatikum bekommen wolle.

Eine verneinende Antwort wurde dem Herzog von Orleans gemeldet, und dieser überbrachte sie dem Cardinal und dem Prediger. Der Cardinal sah wohl, daß die Hofdame zu einem solchen Auftrag nicht taugte. Er sagte daher dem Herzog von Orleans: ihm als Vater komme es zu, mit der Kranken darüber zu sprechen. Allein auch dieser vermochte nichts über sie. Er fürchtete seine Tochter, und fand wenig Gehör bei ihr. Auf die wiederholte Verweigerung entschloß sich der Cardinal, mit dem Prediger geradezu selbst zu der Herzogin von Berry zu gehen.

Der Herzog Regent, welcher befürchtete, der Anblick des Cardinals und des Predigers möchte plötzliche und gefährliche Zufälle bei seiner Tochter, die er sehr liebte, verursachen, beschwor jene zu warten, bis er die Kranke erst auf diesen Besuch vorbereitet hätte. Allein diese brach in Wuth aus über diese heuchlerischen „Pfaffen," die ihren Gesundheits-Zustand und ihre geistliche Würde, nur dazu mißbrauchten, um sie durch eine so unerhörte Beschimpfung zu entehren. Wer ihr geglaubt hätte, würde den Cardinal und den Prediger die Treppe hinunter geworfen haben.

Der Herzog Regent kam zurück, und unterhielt sie, so gut er konnte. Die Aufmerksamkeit aller anwesenden Vornehmen im Zimmer war außerordentlich gespannt. Nach Verfluß von zwei Stunden, hielt es der Cardinal für unschicklich, länger zu warten, da er wohl sah, daß er nichts erreichen würde. Er wiederholte dem Prediger seinen Befehl, näherte sich der Frau von Saint-Simon, erzählte ihr, was vorgefallen war, und war eben so traurig darüber, wie sie.

Der Herzog von Orleans meldete sogleich seiner Tochter, daß der Cardinal weggegangen sey, worüber er selbst sehr froh war. Allein als er wieder herausging, fand er Languet noch an der Thüre stehend. —

Die-

Dieſer erklärte ihm, daß er ſeinen Poſten nicht verlaſſen werde, aus Beſorgniß, man möchte ihr heimlich die Sacramente geben. Er blieb wirklich vier Tage und ſogar vier Nächte dort, und entfernte ſich nur auf kurze Zeit um zu eſſen oder auszuruhen, ließ aber immer in ſeiner Abweſenheit zwei Prieſter dort. Die Nachwelt wird dieß kaum glauben, obgleich ganz Paris davon unterrichtet war.

Als die Gefahr vorüber war, verließ Languet ſeinen Poſten.

Die Herzogin von Berry, von einer Tochter entbunden, genas wieder; blieb aber immer ſehr erbittert auf den Cardinal und den Prediger, denen ſie es nie vergeben konnte, ſo wie ſie dadurch nur noch mehr für die beiden Liebenden eingenommen wurde, die ſich wieder, wie vorher, über ſie luſtig machten und ihr nur aus Eigennutz ergeben blieben. Riom, der als ein nachgeborner Adelicher aus Gascogne, kein Vermögen hatte, aber, wie ſchon geſagt, ein Neffe von Lauzün war, deſſen Heurats-Geſchichte mit Mademoiſelle bekannt iſt, machte ſeinem Oncle immer mehr das Vergnügen, ſich in ihm wieder auflebend zu ſehen. Dafür wußte der Erfahrne ihn recht klug zu leiten. Die Gefahr, worin die Herzogin von Berry geweſen war, die Beſchimpfung über die Verweigerung der Sacramente, ihre Furcht vor dem Teufel, die ſie bei dem ſchwächſten Donnerſchlag in Schrecken ſetzte, machten den Oncle und den Neffen noch kühner. Lauzün war es, welcher Riom den Rath gegeben hatte, die Herzogin ſo zu behandeln, wie er einſt Mademoiſelle behandelt hatte. Sein eigenthümlicher Grundſatz war, fürſtliche Perſonen müßten kurz gehalten und ſtreng geleitet werden. Dieß ſey das einzige Mittel, wodurch man ſich einige Gewalt über ſie verſchaffen könnte. Riom half ihm trefflich dazu; denn er lenkte das

Herz der Gesellschafts-Dame, und diese wieder das Herz der Prinzessin. Sie beide waren durch die kürzlich erlittene Beschimpfung sehr in Schrecken gesetzt gewesen, und beschlossen, zwischen uns und der Herzogin von Berry eine Verbindung einzuleiten, wodurch sie gegen solche und ähnliche Vorfälle geschützt seyn könnten.

Um das Publicum zu besänftigen, ließ die Herzogin ihren Garten im Luxemburg, der vorher für dasselbe verschlossen war, wieder öffnen.

Sechs Monate lang kleidete sie sich weiß, worüber viel gelacht wurde.

Die Herzogin von Berry war unendlich stolz und ehrsüchtig. Eines Tags unterstand sie sich, einem Venetianischen Gesandten in einem auf drey Stuffen erhöht stehenden Lehnstuhl Audienz geben zu wollen. Die Verwunderung der sitzenden und stehenden Damen, die zu dieser Audienz gekommen waren, war außerordentlich; mehrere wollten sogar wieder weggehen, und wurden nur mit Mühe zurückgehalten. Der Gesandte blieb bei dem sonderbaren Anblick unentschlossen stehen, näherte sich zwar, als wenn er die Audienz annähme, um kein Aufsehen zu machen, drehte aber, nach seiner letzten Verbeugung und einigen Augenblicken des Stillschweigens, ihr den Rücken zu und ging weg. Am nämlichen Tage beschwerten sich alle Gesandten gegen dieses Benehmen, und beschlossen, daß keiner von ihnen bei der Herzogin erscheinen würde, so lange sie nicht versichert seyen, daß so etwas nicht wieder vorfallen werde. Erst nach langer Zeit gab man ihnen endlich die verlangte Versicherung, worauf sie denn wieder erschienen.

Bei so viel angenehmen, liebenswürdigen und vorzüglichen Geistesanlagen, bei einer vielsagenden Gestalt, auf welcher die Blicke mit Vergnügen verweilten, (die aber am Ende durch zu vieles Fett etwas verlor), bei einer seltenen Anmuth der Rede, und einer eigenen Gabe der Beredtsamkeit, was hätte sie bei diesen Talenten nicht bei dem König und der Frau von Maintenon, die sie so gern geliebt hätten, bewirken können? was bei der Herzogin von Bourgogne, die sie vermählt und ihr Glück zu ihrer eigenen Sache gemacht hatte? und was nicht nachher bei einem Vater, welcher der Regent des Königreichs war, und sie über alles liebte? — wenn nicht Laster des Herzens und Verstandes diese schönen Eigenschaften verdorben hätten. Stolz und Falschheit hielt sie für Tugenden, und die Irreligiosität, die sie in der Folge für einen Geistesvorzug hielt, machten sie vollends zu allem Bösen fähig.

Man kennt nunmehr ihr sonderbares Betragen gegen den Herzog von Berry, ihren Abscheu gegen eine für rechtmäßig erklärte Mutter, ihre Verachtung gegen einen Vater, den sie zu beherrschen wußte, ihre unsinnigen Ideen in Rücksicht auf Monseigneur, ihren Rangneid und ihre Undankbarkeit gegen den Herzog und die Herzogin von Bourgogne, der sie alles verdankte, ihr unbekümmertes Betragen gegen den König und die Frau von Maintenon, ihren Haß gegen alle die, welche zu ihrer Verbindung beigetragen hatten (weil, sagte sie, es ihr unerträglich sey, irgend jemand verbindlich zu seyn), ihre groben Betrügereien, ihre Anmaßlichkeit, ihre unanständige Aufführung, die so gar nicht mit ihren Eigenschaften zu reimen war. Man weiß, wie sich schon in den ersten Tagen ihrer Ehe, ihr heftiges Temperament verrieth, wie sie täglich öffentlich Unschicklichkeiten beging, und mit wenig

oder gar keiner Zurückhaltung den jungen Männern nachlief; endlich wie weit sie ihre Leidenschaft für Riom verleitete. Man weiß, daß sie den Plan hatte, berühmte und tapfere Männer an sich zu ziehen, um sich zwischen ihrem Vater und Spanien bedeutend zu machen; daß sie sich einbildete, sie könne sich alsdann auf diejenige Partey wenden, welche für sie die vortheilhafteste seyn würde; daß sie sich den Rang einer Königin und einmal sogar, als sie den Venetianischen Gesandten empfing, einen noch höhern beilegte.

Niemand wurde zu ihrer Tafel gezogen, selbst wenn sie nur in kleiner Gesellschaft speiste, als Prinzen von Geblüt; dennoch wurde der Jesuit, Pater Riglet, nebst andern schlechten und niedrigen Subjekten, die er vorschlug, und denen man gewiß in keinem rechtlichen Hause Zutritt verstattet haben würde, von ihr zu Tische geladen. Sie soupirte mit den Roués des Herzogs von Orleans, auch wenn dieser nicht dabei war, und machte sich eine Lust daraus, sie zu unzüchtigen und ruchlosen Gesprächen aufzumuntern, nahm es aber dennoch übel, daß man sich darüber aufhielt.

II.

Schilderung der Frau Herzogin von Orleans.

Die Frau Herzogin, ihre (der Herzogin von Berry) Mutter, Gemahlin des Herzogs Regenten, war groß, aber nicht majestätisch; ihre Haut, ihr Hals, ihre Arme, auch ihre Augen, waren bewundernswürdig schön, und ihr Mund ziemlich hübsch; sie hatte schöne, etwas lange Zähne; ungeachtet ihrer breiten, hängenden

den Wangen blieb sie doch noch immer schön. Am meisten entstellten sie ihre Augenlider, die an einigen Stellen kahl und roth waren. Dagegen waren ihre Augenbraunen schön, und ihre castanienbraunen Haare hübsch gewachsen. Buckligt zwar oder misgestaltet war sie nicht; doch war die eine Seite stärker bei ihr, als die andere; auch ging sie von der Seite, und dieser gezwungene Wuchs verrieth noch einen andern Fehler, der in Gesellschaft sehr unbequem war, und sie selbst genierte.

Sie hatte eben so viel, ja noch mehr Geist als der Herzog von Orleans; einen geordneten Verstand, dabei angeborne Beredtsamkeit, Richtigkeit im Ausdruck, eine originelle, sehr gewählte Sprache, und eine bewundernswürdige Geläufigkeit. Bei allen diesen Vorzügen hatte sie auch noch jene ganz eigenthümlichen Wendungen der Frau von Montespan und ihrer Schwestern angenommen, welche nur auf diejenigen Personen übergegangen sind, mit denen jene sehr vertraut war, oder die sie erzogen hatte.

Die Herzogin von Orleans wußte sich über alles mit Energie, Feinheit und Anmuth auszudrücken; sogar ihr Schweigen war beredt, und was sie auch nur leise andeutete, wußte sie durch richtige Declamation und Präcision des Ausdrucks immer völlig verständlich zu machen. Ihr Sprechen aber geschah durch die Lippen, so langsam, so beschwerlich, und so unverständlich für die, welche nicht daran gewöhnt waren, daß dadurch alles, was sie sagte, sehr entstellt wurde. Ein Fehler, den sie selbst nicht so zu bemerken schien. Die Gesetze des Anstandes und der Schicklichkeit wurden auf das strengste von ihr beobachtet.

Man wird sich wundern, es ist aber dennoch sehr wahr, daß sie glaubte, sie habe dem Herzog von Orleans sehr viel Ehre angethan, ihn geheurathet zu

zu haben. Sie gab dieß sehr oft, wiewohl auf eine feine Art, zu verstehen; denn sie hatte zu viel Verstand, um das Unschickliche davon nicht zu fühlen, aber auch wieder zu viel Stolz, um es ganz unterdrücken zu können; den Rang, welchen sie durch ihre Vermählung bekommen hatte, machte sie sogar über ihre Brüder geltend, und man kann von ihr sagen, daß sie auch auf ihrem Nachtstuhl als Enkelin von Frankreich erscheinen wollte.

Der Herzog von Orleans, der oft darüber lachte, nannte sie, wenn er von ihr sprach, nur Madame Lucifer, und sie gestand selbst, daß ihr dieser Name nicht mißfalle. Eben so brachte sie auch alle Vorzüge und Vortheile in Anschlag, welche ihre Verbindung dem Herzog von Orleans, nach Monsieurs Tod, gegeben hatte. Ihr Misvergnügen über manches in dem Betragen des Herzogs von Orleans gegen sie, wodurch jedoch nie der äußere Anstand verletzt wurde, entstand nicht aus Eifersucht, sondern aus dem Verdruß, von ihm nicht wie eine Göttin angebetet und verehrt zu werden; dennoch kam sie ihm keinen Schritt entgegen, suchte auch auf keine Art ihm zu gefallen, seine Neigung zu gewinnen, oder sich seinetwegen in irgend etwas Zwang anzuthun, auch wenn sie glaubte, oder deutlich sah, daß es ihn von ihr entferne. Sie war nie freundlich, nie zuvorkommend oder vertraut gegen ihn; sie bediente sich nie der Rechte einer Frau, die mit ihrem Manne in gutem Vernehmen lebt; sondern erwiederte sein zuvorkommendes Betragen immer mit Kälte und einer gewissen Ueberlegenheit und Größe. Dieß war eine von den Ursachen, die den Herzog von Orleans am meisten von ihr entfernten. Auch nach ihrer aufrichtigen Versöhnung, welche weniger aus Politik, als aus dem Bedürfnisse des einen und den Absichten des andern Theils herbeigeführt wurde, wirk-

te dennoch alles, was der Herzog von Orleans von seiner Seite that, nur halb.

Ihr Hof, denn so mußte man ihr Haus, und alles was Zutritt bei ihr hatte, nennen, sollte, nach ihrem Sinn, nicht sowohl ein Hof, als vielmehr eine Anbetung seyn; und ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß die Herzogin von Orleans von jedermann, außer mir und der Herzogin von Villeroy, wie eine Gottheit behandelt wurde, und daß nur wir allein das Herz hatten, ihr etwas zu sagen, wo es uns auch gewöhnlich gelang, sie nach unserm Willen zu lenken.

Die Herzogin von Villeroy war stolz, freimüthig, und auf sich selbst vertrauend. Sie war das Band zwischen der Frau Herzogin von Bourgogne, ihr (der Herzogin von Orleans) und mir; auch das Band zwischen ihr und ihrem Gemahl. Unter diesen Umständen konnte sie bei einer solchen Ausnahme sehr in Anschlag kommen. Frau von Saint-Simon, welche die Herzogin von Orleans gewiß eben so wenig verwöhnte, hatte bis zu der Verbindung der Herzogin von Berry nicht so viel Gelegenheit zum Einfluß auf sie.

Die Herzogin von Orleans war außerordentlich schüchtern. Der König konnte sie mit einem etwas strengen Blick krank machen; Frau von Maintenon vielleicht eben so; wenigstens zitterte sie vor ihr, wenn auch nur von den allergewöhnlichsten Dingen gesprochen wurde. Oeffentlich antwortete sie immer stammelnd, und mit sichtbarer Angst. Ich sage: sie antwortete; denn besonders mit dem König würde sie nie zuerst zu sprechen gewagt haben.

Sie lebte übrigens, bei einer sehr festen Gesundheit, dennoch wie eine Kranke, und sehr eingezogen. Bis zum Mittagessen beschäftigte sie sich mit Lesen; den übrigen Theil des Tags mit Arbeiten; Abends von 5 Uhr an hatte sie Gesellschaft bei sich, die aber wenig Unterhaltung fand, weil man bei ihr im Zwang war, und sie niemand zu erheitern wußte.

Ihre beiden Brüder (der Herzog dû Maine und der Graf von Toulouse) waren wechselsweise ihre Günstlinge. Mit der Frau Herzogin dû Maine ging sie selten, und nur auf eine steife Art um; mit ihren Schwestern, wie bekannt, gar nicht. Als ich anfing mit ihr bekannt zu werden, war der Graf von Toulouse ihr Liebling, den sie auch deswegen und weil er noch sehr jung war, ihr Brüderchen nannte. Er war alle Tage bei ihr; sie mochte Gesellschaft haben, oder allein seyn. Herr dû Maine besuchte sie selten, am wenigsten, wenn sie Gesellschaft hatte. Nach der Vermählung des Herzogs von Berry näherte er sich ihr aus Absichten, und nach dessen Tod behandelte er sie mit einer außerordentlichen Feinheit und Schonung, aber nur um wieder von ihr, und durch sie, vom Herzog von Orleans geschont zu werden.

Ich ging selten zu ihr, und nie, wenn die Gesellschaft angefangen hatte; fast immer war ich allein bei ihr, öfters mit dem Herzog von Orleans, zuweilen, jedoch selten, besonders vor dem Tode des Königs, mit dem Herrn Grafen von Toulouse, nie aber mit dem Herzog dû Maine. Diese beiden kamen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zum Herzog von Orleans, weil ihn beide nicht liebten.

Der Herzog dû Maine hatte, wenn kein Interesse dabei im Spiel war, wenig Neigung jemand

zu

zu lieben. In der Folge nahm er die Gesinnungen der Frau von Maintenon an, und man hat gesehen, wie er es nachher anfing, um dem Herzog von Orleans die Rechte seiner Geburt zu rauben, und die unumschränkte Macht an sich zu reißen.

Der kalte Graf von Toulouse, dessen Lebensart ganz von der des Herzogs von Orleans verschieden war, mißbilligte dessen Betragen; er theilte den Verdruß seiner Schwester, und wurde nur durch die Unzufriedenheit des Königs zurückgehalten. Ich habe nachher immer gefunden, daß er sich gegen den Herzog von Orleans als ein wahrheitliebender, rechtschaffener Mann betrug, auch alle Pflichten gegen ihn erfüllte, ohne daß es dadurch zwischen ihnen bis zu einem freundschaftlichen Verhältnisse gekommen wäre.

III.

Schilderung des Herzogs Regenten. Sein Charakter, seine Gewohnheiten, seine Sitten, sein Geist.

Der Herzog (Philipp II.) von Orleans, oder der Herzog-Regent, war von etwas mehr als mittlerer Größe, stark und voll, ohne dick zu seyn; er hatte ein leichtes, gefälliges, sehr edles Ansehen und Wesen; ein breites, aber angenehmes Gesicht; viel Farbe, schwarze Augenbraunen und schwarzes Haar. Ungeachtet er schlecht tanzte, auch auf der Academie eben nicht viel profitirt hatte; so war doch in seinen Mienen, Gebehrden und Bewegungen eine unbeschreibliche

Anmuth, die ihm so natürlich war, daß sie sich sogar in seinen unbedeutendsten, gewöhnlichsten Handlungen, wenn er sich keinen Zwang anzuthun hatte, mit vieler Leichtigkeit ausdrückte. Er war sanft, liebreich und offen; hatte einen angenehmen Ton der Stimme, und ein ganz eigenes Talent, über alles, mit Leichtigkeit, ja mit einer unübertrefflichen, bewundernswürdigen Zierlichkeit zu sprechen. Diese angeborne Beredtsamkeit zeigte sich bei ihm auch im gewöhnlichen und täglichen Gespräch. Er wußte sich über die abstrakteste wissenschaftliche Materie, über Regierungssachen, über Politik, Finanzwesen, Justiz-, Kriegs-, Hofsangelegenheiten, über alle Arten von mechanischen Künsten ꝛc. eben so deutlich auszudrücken, als im gewöhnlichen Gespräch. Er wußte die Geschichte und Memoiren vortheilhaft zu benutzen, war mit den Häusern und Personen aller Zeiten bekannt, und hatte deren Lebensgeschichten immer gegenwärtig. Er kannte die Intriguen des ältern Hofs, wie die des neuern. Wenn man ihn reden hörte, so glaubte man, er habe eine große Belesenheit. Aber dieß war gar nicht sein Fall. Er las nur flüchtig, besaß aber ein so erstaunliches Gedächtniß, daß er Sachen, Namen und Data genau anzugeben wußte. Er hatte so viel Fassungskraft, daß er eben so viel Nutzen davon hatte, als ob er alles genau gelesen hätte.

Wegen witziger Einfälle und schneller, treffender Antworten, war er berühmt. Er, noch mehr aber andere, haben mir oft vorgeworfen, daß ich ihm nicht viel Gerechtigkeit wiederfahren lasse; ich habe ihm aber dennoch oft ein Lob gegeben, das wenige verdienen, und niemand mit mehr Recht gegeben werden konnte als ihm; nämlich daß er bei einem unendlich vielen umfassenden Geist, so viel Scharfsinn und Beurtheilungskraft habe, daß er sich nie in irgend einer Sache

geirrt

geirrt haben würde, wenn er immer dem ersten Eindruck seines Geistes gefolgt hätte. Diesen Lobspruch hielt er zuweilen für einen Tadel, und er hatte nicht ganz Unrecht, wiewohl er völlig wahr war. Dabei war er gar nicht von sich eingenommen, und ließ niemand seine Ueberlegenheit an Geist und Kenntnissen fühlen. Er raisonnirte mit jedem, als ob er ihm gleich stände, und versagte den Klügeren nie seine Bewunderung. Er hatte nichts steifes oder imposantes in seinem Betragen, und ob er sich gleich seines eigenen Werths bewußt war, und diesen niemand in seiner Gegenwart vergessen ließ; so wußte er es doch so zu machen, daß es jedermann bei ihm wohl wurde, indem er sich den andern gleich zu stellen wußte. Er vergab seinem Rang durchaus nichts gegen die Prinzen vom Geblüt; auch gegen den König und die Prinzen vom Hause wußte sich niemand anständiger, ehrerbietiger und edler zu benehmen als er.

Monsieur besaß alle Tapferkeit seiner Voreltern, und hatte sie wieder ganz auf seinen Sohn übergetragen. Ob er gleich nicht den geringsten Hang zur Verläumdung, noch weniger zur Bosheit hatte, war er doch ein strenger Richter über die Tapferkeit anderer. Er suchte nie darüber zu sprechen. Bescheiden und verschwiegen über Dinge, die ihn persönlich betrafen, erzählte er nur immer solche, an denen er am meisten Antheil gehabt hatte, und gab den andern die gerechten Lobsprüche, ohne je von sich zu reden; allein er konnte sich nur mit Mühe zurückhalten, nicht auf diejenigen zu sticheln, die er nicht für herzhaft hielt, und man merkte seine Verachtung und seinen angebornen Widerwillen gegen solche. Er hatte die Schwachheit, sich in allem Heinrich dem IV. ähnlich zu glauben, ihn in seinen Handlungen und Antworten nachzuahmen; auch sich selbst zu bereden, daß er ihm sogar an Gestalt

ſtalt und Bildung gleiche, und war für kein anderes Lob, für keine andere Schmeichelei ſo ſehr empfänglich, als für dieſe. Zu dieſer Gefälligkeit habe ich mich nie verſtehen können; ich fühlte nur zu ſehr, daß er dieſem großen Fürſten auch in ſeinen Laſtern ſo wie in ſeinen Tugenden ähnlich zu ſeyn ſtrebte; und daß er beide gleich ſehr bewunderte.

Er war, wie Heinrich der IV, von Natur gut, menſchenfreundlich und mitleidig; dennoch wurde er des ſchwärzeſten und unmenſchlichſten Laſters beſchuldigt, er deſſen Charakter jener Beſchuldigung ſo ganz entgegengeſetzt, ja durchaus unfähig war, irgend jemand zu ſchaden; er, deſſen Sanftmuth, Menſchenfreundlichkeit und Gutmüthigkeit beinah in Schwäche ausartete. Ich darf keck ſagen, deſſen höchſte Tugend die Verſöhnlichkeit gegen ſeine Feinde bei ihm zum Fehler geworden war; indem er ſie ſo unbedingt und ſo unüberlegt ausübte, daß es beinah an Unempfindlichkeit gränzte; wodurch er ſich, wie wir in der Folge aus Beiſpielen ſehen werden, manche unangenehme und nachtheilige Zufälle zuzog.

Ich erinnere mich, daß ich, vielleicht ein Jahr vor dem Tode des Königs zu Marly, einmal ſehr bald nach Tiſche zu der Herzogin von Orleans hinaufgegangen war; ich fand ſie, weil ſie an Migraine litt, im Bette, und den Herzog von Orleans in einem Lehnſtuhl oben am Bette ſitzend. Kaum hatte ich mich niedergeſetzt, ſo fing die Herzogin von Orleans an, mir eine Geſchichte von dem Prinzen und von dem Cardinal Rohan zu erzählen, die vor wenigen Tagen vorgefallen und unwiderleglich bewieſen war. Sie handelte von den gegenwärtig und künftig zu nehmenden Maaßregeln gegen den Herzog von Orleans, von den Gründen jener abſcheulichen, durch den Einfluß und die Bemühungen der Frau von Maintenon und

des

des Herzogs du Maine so sehr in Umlauf gebrachten Beschuldigungen. Ich schimpfte um so mehr darüber, da der Herzog von Orleans, ich weiß nicht, warum, diese beiden Brüder immer ausgezeichnet und geachtet hatte, und auf sie rechnen zu können glaubte. „Und „was sagen sie nun von dem Herzog von Orleans, „(fügte sie hinzu) der, seit er es weiß, seit er nicht „mehr daran zweifelt, nicht mehr zweifeln kann, ihnen „eben so viel gutes erweist, als vorher?" Ich sah sogleich den Herzog von Orleans an, der nur wenige Worte dazu gesprochen hatte, um die Wahrheit der Erzählung zu bestätigen, und nachlässig in seinem Stuhle lag. Ich antwortete etwas heftig: Wenn es so ist, Monseigneur, so darf ich mit Wahrheit sagen, daß seit Ludwig dem Gütigen, niemand so sanftmüthig war als Sie. Bei diesen Worten stand er auf, erröthete über und über, stammelte aus Aerger einige Worte über mich, der ich ihm beleidigende Dinge sage, und über die Herzogin von Orleans, die solche veranlaßt habe; und — lachte. So ist's recht, mein Herr, setzte ich hinzu, behandeln sie ihre Feinde gut, und ärgern sie sich über ihre ergebenen Diener; ich bin erfreut, sie zornig zu sehen; es ist ein Zeichen, daß ich den Finger auf die Wunde gebracht habe; wenn man diese drückt, so schreit der Kranke. Ich wünschte nur allen Unrath ausdrücken zu können, alsdann würden sie ein ganz anderer Mann seyn, und ganz anders geachtet werden. Er brummte noch ein wenig, und war alsdann wieder besänftigt. Dieß war die einzige Gelegenheit, wo er wirklich böse auf mich war.

Zwei oder drei Jahre nach dem Tode des Königs unterhielt ich mich in einer Ecke des großen langen Zimmers nach den Tuillerien zu, als eben das Conseil, welches immer in diesem Zimmer gehalten wurde, seinen Anfang nahm. Der Herzog von Orleans stand

in

in einer andern Ecke am Fenster, wo er mit jemand sprach. Ich hörte meinen Namen von einem Munde zum andern nennen, und man sagte mir, daß Er mich sprechen wolle. Dieß geschah öfters, ehe er sich zum Conseil setzte. Ich ging zu ihm ans Fenster, fand ihn sehr ernsthaft und zornig aussehend; was mir sehr auffiel. Mein Herr, redete er mich sogleich an, ich habe mich sehr über Sie zu beklagen, den ich immer unter meine besten Freunde zählte. Ueber mich? antwortete ich noch erstaunter. Was ist es denn, ich bitte Sie! — Was es ist, sagte er erzürnter, es ist eine Sache, die sie nicht läugnen können, Sie haben Verse auf mich gemacht. — Ich.. Verse? — versetzte ich. Wer Teufel erzählt Ihnen denn solche Dummheiten? Wissen Sie denn nicht seit mehr als 40 Jahren, wo Sie mich kennen, daß ich in meinem ganzen Leben nicht zwei Verse habe machen können? Zum Teufel, antwortete er, diese gerade können sie nicht läugnen; und sogleich sang er mir ein Gassenlied zu seinem Lobe, wovon der Refrain immer hieß: Unser Regent ist sanftmüthig.. Tralla.. ist sanftmüthig ꝛc. und dabei lachte er gewaltig. Wie? sagte ich, Sie erinnern sich noch daran, und lachte ebenfalls; da Sie sich dafür rächen wollen, so denken Sie nur auch oft mit guten Vorsätzen daran! Er konnte lange Zeit nicht aufhören zu lachen, ehe er sich zum Conseil setzte. Ich habe diesen unbedeutenden Vorfall nicht auslassen mögen, weil er zur Charakteristik des Regenten gehört. Er liebte die Freiheit für sich und eben so für andere.

Ueber diesen Punkt rühmte er mir einmal England sehr, wo keine Verbannungen und keine geheime Verhaftsbefehle statt fänden, wo der König außer dem Eingang in seinen Pallast nichts verbieten, und niemand in der Gefangenschaft halten könne. Dabei erzählte er mir mit Vergnügen, (denn alle unsere Prinzen leb-

ten

ten damals) daß Carl der II. außer der Herzogin von Portsmouth, noch viele Maitreſſen gehabt hätte; ferner, daß der Großprior, damals jung und liebenswürdig und wegen eines dummen Streichs exilirt, ſich nach England begeben habe, wo er von dem König ſehr gut aufgenommen worden ſey. Zum Dank habe er ihm eine ſeiner Maitreſſen verführt, die der König damals gerade leidenſchaftlich geliebt, daß er ihm ſeine Verzeihung und Geld angeboten, ſich auch verbindlich gemacht habe, ihn wieder mit Frankreich auszuſöhnen, der Großprior aber ſey unerbittlich geblieben, und Carl habe ihm ſeinen Pallaſt verbieten laſſen. Auch um dieſes habe er ſich weiter nicht bekümmert, ſey vielmehr alle Tage mit ſeiner eroberten Geliebten im Theater erſchienen, wo er ſich gerade dem König gegenüber geſetzt habe. Da nun dieſer kein Mittel mehr gewußt, ſich ſeinen Nebenbuhler vom Halſe zu ſchaffen, habe er den König dringend gebeten, ihn nach Frankreich zurück zu berufen, was auch geſchehen ſey. Allein der Großprior ſey abermal geblieben, habe erklärt, daß er ſich in England gut befände, und habe ſeine vorige Lebensweiſe fortgeſetzt. Carl ſey darüber ſo ſehr aufgebracht geweſen, daß er dem König ſeinen ganzen Zuſtand vertraut, und hierauf einen ſchleunigen und unumſchränkten Befehl von ihm erhalten habe, auf welchen der Großprior ſogleich nach Frankreich habe zurückgehen müſſen. Der Herzog von Orleans fand dieß vortrefflich, und ich weiß nicht, ob er ſich nicht ſelbſt an die Stelle des Großpriors gewünſcht hat. Ich antwortete ihm, daß ich mich wundern müſſe, wie der Enkelſohn eines Königs von Frankreich an einem ſo unverſchämten Betragen Gefallen finden könne; daß ich, der ich keine Anſprüche auf einen Thron habe, es mehr als anſtößig und äußerſt ſtrafbar fände. Er ließ ſich aber nicht abbringen und er-

erzählte die Geſchichte immer mit großem Wohlgefallen.

Ich kann bezeugen, daß er durchaus keinen Hang zum Regieren oder Herrſchen hatte. Sein ganz unſinniger Plan auf Spanien war ihm durch andere in den Kopf geſetzt worden. Er dachte ſogar nie im Ernſt daran, regieren zu wollen, als da er auf dem Punkt war, entweder ſeine Ehre und alles zu verlieren oder die Rechte ſeiner Geburt zu gebrauchen; und ich kann keck ſagen, daß er ſich nie auf den Thron wünſchte, daß es ihm ſogar beſchwerlich und unangenehm geweſen ſeyn würde, wenn ihn der Zufall dazu beſtimmt hätte.

Man wird mich fragen, was er denn wollte? Die Armeen kommandiren, ſo lange der Krieg dauerte, und ſich die übrige Zeit ohne Zwang beluſtigen. Zur Kriegskunſt hatte er am meiſten Neigung. Seine natürliche Herzhaftigkeit und ſein Gleichmuth ließen ihn nichts überſehen, alles voraus bemerken und für alles Mittel finden. Sein umfaſſender Geiſt zeigte ſich überall, bei Anordnung eines Lagers, wie bei dem Entwerfen der Plane, für welche er ſich mit allem, was zu deren Ausführung nöthig war, zu verſehen und auf den voraus beſtimmten Zeitpunkt ſich deſſen zu bedienen wußte. Er verſtand ſich auch immer wieder einen neuen Hinterhalt zu machen und ihn ſo fort zu benutzen. Er wußte alle Vortheile, welche ihm das Kriegsglück anbot, mit kluger Vorſicht und tapferem Muth zu benutzen. Man kann von ihm ſagen: Er war Offizier, Ingenieur, und Verſorger der Armee. Er kannte die Macht ſeiner Truppen, die Namen und Fähigkeiten ſeiner Offiziere, die ausgezeichnetſten bei jedem Corps; er wußte ſich ihnen beliebt zu machen, und ſie dennoch in ſtrenger Zucht zu halten, auch wenn ihm alles fehlte, dennoch die ſchwierigſten

ſten Unternehmungen auszuführen. Dieſes Talent wurde in Spanien bewundert und in Italien, wo er alles vorausſah, und nur durch Marſin an der Ausführung gehindert wurde, beklagt.

Auch über Staatsangelegenheiten hatte er eben ſo richtige und gründliche Einſichten als über das Kriegsweſen. Es iſt zum Erſtaunen, wie er auch die kleinſten Punkte, die dazu gehörten, nie überſah, und wie richtig er die Vortheile und Nachtheile der Partieen, welche man ergreifen konnte, herausfand, wie klar er ſie auffaßte und auseinander zu ſetzen wußte. Endlich wie äußerſt mannichfaltige und richtige Kenntniſſe er beſaß, ohne daß er je damit geprahlt oder deswegen eine größere Meinung von ſich gehabt hätte.

Welcher Mann wäre fähiger geweſen, das Glück von Frankreich zu machen, wenn er zur Regierung gekommen wäre, als er, der in jeder Hinſicht ſo weit über alle andere ſtand? Dazu kam noch der weſentliche Vortheil, daß er 36 Jahre alt war, als der Dauphin ſtarb, und beinah 38 bei dem Tode des Herzogs von Berry; daß er dieſe Zeit über bloß als Privatmann gelebt, und nie die entfernteſte Hoffnung gehabt hatte, auf den Thron zu kommen. Er war ein durch mancherlei Schläge des Schickſals niedergedrückter Hofmann geweſen, und ſeine Lebensweiſe war ſo, daß er die vornehmſten Perſonen, ſo wie auch den größten Theil der Niederen kennen lernen konnte; mit einem Wort, Er hat mit jedermann auf einen vertraulichen Fuß gelebt, und Bekanntſchaften gemacht, zu denen man auf einem andern Wege nicht gelangen kann. In all dieſem liegt das Vorzügliche, daß gewiß ſehr Vorzügliche, und Seltene von ihm.

Unglücklicherweiſe findet ſich auch hier eine entgegengeſetzte Seite, die wir ebenfalls anführen, und bei

der wir uns einige Wiederholungen erlauben müssen, welche zur Erläuterung nothwendig sind.

IV.

Geschichte seiner Erziehung. Wie Dü Bois ihn zu verderben anfängt.

Dieser unter so glücklichen Umständen geborne Prinz, welcher der Ruhm und das Meisterstück einer Erziehung hätte werden können, war darin nicht glücklich.

Er wurde zuerst einem zwar unbedeutenden Mann, Namens Saint-Laurent, der bei Monsieur nur das Amt hatte, die Gesandten einzuführen, anvertraut; dieser war aber ein Mann, wie man in ganz Europa für die Erziehung der Könige keinen bessern finden konnte. Er starb, ehe sein Zögling der Kindheit entwachsen war, und zum Unglück so schnell, daß er nicht daran denken konnte, in welchen Händen er ihn zurückließ, und wer seine Stelle am besten ersetzen könne.

Man weiß, daß der Abbe' Dü Bois dazu gewählt wurde, wie dieß zuging, wie er sich schon vorher das Zutrauen und die Gunst eines Kindes zu erwerben gewußt, das niemand kannte, und welchen abscheulichen Gebrauch er davon machte, um sich Aussichten und Unterhalt zu verschaffen.

Der Lehrmeister sah ein, daß er seinen Platz nicht lange behalten würde. Er fühlte die Last seines Vergehens, daß er sich als Werkzeug hatte gebrauchen lassen, dem jungen Prinzen die Einwilligung zu seiner Vermählung abzulocken, wodurch er nicht einmal das

er-

erreichte, was er gehofft hatte, und noch überdieß die Gunst des Königs verscherzte, indem er die Thorheit beging, den König in einer ihm bewilligten geheimen Audienz, für seinen geleisteten Dienst um den Cardinalshut zu bitten. Er mußte also seine Hoffnungen auf den Herzog von Chartres setzen, und war einzig darauf bedacht, diesen zu beherrschen.

Du Bois hat nach dem Tode des Königs eine so bedeutende Rolle gespielt, daß es nicht überflüssig seyn wird, eine Schilderung von ihm zu machen, die bald folgen soll.

Monsieur, der ohnehin sehr ehrgeizig, dadurch aber noch mehr verwöhnt worden war, daß er einen Hofmeister gehabt hatte, welcher Herzog und Pair in seinem Hause geworden, und dessen erbliche Nachkommenschaft, gleichen Ranges, die Stelle als sein erster Cammerherr, beibehalten hatte, so wie auch dadurch, daß die Stelle als Hofdame bei Madame durch die Herzogin von Ventadour besetzt war, Monsieur wollte nur Leute von hohen Titeln zu Hofmeistern für seinen Sohn. Dieß war nicht so leicht zu machen, allein es fanden sich doch welche, da er auf alles übrige weiter nicht sah.

Herr von Navailles war der Erste, der die Stelle annahm. Er war durch ein Patent Herzog und Marschall von Frankreich; sonst ein tugendhafter, ehrliebender, tapferer Mann, der ehmals figurirt hatte; aber nicht der Mann, um einen Prinzen zu erziehen. Er war nicht lange bei ihm und starb im Februar 1684 in seinem 65sten Jahre.

Seinem Nachfolger, dem Marschall von Estrades, hätte es nicht an Fähigkeiten gefehlt; allein er war alt, und starb im Februar 1686 im 79sten Jahr.

Nach ihm kam Herr von Vieuville, ein patentierter Herzog, welcher im Februar 1689 starb, einen Monat, nachdem er den königlichen Ritterorden erhalten hatte. Es hatten ihm alle zu diesem Amt erfoderliche Eigenschaften gefehlt, allein für Monsieur war er doch ein Verlust, da er keine Männer mit Titeln mehr fand, welche diese Stelle annahmen.

Saint-Laurent, welcher sein volles Zutrauen, also auch völlige Macht gehabt hatte, ersetzte, was diesen Herren, die nur Ehren halber da waren, abging. Die beiden Unter-Gouverneurs waren La Bertiere, ein braver rechtschaffener Edelmann, um den sich aber der Prinz, wiewohl er ihn achtete, nicht viel bekümmerte; und Fontenay, welcher außerordentlich fähig, aber schon wenigstens 80 Jahre alt war. Dieser war Erzieher des Grafen Saint-Paul gewesen, der bei dem Uebergang über den Rhein, gerade als er auf dem Punkt stand, zum König von Polen erwählt zu werden, getödtet wurde, was dem berühmten Sobieski so sehr zum Vortheil gereichte.

Der Marquis von Arci war der letzte Hofmeister. Er hatte bei Gesandtschaften mit Ruhm gearbeitet, auch selbst als Gesandter gedient; war ein angesehener Mann, der sich viel einbildete. Im Jahr 1688 erhielt er den Ritterorden. Sein ältester Bruder hatte ihn im Jahr 1661 erhalten. Von Arci war auch adelicher Staatsrath. Er starb zu Maubeuge im Juni 1694, und dieß war das größte Unglück, das seinem Zögling widerfahren konnte. Von Arci hatte alles über ihn vermocht, hatte sein ganzes Zutrauen besessen, hatte sich durch sein angenehmes, gefälliges Betragen seine ganze Achtung erworben, wodurch immer Folgsamkeit erzeugt wird. Der Prinz beklagte seinen Verlust eben so sehr, als den Verlust des Marquis von Estrades, gegen dessen Angehörige er sich sein ganzes

zes Leben hindurch dankbar bewiesen hat. Nachdem er jenen weisen Mentor verloren hatte, fiel er gänzlich in die Hände des Abbé Du Bois, und anderer verdorbener junger Männer, die ihn völlig in ihrer Gewalt hatten.

Das häusliche Beispiel an Monsieurs Hofe, und das, was junge unbedachtsame Männer, die des Zwangs müde, ganz neu und unerfahren, für guten Ton halten, von dem sie sich leider oft so sehr beherrschen lassen, daß es ihnen zuweilen selbst zur Last wird, verlöschte in ihm bald alles Gute, was Saint-Laurent und der Marquis von Arci ihm beigebracht hatten. Er ließ sich zu Ausschweifungen und schlechten Gesellschaften verleiten, weil die besseren, selbst von dieser Art, ihn aus Furcht vor dem König zu vermeiden suchten.

Gegen seine Neigung, und (was er zu spät einsah) mit einem so ungleichartigen Wesen verheurathet, erniedrigte er sich so weit, daß er den gemeinen Scherz roher Menschen anhörte, die sich in Paris mit ihm herumtrieben, um ihn zu beherrschen; ja daß er sich sogar selbst dergleichen Gemeinheiten mitzumachen erlaubte, und sich für berechtigt hielt, alle mögliche Ausschweifungen in Reden und Thaten begehen zu dürfen, weil Monsieur seinen Aerger darüber zu erkennen gab, daß er für ihn, weder das ihm versprochene Gouvernement, noch das Commando über die Armeen, erhalten könne.

Leichtsinn, Unzufriedenheit über den Hof und seine eigenen häuslichen Verhältnisse, Aerger über den Herzog, und noch mehr, über den Prinzen von Conti, welche er im Besitz der glänzendsten Gesellschaften sah, auch die verderbliche Absicht, über den König zu spotten, sich von ihm zurückzuziehen, ihn zu ärgern; endlich noch die Rachsucht, weil man ihm weder das Gouver-

nement, noch das Commando der Armeen übergeben hatte, alles dieß zusammen brachte ihn dahin, daß er mit Schauspielerinnen und ihren Gesellschaften, in einer schimpflichen Verborgenheit lebte, und so wenig als möglich am Hofe erschien.

Sonderbar war es, daß Monsieur dieser Aufführung ruhig zusah; die Ursache davon war, weil er über den König unzufrieden blieb, und weil Madame, weder dem König noch ihrer Schwiegertochter verzeihen konnte, diese Heurath gestiftet zu haben. Sie mißbilligte zwar die Aufführung ihres Sohns und sprach fast nie mit ihm, freute sich aber doch innerlich über das Mißvergnügen ihrer Schwiegertochter, und den Verdruß, welchen der König darüber empfand.

Der baldige und so plötzliche Tod von Monsieur veränderte diese Dinge. Der Herzog von Orleans nahm sich mehr in Acht, und da er Monsieur nicht mehr zum Schild hatte, lebte er einige Zeit anständiger, erschien auch öfter bei Hofe. Aus eben diesen Gründen vertrug er sich auch mit seiner Gemahlin besser; doch behielt er immer eine verborgene Abneigung gegen sie, die nicht eher aufhörte, als bis ich sie wieder versöhnte, nachdem ich ihn von der Frau von Argenton getrennt hatte.

Liebe, und Hang zum Müssiggang zogen ihn zu dieser Maitresse, und entfernten ihn vom Hofe. Bei ihr fand er Gesellschaften, die seine Neigung zu ihr billigten, weil sie unter der Anleitung des Abbe' Du Bois standen.

Man sieht hieraus, auf welchem traurigen Wege eine so schöne Natur verloren ging. Wir kommen nun an die Wirkungen, welche dieses anhaltende und schädliche Gift hervorgebracht hat; man wird sie nur erst dann ganz begreifen, wenn man denjenigen genau kennen wird, von dem er fast ganz allein ausging.

V.

Schilderung des Abbé Dü Bois.

Der Abbé Dü Bois war ein magerer, schwächlicher, unansehnlicher Blondin. Seine Gesichtsbildung war geistreich, hatte aber viele Aehnlichkeit mit einem Marder *). Er war der schwärzesten Handlungen fähig. Alle Laster kämpften in ihm um die Oberhand. Geiz, Hang zur Ausschweifung, und Ehrgeiz waren seine Götter; Treulosigkeit, Schmeichelei, und niederträchtiges, kriechendes Wesen seine Mittel. Totale Ruchlosigkeit, und die Meinung, daß Frömmigkeit und Rechtschaffenheit Hirngespinnste seyen, mit denen man nur prahle, die aber niemand wirklich besitze, waren bei ihm zum Grundsatz geworden, zufolge dessen ihm alle Mittel erlaubt waren. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften war niedrige Intriguensucht; ohne Intriguen konnte er nicht leben, sie hatten aber immer einen Zweck, für den alle seine Schritte und Bewegungen berechnet waren, und den er auch mit einer Geduld verfolgte, die nur mit dem beabsichtigten Erfolg, oder mit der gewissen Ueberzeugung, ihn nicht erreichen zu können, aufhörte, wenn anders seine, im Verborgenen fortarbeitende böse Thätigkeit nicht einen andern Weg fand. So war sein ganzes Leben ein immerwährendes Minengraben.

Die kecksten Lügen waren ihm so zur Natur geworden, daß er sie mit der größten Unbefangenheit, mit dem größten Schein von Wahrheit und Aufrichtigkeit, ja oft mit einer gewissen Verschämtheit, aussprechen konnte. Er würde mit Anmuth und Leichtigkeit

*) Ein Mensch, den man schlecht Französisch un homme de sac et de corde nennt.

gesprochen haben; allein dadurch daß er immer beim Reden die Absicht hatte, andere auszuforschen, und sich Mühe geben mußte, sich durch nichts zu verrathen, hatte er sich ein erkünsteltes Stammeln angewöhnt, das ihn unangenehm machte, und immer mit der Wichtigkeit des Gesprächs zunahm, so daß das, was er sagte, unerträglich, ja zuweilen ganz unverständlich wurde. Seine Unterhaltung hätte liebenswürdig seyn können, wenn er nicht so viele Umschweife gemacht, und seine Geistesmängel nicht so ängstlich zu verbergen gesucht hätte. Er hatte Verstand, viel Belesenheit, historische Kenntnisse, viel Welt, dabei eine gewaltige Sucht zu gefallen und sich einzuschmeicheln; allein alles dieses wurde durch seine Falschheit vernichtet, die ihm wider Willen aus allen Poren drang, und wodurch sogar seine Fröhlichkeit traurig wurde.

Dü Bois war aus Grundsatz, angeborner Neigung und mit Ueberlegung boshaft, treulos und undankbar. In den schwärzesten Lastern war er ein erfahrner Meister; und wenn er auf der That ertappt wurde, bis zum Abscheu unverschämt. Er begehrte alles, beneidete alles, und suchte alles an sich zu reißen. Von dem Augenblick an, wo er nicht mehr nöthig hatte sich Zwang anzuthun, sah man, in welchem hohen Grade er eigennützig war. Ueberdieß war er ausschweifend, unbeständig, in allen Geschäften unwissend, leidenschaftlich, und immer heftig; bei allem diesem war er auch noch ein Gotteslästerer, und ein so unsinnig toller Kerl, daß er öffentlich seinen Herrn verachtete, und dessen Unternehmungen oft nur deswegen zu Grund gehen ließ, um sie seinem eigenen Ich, seinem Credit, seiner Gewalt, seiner unumschränkten Macht, seiner Größe, seiner Habsucht, seinem Despotismus und seiner Rache aufzuopfern.

Dieß war der weiſe Führer, welchem Monſieur die Bildung ſeines einzigen Sohnes anvertraute! Er war durch den Rath zweier Männer dazu beſtimmt worden, die eben ſo ſchlecht waren, als Dú Bois, und es auch durch dieſe Handlung ſchon bewieſen haben.

Ein ſo guter Lehrer benutzte natürlich ſeine Zeit bei einem noch ganz unerfahrnen Schüler, bei welchem die vortrefflichen Grundſätze eines Saint-Laurent noch nicht Zeit gehabt hatten Wurzel zu faſſen, wiewohl er für dieſen vortrefflichen Mann immerfort ein Gefühl der Achtung und Liebe behielt. Ich geſtehe hier mit Betrübniß, daß alle gute Anlagen des Herzogs von Orleans, durch ſeine Flüchtigkeit, oder vielmehr durch ſeine Schwachheit, verloren gingen, und eben dieſe Schwachheit wußte ſein Lehrer, ſein ganzes Leben hindurch, für ſich zu benutzen. Seit Dú Bois die Thorheit begangen hatte, von dem König die Ernennung zum Cardinal zu begehren, durfte er von dieſem nichts mehr erwarten; er war daher bloß darauf bedacht, ſeinen jungen Herrn nach ſeinem Sinne zu bilden, um ihn ganz beherrſchen zu können. Er ſuchte alles ſittliche Gefühl in ihm zu unterdrücken, ihn in Ausſchweifungen zu ſtürzen, und es ihm zum Grundſatz zu machen, daß man alle Pflichten und alle äußere Anſtändigkeit verläugnen müſſe, um ganz nach ſeiner Behaglichkeit leben zu können. Er beredete ihn, auf dieſe Art werde der König ſchonender gegen ihn werden, als wenn er ſich zu einer regelmäßigen Aufführung verſtehen würde. Er lobte ſeinen Verſtand, indem er ihn glauben machte, er habe deſſen allzuviel, um ſich noch durch Religion täuſchen zu laſſen, die zu jeder Zeit, nur eine Erfindung der Politik geweſen ſey, um die gewöhnlichen Köpfe in Furcht zu ſetzen und das Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Er weihte ihn ferner in ſeine Lieblingsmaxime ein, daß die Rechtſchaf-

ſenheit der Männer, ſo wie die Tugend der Weiber, nur Hirngeſpinnſte ſeyen, die in niemand Realität hätten, außer etwa in einigen Narren, die ſich dieſe Feſſeln, ſo wie die dahin gehörenden und nur für die Politik vortheilhaften Feſſeln der Religion hätten anlegen laſſen, während ſich vernünftige und brauchbare Männer, von beiden, ſo wie von allen andern Vorurtheilen der Erziehung, losmachten.

Dieß iſt die Baſis von der Lehre dieſes würdigen Geiſtlichen. Nach dieſer war alles erlaubt; Falſchheit, Lügen, niedrige Kunſtgriffe, Unredlichkeit, Treuloſigkeit, kurz, alle mögliche Mittel, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Mit einem Wort, jedes Laſter, jedes Verbrechen wurde für Gewandtheit, Fähigkeit, Größe, Freiheit, Stärke und Aufklärung des Geiſtes erklärt, vorausgeſetzt, daß man ſich zu verbergen, und dem Verdacht der gewöhnlichen Vorurtheile zu entgehen wüßte.

Unglücklicherweiſe kam bei dem Herzog von Orleans alles zuſammen, ſeinen Geiſt und ſein Herz für dieſes abſcheuliche Gift empfänglich zu machen. Seine zarte unerfahrne Jugend, ſeine körperliche Kraft und Geſundheit, die Freude, dem Joch der Kindheit entgangen zu ſeyn, der Verdruß über ſeine Ehe, ſein Mangel an Beſchäftigung, und die daraus folgende Langeweile; der in dieſem Alter ſo unſelige Hang zum Modeton, um das, was man an andern bewundert, nachzuahmen und zu übertreffen; der Reiz der Leidenſchaften, das Beiſpiel der jungen Leute, die eine Eitelkeit darein ſetzten, und ihr Vergnügen dabei fanden, unter denen ſogar einige ihre beſondern Abſichten dabei hatten, ihn zu ihrer Lebensweiſe zu verführen und in ihre Geſellſchaften zu ziehen. Auf dieſe Art gewöhnte er ſich zur Ausſchweifung, und zwar zu einer lärmenden Ausſchweifung, ſo ſehr daß er ſich nicht mehr

davon

davon zurückhalten konnte, und selbst sagte: Nur der Lärm, das Toben und das Uebertriebene dabei könne ihn belustigen.

Diese Neigung verleitete ihn oft zu dem auffallendsten ärgerlichsten Betragen; er bemühte sich, seine Freunde an Liederlichkeit zu übertreffen, in ihren Gesellschaften die ruchlosesten Reden auszustoßen, und gerade an den heiligsten Tagen die unerhörtesten Ausschweifungen zu begehen; wie dieß während seiner Regentschaft mehrere male am Charfreitag und andern geheiligten Festen der Fall war. Je größer, älter, ausschweifender und gottloser der Anhang eines Mannes dieser Art ward, desto mehr achtete er ihn. So hatte er eine bis an Hochachtung gränzende Bewunderung für den Großprior, weil dieser sich seit vierzig Jahren nie anders als betrunken zu Bett gelegt hatte, beständig und öffentlich Maitressen unterhielt, und sich die gottlosesten, anstößigsten Reden erlaubte.

Bei diesen Maximen, und der daraus folgenden Lebensart, darf man sich nicht wundern, daß er in seinen Liebeshändeln falsch war, daß er die Unbescheidenheit so weit trieb, sich damit zu rühmen und in diese raffinirten Betrügereien eine Ehre zu setzen. Er und die Frau Herzogin von Berry stritten sich manchmal in ihrem Ankleidezimmer, in Gegenwart der Frau von Saint-Simon, darüber ganz öffentlich. Der wahrheitliebende Herzog von Berry sogar scandalisirte sich darüber; und die Frau von Saint-Simon, die eben so sehr über die Sache, als über die Folgen davon, betrübt war, suchte oft vergebens dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben und einer solchen unanständigen Unterhaltung auf eine feine Art ein Ende zu machen. Der Herzog von Orleans hatte eine unglaubliche Indiscretion in allem, was das gewöhnliche Leben und seine Person betraf. Man beschuldigte ihn mit Recht, daß er kein Geheimniß haben könne. Es

ist

iſt nicht zu läugnen, daß der Herzog von Orleans, aufgewachſen unter den unnützen Klätſchereien im Palais Royal, unter den elenden Hin- und Herträgern, von denen Monſieurs Hof wimmelte, weil ſie ihm unentbehrlich waren, eben dieſe abſcheuliche Neigung und Gewohnheit angenommen hatte.

Als er Regent wurde, wo er mit Klippen und Gefahren umgeben war, hatte er ſich's gleichſam zum Grundſatz gemacht, alle Welt gegen einander aufzuhetzen, um für ſich Vortheil daraus zu ziehen; dieſer Vortheil beſtand darin, daß er von gefährlichen Verbindungen gegen ihn nichts zu befürchten hatte, und daß es ihm bei einer ſolchen allgemeinen Erbitterung, nicht ſchwer werden konnte, Geſtändniſſe und Delationen herauszulocken. Damit beſchäftigte er ſich auch immer, ſo lange er an der Spitze der Staatsgeſchäfte ſtand, und dieß hatte allerdings Vortheile für ihn. Allein da es zu häufig entdeckt wurde, ſetzte es ihn doch in manche ſehr unangenehme Verlegenheiten. Da er nicht bösartig war, und es nicht ſeyn konnte, ſo war dieſe ſeine Handlungsweiſe für niemand ſehr nachtheilig. Gleichwohl beharrte er in ſeiner ausſchweifenden und gottloſen Lebensweiſe, zu welcher ihn Dü Bois verführt hatte, und wodurch er in ſeinem Hange zu Klätſchereien, noch immer mehr beſtärkt wurde, eben ſo wie in ſeinem ſonderbaren Mißtrauen gegen jedermann, ſelbſt gegen die, welche ſich ſeines Vertrauens am würdigſten bewieſen hatten.

Als er nach Monſieurs Tod wieder häufiger an den Hof ging, beſchäftigte er ſich aus Langweile mit wunderbaren chemiſchen Unterſuchungen, wovon man einen ſo abſcheulichen Gebrauch gegen ihn machte. Es iſt kaum zu begreifen, wie es dieſem Prinzen, ehe die hölliſchen Künſte der Frau von Maintenon und des Herzogs von Dü Maine ihn gänzlich von dem König getrennt hatten, ſo ganz unmöglich war, ſich dem

Con-

Conventionellen der Gesellschaft zu unterwerfen. Man erstaunt, daß er so wenig geschickt war, einen Hof zu halten, daß ihm der Umgang mit vornehmen Personen lästig wurde und ihn in Verlegenheit setzte, daß ihm in seinem Privat-Leben, und in seiner nachherigen Einsamkeit, zu der er, weil jedermann sich von ihm zurückgezogen hatte, auch mitten am Hofe, verdammt war, wie ihm bei so vielen Talenten, die eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung für ihn seyn konnten, dennoch alle mögliche Ressourcen fehlten. Er war zur Langweile geboren, und doch waren ihm Zerstreuungen so unentbehrlich, daß es ihm unerträglich war, sich jener zu überlassen. Dagegen war er nicht im Stande, sich selbst eine Beschäftigung zu machen. Er konnte nur in der Bewegung, in dem Strom der Geschäfte, an der Spitze einer Armee, in den Vorbereitungen zu einem Feldzug, oder in geräuschvollen Ausschweifungen leben; wo es nicht mehr lärmend zuging, hatte er die bitterste Langweile.

Als sein Geschmack für die Chemie vorüber war, oder vielmehr als die nachtheiligen Gerüchte darüber sie ihm verleidet hatten, gab er sich mit der Malerei ab. Er malte fast den ganzen Nachmittag zu Versailles oder zu Marly, hatte viel Kunstsinn und Kunstliebhaberei; kaufte viele Gemälde, und brachte eine Sammlung zusammen, die, der Anzahl und Vollkommenheit nach, der königlichen nichts nachgab. Nach diesem beschäftigte er sich mit wirklich künstlerischen Zusammensetzungen von Siegel und Steinen, was mich oft von ihm vertrieb. Er verfertigte auch die stärksten Parfüms, deren Gebrauch er immer sehr liebte. Hievon brachte ich ihn ab, weil der verstorbene König sie fürchtete, und er immer sehr stark danach roch.

Sein Geschmack für die Künste, für mechanische Arbeiten, und für alles was die Natur hervorbrachte, half ihm durch mich zu einer Acquisition von großem

Wer-

Werthe. Ein bei den Diamantminen angestellter Mann fand Mittel, einen Diamant von ungeheurer Größe heimlich in den After zu sich zu stecken. Er erreichte glücklich das Meer, ließ sich einschiffen, ohne daß man die, bei allen Reisenden gewöhnliche Vorsicht, ihnen ein Clystier zu geben und sie zu purgiren, um die Diamanten, die sie verschluckt haben konnten, wieder zu bekommen, bei ihm angewendet hatte. Er kam mit seinem Diamant nach Europa, und reiste an alle Höfe, um ihn zu verkaufen.

Law bot ihn dem Könige zum Kauf an, allein der Preis erschreckte diesen. Er brachte ihn mir, und erfreut, daß ich der Meinung war, man solle ihn kaufen, bat er mich, mit dem Herzog von Orleans darüber zu sprechen. Ich that es, und verließ den Prinzen auch nicht eher, bis er beschlossen hatte, den Stein*) zu kaufen. Law ließ den Kaufmann kommen, und brachte den Preis auf zwei Millionen, samt dem was beim Schleifen vom Stein abfallen würde; man bezahlte ihm die Interessen von zwei Millionen, bis man ihm die Schuld abzahlen könnte, und gab ihm bis auf die gänzliche Abzahlung für zwei Millionen Steine in Verwahrung.

Bei diesem Geschmack für Künste, bei diesen mannichfaltigen Talenten, und bei so vieler Fähigkeit sie anzuwenden, gab es dennoch niemand, der so ganz unthätig, so ganz dem Nichtsthun und der Langweile zur Beute war, als der Herzog von Orleans.

Madame schilderte ihn auch eben so glücklich, als der König durch das Apophthegma, das er dem Marschall über ihn zur Antwort gab, durch ein Feenmährchen. Als eine Liebhaberin von Erzählungen und Feenmährchen, sagte sie nämlich einmal: alle Feen seyen bei ihrer Niederkunft mit ihm eingeladen gewesen, alle seyen

*) Der in der Folge berühmt gewordene Diamant: le Regent.

seyen erschienen, und jede habe ihren Sohn (den Herzog von Orleans) mit einem Talent begabt, so daß ihm alle zu Theil geworden seyen; allein unglücklicherweise habe man eine alte längst verschwundene Fee vergessen. Diese, ärgerlich über eine solche Vernachlässigung, sey auf einen kleinen Stab gestützt gekommen, nachdem alle übrigen Feen dem Kinde ihre Geschenke schon gemacht hätten. Hierüber noch immer mehr aufgebracht, habe sie sich dadurch gerächt, daß sie alle die ihm von den andern Feen gegebenen Talente völlig unnütz machte. Sie habe gewollt, daß er keine dieser Gaben je benutzen sollte.

Der Ausspruch der Fee ging in der Zeit vor der Regentschaft wirklich in Erfüllung; damals war es ein Unglück für den Prinzen, daß ihm, in allem was er vornahm, die Beharrlichkeit fehlte, so sehr, daß er nicht einmal begreifen konnte, wie man in irgend etwas beharrlich seyn könne.

Ein anderer Fehler von ihm, dessen ich schon erwähnt habe, war eine gewisse Unempfindlichkeit, die ihn auch bei den gefährlichsten und schreiendsten Beleidigungen kalt ließ. Und da die Nerven das Prinzip des Hasses, der Freundschaft, der Dankbarkeit und der Rache sind, so mußte es höchst nachtheilige Folgen haben, daß dem Herzog die Spannkraft derselben fehlte.

Er war außerordentlich schüchtern; dieß fühlte er mit Beschämung, und gab sich daher alle mögliche Mühe, das Gegentheil zu affectiren. Allein es ist wahr, und bestätigte sich nachher bei seiner Regentschaft durch die unläugbare Erfahrung, daß man weder Gnade noch Gerechtigkeit von ihm erlangen konnte, wenn man ihn nicht in Furcht setzte; was aber sehr leicht möglich war. Wo nicht, so mußte man ihm mit unablässigen Bitten beschwerlich fallen. Von diesen suchte er sich erst durch Worte, und hernach durch Ver-

spre-

ſprechungen zu befreien, mit denen er nach ſeinem Leichtſinn ſehr freigebig war, die aber nur denen erfüllt wurden, welche die Erfüllung ihm abzunöthigen wußten. Daher entſtanden ſo viele Wortbrüche, ſo daß man auch auf die beſtimmteſten Verſprechungen nicht mehr rechnete; vielen wurde oft verſprochen, was nur einem Einzigen gewährt werden konnte. Dieß erzeugte Unzufriedenheit und Geringſchätzung.

Durch nichts betrog und ſchadete er ſich ſo ſehr als durch die Meinung, daß man jedermann auf eine liſtige Weiſe ausweichen, und alle bloß zufrieden ſtellen müſſe. Am Ende glaubte man ihm auch das nicht mehr, was ihm ganz ernſt war, und ſeine Flüchtigkeit gab allem, was er that, einen verminderten Werth.

Durch die gemeinen, zum Theil noch mehr als gemeinen Perſonen, die er ſich als Geſellſchafter bei ſeinen Ausſchweifungen gewählt hatte, und die er ſelbſt ſogar öffentlich nur ſeine Sträflinge (rouës) nannte, wurden die beſſeren Menſchen auch in ſeiner mächtigen Periode, von ihm entfernt, und dieß that ihm unendlichen Schaden. Sein allgemeines Mißtrauen machte ihn äußerſt verhaßt, beſonders als er das Ruder der Geſchäfte führte; er mißtraute ſogar denen, mit welchen er in der Zwiſchenzeit ſeiner Ausſchweifungen vertraulich umging. Dieſer Fehler, der ihn zu vielem verleitete, entſtand aus ſeiner Furchtſamkeit, vermöge welcher er ſeine gewiſſen Feinde mit mehr Aufmerkſamkeit behandelte, als ſeine Freunde; ferner aus ſeinem angebornen Leichtſinn, und einer falſchen Nachahmung Heinrichs des IV. in deſſen Charakter dieſer Zug nicht der beſte und ſchönſte geweſen iſt. Dazu kam auch ſeine unſelige Meinung, daß Rechtſchaffenheit nur ein äußerer Schmuck ſey, der keine Realität habe. Daher dieſes allgemeine Mißtrauen.

Folgende Anekdote charakteriſirt ihn noch beſſer. Der ehrliche Marechal, erſter Wundarzt des Königs,

fing

fing eines Tags an, den Herzog von Orleans wegen seiner mannichfaltigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Talente zu loben, und setzte scherzend hinzu: Wenn er nöthig gehabt hätte, sein Brod selbst zu verdienen, so würde er 5 bis 6 Mittel haben, sich einen sehr reichlichen Unterhalt zu verschaffen. Der König ließ ihn eine Weile fortplaudern, und nachdem er über diesen Gedanken, womit Marechal seine Lobrede endigte, gelächelt hatte, sagte er: Wissen sie, was mein Neffe ist? Er besitzt bei allen Vorzügen, die sie eben von ihm angeführt haben, auch noch das Talent, mit Lastern zu prahlen, die er nicht begeht. Diese Antwort vom König setzte mich in großes Erstaunen. Mit diesem einzigen Pinselstrich war der Herzog von Orleans aufs treffendste und vollkommenste gezeichnet; und ich gestehe, daß ich den König nicht für einen so großen Meister in dieser Kunst gehalten hätte. Dieß war der Zustand des Französischen Hofs unter dem Regenten. Wir wollen nun in wenig Worten angeben, was in Spanien vorging.

VI.

Schilderung des Spanischen Hofs. Schilderung des Alberoni.

Ich habe öfters den Pater de la Tour, einen Ordensvorgesetzten und Mann von vielem Geist, Kenntnissen, Verstand, großer Frömmigkeit und einem ausgezeichneten Lebenswandel, sagen gehört: Die Menschen müßten vor Gott sehr wenig seyn, weil er ihnen oft so verächtliche Regenten gäbe!

In der That wird man hier zwei mächtige Monarchien sehen, regiert von zwei Prinzen, bei denen die

Verschiedenheit des Charakters, so wie die außerordentliche Geistesüberlegenheit des Einen sehr sichtbar ist, welche beide aber, wie zwei Kinder, von zwei Männern der niedrigsten Art geleitet werden, welche ungehindert ihre Herren und die von ihnen beherrschten Monarchien, gegen das offenbare Interesse beider Prinzen, und beider Monarchien, zum Spiel ihres persönlichen Ehrgeizes machten. Zwei Männer ohne Erfahrung, ohne irgend etwas Empfehlendes, ohne die geringsten persönlichen Vorzüge, und ohne irgend eine fremde Stütze, die ihren Eigennutz und ihren Ehrgeiz, ihre Wuth und Brutalität ihrem Herrn entweder nicht verbergen wollten, oder nicht konnten, und die fast schon von ihrer ersten Stuffe an, niemand schonten, und sich als Schreckensmänner ankündigten. Eine kurze Beschreibung hievon wird hier zu einer wichtigen Anwendung dienen.

Hierzu ist es nöthig, daß wir uns an das erinnern, was in dem Kriege vorgefallen ist, welcher der Thronbesteigung Philipps des V. von Spanien nachfolgte, an die Unglücksfälle, durch welche die Kronen des Großvaters und Enkelssohns wankend gemacht wurden; von denen der eine im Begriff war, über die Loire zu gehen, um sich gegen Guienne und Languedoc zurückzuziehen, und der andere, sich mit seiner Familie nach Indien einzuschiffen. Ferner denke man an die unerhörten und unrechtlichen Vorschläge, die man dem Herrn von Torcy im Haag, und unsern Bevollmächtigten zu Gertruydenberg machte, und endlich an die bey London geschehenen Wunder, wodurch die beiden Kronen, durch den Frieden von Utrecht, und endlich durch den von Rastadt und Baden, von dem Abgrund gerettet wurden.

Alles versprach daher den Genuß des wohlthätigen Friedens, welcher, wegen der Erschöpfung beider Königreiche, die aufs äußerste gekommen waren, so wenig

zu hoffen gewesen war. Spanien selbst war mit Europa im Frieden, wie Frankreich; der Kaiser allein hatte nur auf einen langen Waffenstillstand eingewilligt, der aber nach seinen Bedingungen und Zusicherungen fast eben so sicher war, als ein Friedensschluß. Diesen genoß man eben so ruhig, und erwartete eine bessere Gelegenheit, um den Waffenstillstand in Frieden zu verwandeln.

Der König von Spanien dachte auch an nichts weiter, als ihn indeß zu genießen, und seinem Reich wieder aufzuhelfen. Hiezu bewog ihn sowohl der innere Zustand, der dieß sehr bedurfte, als auch die Lage der auswärtigen Verhältnisse, indem er nur auf Frankreich etwas hätte rechnen können, dieses aber seine Bedürfnisse selbst äußerst fühlte und in eine Minorität gefallen war, auch nicht mehr durch einen großen König, nicht mehr durch den Elterväter von Philipp dem V, sondern von einem, mit der Prinzessin von Ursini entzweiten Regenten, regiert wurde.

Unter diesen Umständen gelang es dem vom Glück begünstigten Alberoni, sich zum unumschränkten Herrn von Spanien zu machen.

Seine niedrige Herkunft, seine ersten Versuche bei dem Herzog von Vendome, seine Sitten, seine Lebensweise, sein Charakter, das Unglück dieses vorgeblichen Helden, der ihn in seinem Gefolge mit nach Spanien brachte; die zufällige Vermählung Philipps des V. mit der Tochter seines Herrn, der Fall der Prinzessin von Ursini, der Gebrauch, den er sowohl davon, daß er erst Unterthan und nachher Minister von Parma in Spanien war, als auch von der strengen Klausur zu machen wußte, in welcher die Politik der Prinzessin von Ursini den König einzuschließen und an solche zu gewöhnen gewußt hatte; so daß er also das angefangene Werk nur fortsetzen durfte, das für ihn eben so vortheilhaft ward, als es für die gewesen war, welche

es begonnen hatte — alles dieses haben wir schon erzählt. Das Unglück, daß Gibraltar den Engländern blieb, weil man, wie wir schon wissen, den, von dem Regenten nach Madrid abgeschickten und dort angekommenen Louville nicht dagegen anrücken ließ; und mehrere dergleichen Ereignisse aber sind unglückliche und unvergeßliche Monumente jener strengen Klausur, in welcher König Philipp V. gehalten worden war.

VI.

Schilderung des Königs (Philipps V.) und der Königin, seiner zweiten Gemahlin.

Alberoni findet einen stillen, in Einsamkeit zurückgezogenen König, dem, nach seinem Temperament, eine Gemahlin unentbehrlich war; welcher andächtig und ängstlich gewissenhaft, für die höheren Prinzipien der Religion wenig Fassungskraft hatte; ferner eigensinnig, aber dennoch schüchtern, sanft und biegsam war; überhaupt gar keine Imagination und einen trägen Geist hatte. Er war gewohnt, sich der Leitung eines Andern zu überlassen, sich niemand nahe kommen zu lassen, noch weniger mit jemand zu reden, und niemals an eine andere Frau als die Seinige zu denken. Dabei war er dennoch ruhmsüchtig, stolz und glücklich in dem Gedanken zu erobern, und in Europa etwas zu gelten. Er blieb, was unbegreiflich ist, vergnügt bei der traurigsten, einförmigsten Lebensart, ohne daß es ihm je einfiel, sie zu ändern, oder seine Trübsinnigkeit durch irgend eine andere Zerstreuung zu unterbrechen als durch einsame Zusammenkünfte mit der Königin auf dem Wege und in einer zum Sprüchwort gewordenen Laube, von welcher aus auf Thiere geschossen wurde, welche man vorbei trieb.

Damals regierte nun in Spanien eine Königin voll Geist,

Geist, Anmuth, Stolz und Ehrgeiz, die unumschränkt und allein herrschen wollte, die alles aufopferte, um es soweit zu bringen und sich diese Herrschaft zu erhalten. Sie war kühn, unternehmend, eifersüchtig, vorsichtig, und hatte immer die traurige Lage der verwitweten Königinnen von Spanien vor Augen. Dieser zu entgehen, wollte sie, um jeden Preis, einem ihrer Söhne einen souverainen Staat bilden, diesen Vortheil suchte sie in der Folge auf mehr als Einen auszudehnen. Sie haßte die Spanier, von denen sie verabscheut wurde. Ihr einziges Hülfsmittel waren Italiener, zu deren Vortheil sie alles that. Sie hatte keine Rathgeber und keine Vertraute, als Unterthanen aus Parma und den Minister von Parma, der sie abgeholt hatte und mit ihr nach Spanien gekommen war. Unwissend in allem, in einem Winkel des Pallastes von Parma von einer strengen Mutter erzogen, die sie in nichts unterrichten ließ, wo sie niemand hatte sehen und sprechen dürfen, kam sie unmittelbar in die Spelunke eines Königs von Spanien, wo sie, so lange dieser lebte, ohne alle Mittheilung blieb, und nur durch Alberonis Augen sehen durfte, als durch den Einzigen, an welchen sie sich seit ihrer Reise gewöhnt hatte.

Alberoni war in der That der Einzige, welchem sie sich, als einem Unterthanen und als dem Minister von Parma in Spanien anvertrauen zu können glaubte; der Einzige, dessen sie sich als Mittel bedienen wollte, um den König und die Monarchie zu beherrschen; indem sie ihm, da er kein Vermögen hatte, unentbehrlich, und überdieß gewiß glaubte, er werde ihr nie treulos werden, ihr nie etwas in den Weg legen.

Dieß waren die Umstände, unter welchen Alberoni, ohne Nebenbuhler und ohne Widerspruch, an seinem Glück arbeitete; dieß war die Quelle seiner Sorglosigkeit, mit der er, im Innern und im Ausland, alles

unternahm, und ſich bei einer verworrenen Staatsverwaltung, die ſchwer aufzudecken und unmöglich zu beweiſen war, bereicherte, und ſich allgemein furchtbar machte, um ſich jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Er mißbrauchte den König und die Königin von Spanien ohne alle Rückſichten, um ſich, zum größten Aergerniß aller Welt, zum Cardinal, und nachher zum Erzbiſchof von Sevilla zu machen, welches aber der erſte Schritt zu ſeinem Untergang wurde. Endlich beredete er ſie zu einem thörigten Krieg mit dem Kaiſer, ungeachtet ganz Europa dagegen war, und Spanien verlaſſen hatte, der Kaiſer hingegen von Frankreich, England und Holland unterſtützt wurde.

Er bot daher alle ſeine Kräfte auf, um einen ſo thörigt unternommenen Krieg zu unterhalten, ſich unentbehrlich zu machen, Macht und Mittel in den Händen zu behalten, und ſich bei den Lieferungen und Unternehmungen, über die er allein zu disponiren hatte, zu bereichern; deswegen verwarf er auch mit ſo viel Hartnäckigkeit jeden Vergleich, den Spanien hätte hoffen dürfen, und durch welchen ein Sohn der Königin in Italien eine ſichere Lage erhalten ſollte, mit dem Verſprechen und mit aller Wahrſcheinlichkeit, daß er, durch die Verwendung von England, das einen, ſeinen Handel mit Spanien und Indien aufhebenden Krieg vermeiden wollte, bald in den Beſitz der Staaten von Parma und Toscana kommen würde.

Durch dieſe Anſtrengungen wurde Spanien vergeblich erſchöpft, und beſonders das kürzlich wieder in beſſern Zuſtand gebrachte Seeweſen ſo vernichtet, daß dieſer Krone nachher durch einen Zuſammenfluß von Umſtänden, ein beträchtlicher Nachtheil in Indien zugefügt wurde, von dem ſie ſich, wie ſehr zu fürchten iſt, niemals wieder ganz erholen wird.

Dieß bewürkte die allmächtige, wiewohl ſehr kurze

Regierung des Ministers Alberoni in Spanien. Denn, nachdem er ganz Spanien beschimpft, Rom unwürdig behandelt, und die Mächte von Europa, insbesondere und am gefährlichsten aber den Regenten, gegen den er das Königreich empören wollte, beleidigt hatte, mußte derselbe Spanien mit Schanden verlassen. Nach einigen Monaten der Verlegenheit aber gelang es ihm doch, mit Hülfe seiner Cardinalswürde, und seiner unermeßlichen Reichthümer, die er so klug gewesen war nicht in Spanien anzulegen, in Rom wieder eine der ersten Rollen zu spielen. Dort machte er sich darüber lustig, daß er den Zorn von ganz Europa auf sich geladen habe, und verachtete seinen Herrn, welcher ihn aus dem niedrigsten Stande zu seiner Höhe erhoben hatte, wo er ihm weder schaden noch sich an ihm rächen konnte.

Philipp ließ sich durch dieses Beispiel nicht abschrecken, auch fernerhin einem einzigen Premierminister alles zu überlassen. Faulheit und Gewohnheit siegten auch hier. Alberoni's ganzer Credit ging auf den Holländer, Ripperda, über. Auch dieser aber wurde verbannt, und endigte sein Leben unter den Corsaren der Barbarei. Allein nichts vermochte den König aus seiner Unthätigkeit zu ziehen, und ein Premierminister war ihm, zum großen Nachtheil seiner Person und seiner Monarchie, bis an sein Ende unentbehrlich.

Frankreich wurde nicht glücklicher regiert, obgleich von einem Prinzen, welcher, vermöge seiner mannichfaltigen Kenntnisse, seiner Menschenkunde und der Erfahrungen, die er sich in seinem Privatstande gesammelt hatte, der beste Regent hätte seyn können. Er war mit den verschiedenen Regierungsarten, besonders mit der von Frankreich, bekannt; sein außerordentliches Gedächtniß ließ ihn nie etwas vergessen oder verwechseln, und seine Einsichten waren gränzenlos. Seine Imagination war nicht durch gefährliche Leidenschaften

verdorben, und seine physischen Neigungen hatten keinen Einfluß auf seine geheimen Geschäfte und seine Administration. Er hatte erstaunlich viel Beurtheilungskraft, arbeitete mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, war aber außerordentlich mißtrauisch.

Seine angeborne Beredtsamkeit ließ ihn über alles mit einer unvergleichlichen Leichtigkeit, Schönheit und Richtigkeit sprechen. Er hatte unendlich viel Geist, und einen geraden und richtigen Blick, der ihn nie irre geführt haben würde, wenn er in allen Angelegenheiten und Vorfällen immer seinen ersten Einsichten gefolgt hätte.

Niemand kannte den Abbé Dû Bois, durch eine lange Erfahrung, so gut wie Er; und wenn ich daran denke, wie er immer, auch damals, als er ihn zum Premierminister machte, und nachher noch von ihm sprach; so kann ich nicht begreifen, wie dieß möglich war, und wie er sich ihm so ganz hingeben konnte.

Auch der Herzog von Orleans war dadurch einem nichtswürdigen Manne überlassen, den er selbst für einen tollen, eingeschränkten, unmäßig hitzigen Kopf hielt, sogar für einen Schelmen, der sich alle Kunstgriffe, Lügen und eigennützige Ränke erlaubte, dem nie eine lebendige Seele getraut hatte; der, durch Ausschweifungen, Ehre und Credit durchaus verloren hatte, der in seinen Reden und Betragen äußerst zurückstoßend war, und sich bei allen Gelegenheiten als falsch bewies, kurz der zu allem Bösen fähig sich zeigte.

Wer beide gekannt hat, dem muß diese Verblendung als eines der größten Wunder erscheinen, um so mehr, da von allen Seiten her so schlechte Nachrichten unaufhörlich über Dû Bois einliefen.

Beilage

charakteriſtiſcher Anekdoten

über

den Herzog Regenten,

Philipp II. von Orleans.

von

Charlotte Eliſabeth,

geb. Prinzeſſin von der Pfalz, ſeiner Mutter.

Vergl. den 24. Band dieſer Sammlung
S. 169. 170.

Digitized by Google

Duc d'Orleans, Philipp II.

gewöhnlich der Herzog Regent genannt. Sohn der Verfasserin.

1) Mein Sohn hat wohl studirt, ein gut Gedächtniß und ist homme d'une belle taille. Er begreift alles gar leicht. Er gleicht weder an Vater noch Mutter. Mons. seel. hatte ein gar lang und schmal Gesicht, aber mein Sohn hat ein viereckt Gesicht. Er gehet wie Monsieur und hat mit seinen Händen dieselben Aktionen. Monsieur hatte gar einen kleinen Mund, aber häßliche Zähne; mein Sohn hat ein groß Maul mit hübschen Zähnen. Brief vom 9. Januar 1716.

2) Es ist gewiß, daß meines Sohns böses Auge von einem Ball im Ballhause kommen ist. Den 9. Jul. 1716.

3) Wenn mein Sohn gewollt hätte, wäre sein Auge all längst kurirt; aber wenn er sich besser befindet, so schonet er sich nicht mehr, gehet in die Nachtluft, isset und trinket alles, was nicht gut für sein Auge ist. Er hat durch sein Uebelverhalten sein Auge drey mal verdorben. Den 5. März 1716.

4) Daß mein Sohn ein blödes Auge hat, das ist ihm kommen von dem Accident, so er gehabt, als er nur 4 Jahr alt war, und der Schlag ihn gerührt hatte.

te. Bei nahen siehet er wohl, und kann die feinsten Schriften lesen, aber von der Hälfte einer Kammer lang, kann er niemand ohne ein Vergrößerungsglas kennen. Den 13. Novembr. 1716.

5) Mein Sohn ist nicht schön, hat dicke Backen, und ist gar roth, klein und dick; aber mich deucht, er ist doch nicht unangenehm. Wenn er tanzt oder zu Pferde sitzt, hat er gar gute Mienen, aber wenn er ordinair gehet, so geht er bitter übel. Den 5. Octobr. 1717.

6) Wie mein Sohn noch von 14 oder 15 Jahren war, da war er nicht häßlich, aber seitdem hat ihn die Sonne von Italien und Spanien so verbrannt, daß er ganz braunroth geworden. Er ist nicht groß und doch dick: Seine bösen Augen machen ihn etliche mal schielen, und er gehet übel. Ich habe ihn von Grund der Seelen lieb, allein ich kann nicht begreifen, wie man verliebt in ihn seyn kann, denn er hat gar keine galante Manieren, ist auch nicht diskret. Den 10. August 1717.

7) Bis ins 12te Jahr ist er delikat gewesen, hernach ist er auf einmal gesund und stark geworden. Seine Delikatesse kam, daß er einen Schlagfluß in dem 4ten Jahre gehabt und wie todt gewesen. Den 16. Mai 1716.

8) Ich muß gestehen, daß mein Sohn große Qualitäten besitzt; er hat Verstand, weiß viel Sprachen und liest gern, redet wohl, hat wohl studirt, ist gelehrt, verstehet sich auf allerhand Künste, so schwer sie auch seyn mögen. Er ist ein Musikant und componirt nicht übel, er malt artig, und weiß alle Chemie auf ein Ende; er weiß alle Historien von der Welt, und begreift leicht die schwersten Künste. Er hat gar ein gut Gedächtniß; er verstehet den Krieg und fürchtet sich vor nichts in der Welt; aber sein Fehler ist, daß

er

er gar zu gut ist, und oft Leuten glaubt, so weniger Verstand haben als er, wird also gar oft betrogen, denn böse Leute, so seine große Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Alles was ihm unglückliches oder übels geschiehet, kömmt von diesem Fehler her. Sein anderer Fehler ist, daß er gegen der Franzosen ordinaire Inclination, ein wenig zu große Schwachheiten für die Weiber hat, und das macht ihm oft Händel im Haus. Außer diesen zweien Stücken, weiß ich nichts böses von ihm, aber sie ziehen oft viel böses nach sich. Seine Figur ist weder hübsch noch häßlich. Vor diesem hatte er eine artige Taille, aber nun wird er zu dick für seine Länge, denn er ist klein, aber ob er zwar nicht mehr schön ist, so laufen ihm doch die Weiber aus purer Interesse nach, denn er bezahlt sie wohl. Diesen Winter ist ein possierlich Histörchen geschehen. Eine Dame so jung und artig ist, besuchte meinen Sohn in seinem Kabinette, er verehrte ihr einen Diamant von 2000 L'd'ors, und eine Schachtel von 200. Die Frau hatte einen jalousen Mann, sie war aber so effronté, daß sie zu ihm ging und sagte ihm, daß Leute so Geld nöthig hätten, ihr dieses spottwohlfeil anböten, sie bäte dieses Glück nicht zu verscherzen. Der Mann glaubte es, gab seiner Frauen Geld, so viel sie foderte. Sie nahm das Geld und dankte ihm herzlich dafür, steckte die goldene Dose in ihren Sack und den Ring am Finger, ging damit in eine vornehme Gesellschaft; man fragte sie, wo der Ring herkäme und die Schachtel? Sie sagte: Mr. de Parabère hat mir's gegeben. Der Mann, der so hieß, war dabei, und sagte: ja, ich habe es ihr gegeben, kann man weniger thun, wenn man eine Frau von Qualität hat? und die ihren Mann einzig und allein liebt? Das gab ein Gelächter, denn die andern Leute waren nicht so einfältig wie der Mann, und wußten

wohl

wohl, wo Barkel den Most holte. Den 13. März 1716.

9) Mein Sohn weiß die Musik wohl, er hat 2 oder 3 Opera componirt, so alle artig waren. Sein Capitain des Gardes la Fare hat die Wörter darauf gemacht. Den 14. Septembr. 1717.

10) Mein Sohn ist erschrecklich delikat gewesen, konnte nicht knien ohne ohnmächtig zu werden. Den 29. Maj. 1716.

11) Er frägt nichts nach der Jagd. Den 18. Octobr. 1716.

12) Wenn mein Sohn einen Rausch trinket, ist es nicht durch starke Getränke, sondern in vin de Champagne. Den 13. Aug. 1716.

13) Daß er große Inclination für das weibliche Geschlecht hat, kann ich nicht läugnen, aber hat er eine Sultane Reine, so ist es, Madame Parabère. Ihre Mutter Mde de la Vieuville, war Dame d'atour bei der Duchesse de Berri, da hat er sie kennen lernen. Sie ist nunmehro eine Witwe, hat eine schöne Taille, lang und rar; das Gesicht ist braun, denn sie schminkt sich nicht, hat aber angenehme Augen und Mund; hat wenig Verstand, ist aber ein frisch Stück Fleisch. Den 29. Maj. 1716.

14) Ich versichere, daß es mit meinem Sohn und der Königin in allen Ehren zugegangen ist. Ich weiß nicht, ob mein Sohn das Glück gehabt hat, der Königin zu gefallen, allein er ist ganz und gar nicht verliebt von ihr gewesen. Er sagt; sie hätte gute Mienen und eine schöne Taille, aber weder ihr Gesicht noch ihre Manieren gefallen ihm. Das er coquett ist, das kann ich gar nicht läugnen; allein er hat seine eigene Quinten, alle Leute gefallen ihm nicht. Le grand air gefällt ihm weniger als ein air débauché und de

guin-

gaingrande als wie die Tänzerinnen in der Opera. Ich lache ihn oft mit aus. Den 5. Mai 1716.

15) Die verwitwete Königin von Spanien war gar galant mit meinem Sohn, aber in allen Ehren.

Mein Sohn ist gar nicht romanesque, er wußte nicht, wie er es machen sollte, sagte also zum Duc de Grammont: Vous, qui savez les manières de la galanterie espagnole, soufflés moi donc, ce qu'il faut que je dise et fasse. Mein Sohn ist ein schlechter Galant, er war nicht verliebt. Den 3. Febr. 1719.

Der Königin, die nur bloße Galanterie will, kann er nicht nach Sinn dienen, aber denen, so weiter schreiten wollen, denen ist er gar gut, er soll die Sache wohl verstehen, darum laufen ihm auch die debauchirten Weiber so nach, denn er ist bei ihnen in einem guten Ruf. Den 14. April 1716.

16) Mein Sohn ist weder hübsch noch häßlich, hat aber gar keine Manieren die Leute verliebt zu machen; erstlich so ist er incapable eine Passion zu haben, und ein Mensch lange zu lieben. Zum andern sind seine Manieren nicht höflich und poli genug um sich anzustellen, als wenn er verliebt wäre, fällt allzeit mit der Stubenthür in die Kammer. Zum dritten ist er gar nicht diskret noch sekret, erzählt gleich alles was vorgegangen; ich sage ihm hundertmal, daß ich mich nicht genug verwundern kann, daß ihm die Weiber noch so nachlaufen, sollten ihn vielmehr fliehen. Er lacht aber und sagt: Vous ne connoissez pas les femmes débauchées d'aprésant. Dire, qu'on couche avec elles, c'est leur faire plaisir. Den 22. Octobr. 1717.

17) Mir ist bitter bange für meinen Sohn bei seinen Damen, er ist schon einmal gebrannt worden. Den 5. Novembr. 1717.

18) Ich weiß eine, so sich ohne sein Wissen vor 10 oder 12 Tagen in sein Bett gelegt hat. Den 19. Mai 1716.

19)

19) Mein Sohn war nur 17 Jahr alt, wie man ihn verheirathet hat, ein kleiner Bube. Hätte man nicht ihm Miene gemacht, ihn in ein altes Schloß einzusperren, so Villecotteres hieß, und Hoffnung gegeben, Mde la Duchesse zu sehen, wie er wollte, hätte man ihn nicht zu der verfluchten Heirath persuadirt. Den 16. Novembr. 1727.

19. b) Mein Sohn hat ein Töchterchen von der Demaret; sie hätte ihm gern noch ein anders aufbinden wollen, aber er hat geantwortet: non, cet enfant est trop harlequin. Als sie ihn gefragt: was er dadurch verstehe? hat er geantwortet: il est de trop de pieces différentes, hat es ihr also gelassen. Ich weiß nicht, ob sie es hernach nicht Chur-Baiern gegeben, denn er hat auch daran gearbeitet; das hat ihm die schönste und magnifiqueste Tabattiere gekostet, so man jemalen gesehen; sie war mit großen Diamanten besetzt. Den 23. Sept. 1717.

20) Weil mein Sohn nun kein junger Bube von 19 oder 20 Jahren mehr ist, sondern in sein 42stes Jahr gehet, kann man ihm zu Paris nicht verzeihen, daß er als ein junger Lap den Damen zu gefallen im Ballhause herumläuft, da er das ganze Königreich auf seinen Armen hat. Wie der seel. König zur Krone kommen, war alles im vollen Flor, drum konnte er sich wohl divertiren; aber jetzt ist's nicht so, sondern man muß Tag und Nacht arbeiten, um wieder gut zu machen, was der König oder vielmehr seine untreuen Minister verdorben haben. Den 2. April 1716.

21) Ich sage meinem Sohn alle Tage, daß er zu gut ist; er lacht darüber und sagt, ob es nicht besser sey, gut als böse zu seyn? Den 3. August 1717.

22) Ich weiß nicht, wo mein Sohn die große Geduld her hat; denn Mons. seel. war nicht geduldig, und ich auch nicht. Den 3. August 1717.

23) Ich habe wohl Urſach contant von meinem Sohn zu ſeyn, er lebt wohl mit mir, und giebt mir keine Urſache zu klagen über ihn; daß aber das Vertrauen ſo groß ſeyn ſoll, das deucht mir nicht, und ich weiß nicht wenig Leute, in die er mehr Vertraun hat, als in mich. Den 7. Jul. 1716.

24) Seine Intentionen ſind allzeit gerade und gut, findet ſich etwas, ſo nicht ſeyn ſollte, kommt es gewiß von andern. Er iſt zu gut, und nicht argwöhniſch genug, wird alſo gar oft betrogen; denn böſe Leute, ſo ſeine große Güte kennen, wagen es bei ihm auf Galgen und Rad. Es iſt gewiß, daß mein Sohn genug weiß, um niemals lange Weile zu haben. Er weiß die Muſik auf ein End, und componirt nicht übel; er malt ſehr artig, verſteht viel Sprachen und lieſt gern. Er verſtehet Chymie, er begreift leicht die ſchwerſten Künſte. Alles dieſes kann nicht hindern, daß ihm nicht alles langeweile macht. Den 23. Juni 1716.

25) Mein Sohn iſt kein großer Lober, wenn er was lobt, muß ihm die pure Wahrheit dazu bringen. Den 9. April 1716.

26) Ich bin nie mit meinem Sohn broullirt geweſen; er war es aber ſehr mit mir vor 24 Jahren, da er ſich wider meinen Willen verheirathet hatte: aber weil ich ihn lieb habe, habe ich es vergeſſen. Ich glaube nicht, daß wir hinfüro mit einander übel ſtehen können. Habe ich ihm was gegen ſeine Konduite zu ſagen, ſage ich ihm meine Meinung tüchtig, und damit abgethan; aber er lebt in großem Reſpekt mit mir. Den 29. Maj. 1716.

27) Mein erſter Sohn hat Duc de Valois geheißen, und weil dieſer Name unglücklich iſt, hat Monsieur nicht zugeben wollen, daß mein itziger Sohn ſo heißen ſollte, darum hat er ihm bis an ſein Ende gelaſſen den Namen de Chartres. Nach Mons. Tode, hat

mein Sohn den Namen Orleans angenommen, und ſein Sohn hat den von Chartres bekommen. Den 24. Septbr. 1717.

28) Ob er zwar wohl von gelehrten Sachen ſpricht, ſo ſiehet man doch wohl, daß ihm die Sache keine Luſt giebt, ſondern Langeweile. Ich habe ihn oft darüber gefielzt, er ſagte aber, er könne nicht davor, er wollte gern alles wiſſen, aber ſo bald er es weiß, hat er keine Freude mehr daran. Den 19. Octobr. 1717.

29) Er iſt gelehrt und gar nicht pedant, nicht melancholiſch, weiß eine Menge poſſierlicher Hiſtörchen, ſo er in Italien und Spanien erfahren, welche er nicht übel erzählt, aber es gefällt mir beſſer, wenn er ganz ernſtlich iſt, denn es iſt mehr ſein Naturell. Den 17. Febr. 1717.

30) Mein Sohn kann kochen, hat es bei der Armee in Spanien gelernt. Den 25. Novembr. 1717.

31) Mein Sohn iſt ein guter Muſikant, wie die Musici alle ſagen; er hat 2 Opera gemacht, ſo er in ſeinem Saal hat ſpielen laſſen, ſo nicht uneben waren, er hat aber nicht leiden wollen, daß man ſie auf dem rechten Theater ſpielen ſollte. Den 25. Novbr. 1717.

32) Er beſchweret oft ſeinen Magen zu viel mit Eſſen und Trinken; er meint es ſey geſund, nur einmal des Tages zu eſſen; ſpeiſet ſelten zu Mittag, nimmt nur eine Taſſe Chokolade; wenn er denn zum Nachteſſen kommt, hungert und durſtet ihn zu ſehr. Was man ihm auch ſagen mag, ſo ſagt er: er könne nicht arbeiten wenn er gegeſſen hat. Den 10. Juni 1719.

33) Er iſt nicht ſchön, und piquirt ſich auch nicht ſchön zu ſeyn; er hat einen häßlichen Gang, aber wenn er tanzt, wird er wie ein anderer Menſch, und hält ſich de bonne grace; tanzt auch nicht übel. Den 14. Juni 1718.

34 a) Mein Sohn trinket den Tokaier recht gern. Den 26. Febr. 1717.

34 b) Man hat ihn ein Pulver in sein bös Auge gethan, woran andere, an denen man dies remedium versucht, unleidliche Schmerzen ausgestanden, mußte ihm also auch wehe thun; allein man hat es ihm nicht angesehn, lachte und schwatzte wie ordinair. Den 25. Novembr. 1717.

35) Mr Gendron hat angefangen, meinem Sohn das Auge zu curiren, und er hat sich dabei wohl befunden; allein Gendron war ihm zu sevère, verbot les petits Soupers und was darauf erfolgt, das stund ihm und denen so bei den petits Soupers seyn, und ihren Gewinn darin fanden, nicht an, proponirten ihm andere remedia, so ihn schier ums Auge gebracht hätten. Den 25. Novbr. 1717.

36) Mein Sohn ist zu seiner Nation avantage versuadirt, daß, ob er gleich alle Tage siehet, wie falsch und betrogen seine Landsleute seyn, glaubt er doch festiglich, daß keine Nation ihnen zu vergleichen. Den 19. März 1716.

37) Er liebt das Land ganz und gar nicht, liebt nichts als das Stadtleben. Es gehet ihm wie Mde de Longueville, der fiel die Zeit in der Normandie, wo ihr Herr war, unerhört lang; die bei ihr waren, sagten zu ihr: Mon Dieu, Madame, l'ennui Vous ronge; ne voudriés Vous pas quelque amusement; il y a des chiens et de belles forèts: Voudriez Vous chasser? Non, sagte sie: je n'aime pas la chasse. — Voudriez Vous de l'ouvrage? — non, je n'aime pas l'ouvrage. — Voudriez Vous promener ou jouer à quelque jeu? — Non, je n'aime ni l'un ni l'autre. Que voudriez Vous donc? sagte man zu ihr. Sie antwortete: Que voulés Vous que je Vous dise? je n'aime pas les plaisirs innocents. Den 31. Mai 1718.

38) Ich habe ihn recht bös über Mylord Stairs gesehen, weil er glaubt, daß er ihm böse Officen bei dem König leistet, und gehindert, daß der König in keine eigene Allianz mit ihm und Holland gegangen wäre, hätte er den Prätendenten wohl abhalten können zu verreisen, so bald man aber dieses abgeschlagen, sey er an nichts mehr schuldig gewesen, als was der Friedenstractat mit sich bringt, nemlich den Prätendenten in nichts beizustehen, weder mit Geld noch mit Waffen, welches er auch treulich gehalten, und überall hingeschickt, wo Mylord Stairs es begehrt hat. Er meint, daß die Engländer nicht gern sehen, daß ihr König mit der Krone Frankreich vereinigt sey. Den 13. März 1716.

39) Er sagt, seine Intention sey gar gewiß, in Friede und Einigkeit zu leben, und diesem König in allem, was nur in seinem Vermögen stehet, zu erweisen, daß Ihro Maj. einen treuen Neveu und Diener an ihm haben, der nichts mehr wünscht, als in Dero Gnade zu seyn und zu bleiben. Den 29. May 1716.

40) Mein Sohn hat einen Jesuiten zum Beichtvater, läßt sich aber nicht von ihm regieren. Den 3. Decembr. 1715.

41) Mein Sohn hat prätendirt, daß seine Tochter keine Gewalt über ihn hätte. Den 5. Octobr. 1717.

42) Er sagte, daß er sein bestes gethan hätte durch den Abbé du Rois für den Prinzen und E. L. Man hat ihm aber sagen lassen, der König bäte ihn, sich in diese Sache nicht zu mischen, hat alle Minister, teutsche, englische, auch den Franzosen Robertson gegen den Prinzen gefunden. Den 10. Juni 1718.

43) Baron Görz hat meinen Sohn hier ertappen wollen, allein mein Sohn hat ihm nicht getrauet, und hat ihm nicht erlaubt, daß er ein einzig Schiff kaufen kön-

können, worauf er doch seine Hoffnung gesetzt hatte. Den 13. Febr. 1717.

44) Mein Sohn war so froh, eine Armee zu commandiren, daß ihm alles in Spanien gefallen hat; das hat seinen Haß gemacht, so die Prinzessin des Ursins gegen ihn getragen; denn sie hat gemeint, mein Sohn würde ihr Eintrag in ihre Autorität thun, und eher der Spanier Vertrauen gewinnen als sie. Den 13. Febr. 1716.

45) Die alte Zott hat den Duc du Maine zum Regenten machen wollen, aber meines Sohnes harangue im Parlament, hat alles auf seine Seite gebracht. Den 10. Novembr. 1716.

46) Als mein Sohn der Maintenon ganz sanftmüthig vorgeworfen, warum sie ihn so beschreie, daß sie in ihr Gewissen gehen sollte, denn sie selber wohl wüßte, daß es eine Bosheit wäre, so antwortete sie: J'ai repandu ce bruit parce que je l'ai crû: Mein Sohn sagte: Non, Vous ne pouviés pas le croire sachant le contraire. Da antwortete sie mit Insolenz, worinnen ich meines Sohnes Gedult admiriret habe. Ist denn die Dauphine nicht gestorben? Mein Sohn sagte: kann sie denn nicht sterben ohne mich? war sie denn unsterblich? Sie sagte: j'ai été si au désespoir de cette perte, que je m'en suis pris à celui qu'on me disoit en être la cause. Mein Sohn sagte: Mais, Madame, Vous savez le compte qu'on a rendu au Roi, que ce n'est pas moi, et que Mde la Dauphine n'a point été empoisonnée du tout. Il est vrai, sagte sie, et je n'en dirai plus rien. Den 10. Novembr. 1716.

47) Wenn mein Sohn durch sein eigen Mouvement agirt, finde ich ihn allzeit raisonnable, aber er glaubt oft jungen Burschen, so bei weiten nicht so gescheut seyn als er, und alsdenn gehet alles über Zwerg. Den 19. Mai 1716.

48) Viel junge Leute im Parlament, die man durch Briefe gegen meinen Sohn aufgewiegelt hatte, haben das Edikt nicht wollen paſſiren laſſen; mein Sohn hat ſie kommen laſſen, und ſo brav zugeſprochen, daß ſich alles wieder beſänftiget. Den 10. Septbr. 1717.

49) Man hat gegen ihn das ganze Parlament dechainirt. Den 21. Juni 1718.

50) Sie haben Remonſtranzen gemacht; ſie ſind gar gewiß durch den älteſten Baſtart und ſeine Gemahlin angeſtiftet worden. So bald jemand übel von meinem Sohn ſpricht und mal content ſcheint, läßt Mde du Maine ſie nach Seux holen, careſſirt ſie, beklagt ſie, um brav gegen meinen Sohn ſchmälen zu hören. Ich bin über ſeine Gedult verwundert. Er hat gute courage, gehet ſeinen graden Weg fort, und bekümmert ſich nicht. Ob zwar das Parlament an alle andere Parlamenter geſchickt, um ſich zu ihnen zu ſchlagen: ſo hat doch keins dieſe Thorheit begangen; au contraire ſie ſind ihm alle treu blieben.

51) Der Pöbel, ob man zwar alles gethan, ihn durch Libellen gegen meinen Sohn aufzuwiegeln, hat es doch keinen Effect gethan, ich glaube, daß es mehr gethan, wenn der Baſtart mit ſeiner Gemahlin ſich nicht darein gemiſcht hätte, denn ſie ſind abſcheulich verhaßt zu Paris. Den 8. Jul. 1718.

52) Mein Sohn hat geſagt: daß das Parlament ſich nicht in die Münze zu miſchen hätte, und daß er die Königl. Autorität mainteniren würde, und dem Könige, wenn er majeur würde, eben ſo wieder liefern würde, wie er ſie gefunden. Den 12. Jul. 1718.

53) Er iſt ziemlich eloquent; wenn er will, ſpricht er noble. Den 5. Aug 1718.

54) Der Maréchall d'Uxelles, hat meinem Sohn alle ſein Leben gehaßt, hat aber nach des Königs Tode le chien couchant agirt, daß mein Sohn ihm alles ver-

verziehen, und zu Gnaden angenommen hat. Dieſes mal hat er wieder ein wenig nach ſeiner humor agiren wollen; mein Sohn hat aber gewieſen, daß er nichts nach ihm gefragt und geſagt: Ja wohl! wollt ihr nicht unterſchreiben, laßt es nur bleiben. Wie er geſehen, daß mein Sohn die Sache ernſtlich nimmt, und nichts nach ſeinem Trotzen fragt, hat er Waſſer in den Wein gethan, und alles gethan was mein Sohn will. Den 26. Jul. 1718.

55) Es iſt eine unglückliche Destinée für meinen Sohn, eine Frau zu haben, die alles regieren will mit ihren Brüdern. Man ſagt, daß man gemeiniglich geſtraft wird, womit man geſündigt hat, ſo gehts meinem Sohn mit ſeiner Gemahlin und Schwager auch, denn hätte er mich nicht ſo herzlich betrübt, ſich in dieſe Canaille geſteckt zu haben, ſo könnte er itzt beherzt gegen ſie alle ſprechen. Den 29. Jul. 1718.

56) Die Marionetten zu Paris haben das Parlament ausgelacht. Polichinelle weiſt den Hindern, ſo zürnt der Voisin. Polichinelle ſagt: Voisin, Vous n'entendés pas cette affaire, regardés moi par devant, voilà la prestume. Darnach drehet er ſich herum, und weiſt den bloßen Hindern und ſagt: voilà la remontrance. Den 16. Auguſt 1718.

57) Des Hinkenden Gemahlin hat ein éclaircissement mit meinem Sohn haben wollen, hat mit emphase geſprochen, als wenn ſie noch die Comedie geſpielt, und geſagt: wie er glauben könne, daß die Antwort auf das Buch von Fizmoriz von ihr kommen könne, daß eine Prinzeſſin du Sang, wie ſie geboren wäre, Libellen machen könne; daß der Kardinal de Polignac in zu großen Affairen wäre employrt worden, um ſich in ſolche Bagatellen zu ſtecken, und Mr. de Malisieux wäre ein zu großer Philoſoph, an etwas anders

als Künſte zu gedenken; daß ſie in nichts occupirt wäre, als ihre Kinder zu erziehen, damit ſie aufs wenigſte der Ehre würdig ſeyn mögen, Princesse du Sang zu ſeyn, deſſen man ſie mit ſo großem Unrecht beraubt hätte. Er hat nur geantwortet: Ich habe Urſach zu glauben, daß dieſe Libellen bei euch und für euch gemacht worden, weil es Leute bezeugen, ſo in eurem Dienſte geweſen und es haben machen ſehen, au reste, on ne me fait rien croire ni décroire. Auf den letzten Artikel hat er nicht geantwortet, ſondern iſt fortgegangen. Die Dame hat ſich überall berühmt, wie beherzt ſie mit meinem Sohn geſprochen. Den 23. Auguſt 1718.

8) Heute um 7 Uhr hat mein Sohn den Rath de la régence verſammlet und dorthin ein lettre de Cachet aus Parlament geſchickt, um es kommen zu machen. Sie ſind en robe rouge zu Fuß in die Thuilleries gegangen, haben gemeint den Pöbel dadurch zu empören, aber der Pöbel hat nur gerufen: ou vont ces rouges homars! (See-Krebs) Der König hat dem Parlament, durch den Garde des Sceaux, einen Verweis gegeben, ſich an ſeiner Autorität vergriffen zu haben, und arrets gegen ſeine Ordre anzuſchlagen. Man hat ihm Ordre gegeben, den Arret zu caſſiren, ſo geſchehen; den Garde des Sceaux in ſeinen Chargen zu beveſtigen, ſo ſie gethan; und ihnen ernſtlich befohlen, ſich in nichts von der Regierung zu miſchen, als was ihnen mit Recht zukommt; und weil der Duc du Maine das Parlament gegen den König aufgewiegelt, nimmt man ihm die Charge von des Königs Auferzucht und degradirt ihn, ſeine Brüder und Kinder von ihrem Range de Prince du Sang, ſo man ihnen gelaſſen hatte, und ſollen ſie hinfüro keinen andern Rang haben, als nach ihrer Duché und Pairie, jedoch wegen des Comte de Toulouse Treue, ſo er dem Kö-

nig

nig stets erwiesen, retablirt man ihn in allen seinen gehabten Rang sein Lebenlang; aber im Fall er sich verheirathen sollte und Erben bekommen, soll es nicht auf seine Erben fallen. Mde d'Orleans ist verzweifelt, und in einen solchen Désespoir nach Paris kommen, daß sie mich recht gejammert. Mde du Maine soll vor 3 Tagen an einer öffentlichen Tafel gesagt haben: On m'accuse de révolter le Parlement contre Mr. le Duc d'Orléans, mais je le méprise trop pour prendre une si noble vengeance. Je m'en vengerai, mais d'une autre manière. Den 26. August 1718.

59) Das Parlament hatte ein schön dessein vor; hätte mein Sohn noch 24 Stunden gewartet, Mr. le Duc du Maine vom König zu thun, so wäre es resolvirt, den König itzt majoren zu erklären, damit alles durch Mr. du Maine gehen mögte; aber mein Sohn hat sie überrumpelt, indem er den Duc du Maine vom König gethan, und degradirt hat. Man sagt, daß der Premier Président so erschrocken gewesen, daß er geblieben, als wenn er der Meduse Kopf gesehen hätte, welche aber nicht furieuser gewesen als Mde du Maine, welche sehr drohet; man soll öffentlich in ihrem Hause gesagt haben, man wolle schon Mittel finden, dem Regenten eine solche Croquignole zu geben, daß er ins Gras beißen müsse. Man meint die A. Z. (alte Zorl) spielt auch unter dem Hütchen mit ihrem Puppillen. Den 30. Aug. 1718.

60) Das Parlament hat meinen Sohn um Verzeihung gebeten, das erweist wohl, daß der Duc du Maine, und die Duchesse du Maine die Seele von allem dem großen Corps waren. Den 2. Septbr. 1718.

61) Die A. Z. und der gewesene Kanzler sollen in dieser Sache mit unter dem Hütchen gespielt haben. Dieser Kanzler, so meinen Sohn so häßlich betrogen,

hat ihm die gröſte Obligation von der Welt. Den 6. Sept. 1718.

62) Dieſes, was dem Duc du Maine begegnet, iſt eine harte Klapp für die alte Zott, verlieret aber doch keine Hoffnung, das ängſtiget mich noch mehr, denn ich weiß, wie ſie mit Giſt umgehen kann, und mein Sohn ſchont ſich ſelber nicht, fährt des Nachts in fremden Kutſchen in der Stadt herum; ißt des Nachts bald bei dieſem bald bei jenem von ſeinen Leuten, worunter welche ſind, die gar nichts taugen, und außer Verſtand keine einzige gute Qualität haben. Den 9. Sept. 1718.

63) Man redt different von Mde du Maine. Etliche ſagen: ſie hätte ihren Mann geſchlagen, und alle Spiegel und was ſonſt brechliches in ihrer Kammer war, in Stücken geſchmiſſen. Andere ſagen: ſie habe kein Wort geſagt, und nichts gethan als geweint. Mr. le Duc hat die Education vom König. Er hat geſagt, daß er es im Anfang nicht habe fordern können, weil er noch nicht majeur war, aber nun er es ſey, begehre er es, welches ihm gleich iſt accordirt worden. Den 9. Septembr. 1718.

64) Man hat einen Präſidenten und 2 Conseillers aufgefiſcht und weggeſchickt. Den 30. Auguſt 1728.

65) Ehe das Parlament die Vakanzen angefangen, haben ſie vorher mit meinem Sohn geſprochen, und ihn gebeten, gute Offices bei dem König zu leiſten, daß man ihre Kameraden wieder los laſſe; ſie wollten ſie, wo ſie coupable wären, ſelber abſtrafen. Mein Sohn hat geantwortet: ſie ſollten nicht zweifeln, daß er allzeit dem König zur Clemenz rathen würde; daß der König nicht allein ihnen en général gnädig ſeyn würde, wenn ſie es meritiren, ſondern, daß auch ein jeder en particulier Gnade zu hoffen hätte. Was die Gefangenen anbelangte, wolle man ſie loslaſſen, wenn es Zeit ſeyn würde. Den 9. Novembr. 1718.

66)

66) Die alte Zott iſt auch aus Herzeleid krank geworden, daß ihr Anſchlag mit ihrem Duc du Maine ſo übel geglückt. Den 13. Septbr. 1718.

67) Der Duc du Maine und das Parlament hatten reſolvirt, ein lit de justice anzuſtellen, wo ſich des Königs Haus in Gewehr finden ſollte, meinem Sohn abzudanken, und den Duc du Maine die ganze régence aufzutragen. Mr. le Duc und der Prinz de Conti treiben meinen Sohn längſt, ohne alles zu wiſſen. Mr. le Duc du Maine iſt nicht aufs Land relegirt, er hat ſeinen freien Willen mit ſeiner Familie hinzugehen wo er will, allein er will nicht zu Paris ſeyn, weil er ſeinen vorigen Rang nicht mehr hat, wohnt zu Sceaux, wo er ein über die maaßen ſchön und wohl meublirt Haus und Garten hat. Den 16. Septbr. 1718.

68) Das Zwergel hat geſagt: daß ſie mehr Herz hat als ihr Mann, Sohn und Schwager, und daß ſie wie eine andere Jaël, meinen Sohn mit eigner Hand ermorden wolle, und einen Nagel ins Gehirn jagen. Mein Sohn bekümmert ſich um nichts. Den 20. Septembr. 1718.

Wenn ich ihm ſage, daß er ſich in Acht nehmen ſolle, lacht er und ſchlägt den Kopf zurück, als wenn ich ihm eine Fabel erzählte. Den 23. Septbr. 1718.

69) Mein Sohn hat die drei Kerls vom Parlamente noch nicht los gelaſſen, ob das Parlament ſie gleich ſchon 2mal begehret. Den 20. Septbr. 1718.

70) Der Duc du Maine und die Kabale haben ſeiner Schweſter weiß gemacht, daß wenn mein Sohn ſollte zu ſterben kommen, wollten ſie ſie zur Regentin machen, und ihr allzeit mit Rath beiſpringen, und daß ſie die größte Figur von der Welt machen würde; daß man meinem Sohn kein Leid thun ſollte, allein daß er nicht lange würde leben können, weil er ein gar wunderlich Leben führte, und alſo entweder ſterben oder

blind

blind werden müßte, daß er in ihre Regence consentiren würde. Ich weiß jemand, dem es Mr. du Maine selbst gesagt. Wenn man dies weiß, ist es nicht zu bewundern, daß sie ihre Tochter hat zwingen wollen, des Duc du Maine Sohn zu heirathen. Den 25. Septbr. 1718.

Dieses alles giebt mir einen großen Unmuth in meinem Leben, ich hatte es wohl vorgesehen, denn ich sagte zu meinem Sohn: Vous faites la Sottise, et j'en patirai toute ma vie. Den 23. Septbr. 1718.

71) Er hat eine große Aenderung gemacht, und anstatt der vielen Conseils, Secrétaires d'Etat eingesetzt. Mr. de Arnonville ist Secrétaire d'Etat de la Marine. Mr. le Blanc Secrétaire d'état de la guerre. Mr. de Vrilliere du dedans du Roiaume; l'Abbé du Bois des Affaires étrangères; Mr. de Maurepas de la maison du Roi, und ein Bischoff hat la Feuillé des bénéfices. Den 25. Septembr. 1718.

72) Malecieux und der Kardinal de Polignac sollen wohl so viel an der Antwort auf Fizmoriz gearbeitet haben, als Mde du Maine. Den 27. Septembr. 1718.

73) Mein Sohn muß leider auch über die Ahnen springen, aber hätte ich so viel 100 Thlr. als es ihn gereuet, könnte ich dem König schier Frankreich abkaufen, und alle seine Schulden bezahlen. Den 27. Septbr. 1718.

74) Mr. le Duc und Prince de Conti haben an Mr. du Maine Unglück mit großer Ungedult getrieben. Mein Sohn konnte sich nicht dazu resolviren, bis man ihm die Verrätherei so klar gewiesen, daß er wohl gesehen, daß er selber zu Schanden werden würde, wofern er der Sache nicht zuvor käme. Den 30. Octbr. 1718.

75) Mein Sohn hat den Comte de Toulouse recht lieb, er findet ihn in allen Stücken sehr raisonnable, und hätte der Duc du Maine seinen Rath befolgt, wäre ihm nicht begegnet was er nun hat; aber er hat seines Bruders Rath verachtet und seiner Gemahlin ihren befolgt. Den 14. Octobr. 1718.

76) Er glaubt eben so wohl an die Prädestination, als wenn er 19 Jahr reformirt gewesen wäre wie ich. Den 7. Octbr. 1718.

77) Wie man die Sache vom Duc du Maine erfahren, weiß ich nicht, mein Sohn macht ein groß secret daraus. Den 7. Octbr. 1718.

78) Was mir fremde vorkommt, ist, daß mein Sohn den hinkenden Schwager nicht haßt, der ihn doch gern todt und verunehrt sehen möchte. Ich glaube nicht, daß man seines Gleichen jemals gesehen; er hat keine Galle im Leibe, ich habe ihn sein Leben niemand hassen sehen. Den 18. Septbr. 1718.

79) Mein Sohn läugnet nicht, daß er im Lieben indiskret und unbeständig ist. Als wir in einer Comedie Valere spielen sahen, der von seiner Maitresse müde ist, sagte er: Voilà comme je me suis très-souvent trouvé. Den 18. Febr. 1718.

80) Er hat Mylord Stanhope stark auferlegt, den König von Engelland vor (für) E. L. beiderseits zu sprechen. Er sagt, daß niemand mehr wünscht, E. L. wieder in Dero Hr. Vaters Gnaden zu sehen, als er, daß er auch keine Gelegenheit versäumen werde, sein Bestes dazu zu thun; denn er sey persuadirt, daß es des Königes in Engelland und E. L. Bestes sey, wohl mit einander zu stehen, und also, weil er perfect content von dem König sey, meinte er, daß er dem König in Engelland selber und E. L. beiderseits keinen bessern Dienst thun könne, als sie zu vergleichen suchen. Den 1. Novembr. 1718.

81)

81) Es iſt gewiß, daß mein Sohn zu beklagen iſt mit ſeiner Gemahlin; wenns auch nur dieſe Urſach wäre, kann ich nicht begreifen, wie er den Abbé du Bois ſo lieb haben kann, denn er hat ihn dazu perſuadirt, und in dies Unglück geſteckt. Den 1. Novbr. 1718.

82) Mein Sohn ſiehet ſeine Gemahlin ſchier alle Tage, iſt ſie guten humors, bleibt er lange bei ihr, iſt ſie von böſen humor und kritlich, wie gar oft geſchiehet, gehet er weg und ſagt nichts. Den 1. Novbr. 1718.

83) Mein Sohn ſagt, er ſehe ſich ſo wohl vor als er kann; aber wenn Gott über ihn verſehen hätte, durch ſeiner Feinde Hände umzukommen, könne er es nicht ändern, gehe alſo ſeinen Weg getroſt fort. Den 4. Novbr. 1718.

84) Er hat eine gar zu große pente für die Weiber, darum kann er nichts abſchlagen und geſtehet, daß er bei Weibern ſchläft, ſo er gar nicht lieb hat. Den 15. Novembr. 1718.

85) Mr. Law muß man wohl wegen ſeines Verſtandes loben, er iſt aber erſchrecklich beneidet hier im Lande. Mein Sohn iſt charmirt von ſeiner habilité in Affairen. Den 15. Novembr. 1718.

86) Mein Sohn iſt wie alle die von ſeiner Familie geweſen. Woran ſie von Jugend auf gewohnt ſind, das muß ſeinen Gang haben. Drum kann er ſich nicht vom Abbé du Bois gewöhnen; denn er kennt ihn eben ſo fourbe als er iſt. Er hat mich ſelber perſuadiren wollen, daß meines Sohnes Heirath treflich gut für meinen Sohn ſey. Ich ſagte: l'honneur, qu'est ce qui peut le reparer? Die Maintenon hatte ihm und meinem Sohn unerhört viel verſprochen, aber Gott lob, weder dem einen noch dem andern etwas gehalten. Den 18. Novembr. 1718.

87) Mein Sohn hat mir keine parole gehalten, war bei dem Ball, ob er es zwar läugnet. Den 25. Novembr. 1718.

88) Wie er noch nichts zu thun hatte, machte er Mde d'Orleans für ein ganz Kabinett einen kleinen alten Roman in pastorale, so Daphnis und Chloë heißt, das hat er in Kupfer ſtechen laſſen. Den 9. Dec. 1718.

89) Mein Sohn hat ſich obligirt befunden, den Spaniſchen Abgeſandten, den Prince de Cellamaré arretiren zu laſſen, denn er, mein Sohn, hat einen Courier, welches der Abbé Portocarero war, arretiren laſſen, bei dem hat man Briefe vom Ambassadeur gefunden und eine Conſpiration wider den König und meinen Sohn entdeckt. Man hat den Ambassadeur durch 2 Conseillers d'état arretiren laſſen. Den 9. Decbr. 1718.

Es war Zeit, daß ſeine Verrätherei an den Tag kam. Ein Knecht vom Abbé Portocarero hatte ein ſchlimmes Pferd, konnte ſeinem Herrn nicht folgen, blieb 2 Poſten zurück, und begegnete dem ordinairen Courier von Poitiers; dieſen fragte der Knecht: Quelles nouvelles? Der Poſtillion antwortete: je n'en sais point d'autres, sinon qu'on a arrêté à Poitiers un Anglois banqueroutier et un Abbé éspagnol qui portoit un paquet. Wie das der Knecht hörte, nimmt er ſein friſch Pferd, und anſtatt ſeinem Herrn zu folgen, rennt er mit aller Macht nach Paris, ſo daß er auf den Tod krank darnach wurde, und kam 12 Stunden vor meines Sohns Courier an; der hat den Prince de Cellamaré 12 Stunden vorher geſprochen, ohne daß man ihn arretirt hat, ihm alſo Zeit gelaſſen, alle die wichtigſten Briefe und Paquete zu verbrennen. Meines Sohnes Feinde ſtreuen aus, daß es die größte Bagatelle von der Welt iſt; aber ich kann nicht begreifen, wie man für Bagatelle halten kann, daß ein Ambassadeur

deur das ganze Königreich und alle Parlamenter gegen meinen Sohn revoltiren will, und ihn, seinen Sohn und Tochter assassiniren will, mich allein wollten sie leben lassen. Den 6. Januar 1719.

Die des Ursins muß ein lebendiger Teufel seyn, den Pompadour gegen meinen Sohn aufgewiegelt zu haben, ob es zwar kein groß Personnage ist, so ist seine Frau des Duc de Noailles Tochter, so meines Sohns Hofmeister gewesen, und sie die Mde de Pompadour selber, war Hofmeisterin bei dem kleinen Duc d'Alençon, Mde de Berri Söhnchen. Den Abbé Brigau kenne ich gar wohl, Mde de Vantadour hat ihn mit dem ersten Dauphin aus der Taufe gehoben, wo er den Namen Tillio herbekommen. Er hat Verstand, ist aber ein nichtswürdiger und intriganter Kerl, hat lange den Devoten agirt, und sich zum Père de l'Oratoire machen wollen. Hernach ist er dieses Lebens müde worden, und hat sich zum Kupler gemacht, hat junge Mädchens zu sich genommen, die hat er heimlicher weise verkauft, hernach ist er factotum von Mde du Maine worden, wo er der Secretarius war, von allen Libellen, Versen und Liedern gegen meinen Sohn. Den 13. Decembr. 1718.

90) Er und Pompadour plaudern um die Wette. Den 30. Dec. 1718.

Mde d'Orleans hat großen Credit über meines Sohns Gemüthe. Alle seine Kinder hat er herzlich lieb, aber die älteste über alle. Wie sie noch ein klein Kind war, wurde sie todtkrank und von allen Doctoren verlassen. Mein Sohn, dem es leid that sein Kind sterben zu sehen, unterfing es zu kuriren und auf seine Hand zu tractiren, das reüssirte so wohl, daß er sie salvirte; seit dem hat er sie allezeit lieber als die andern Kinder gehabt. Was seine Gemahlin anbelangt, so liebt er alle Weiber, bei welchen er geschlafen hat;

denn unter uns geredt, ſo iſt er gar nicht à la mode, ſondern ein rechter Weiber-Narr. Den 13. Decembr. 1718.

91) L'Abbé du Bois iſt ſehr inſinuant vor allen Menſchen, inſonderheit vor einem (für einen) Menſchen, den er von Kindheit auferzogen hat. Den 13. Decbr. 1718.

92) Zwei Teutſche ſind in dieſer Sache begriffen, aber nur einer hat mich Wunder genommen, nemlich der Brigadier Sandrasky ſo alle Tage bei mir war, und für dem ich oft geſprochen, weil ſein Vater meinem Bruder gedient, und Commandant zu (Frankfurt) Frankendahl geweſen, und erſt dies Jahr geſtorben iſt. Der andere iſt der Graf Schlieben mit dem einen Arme. Dieſer wunderte mich gar nicht denn erſtlich habe ich erfahren, wie er den Arm verlohren, und zum andern iſt er ein Freund und Diener von der Princesse des Ursins. Man wird ihn zu Lion fangen. Sandrasky war Vorgeſtern noch bei meiner Toilette, ſahe bitter übel aus. Ich fragte ihn: wie ſehet ihr ſo übel aus? Er antwortete: Ich bin krank vor Betrübnis, ich liebe meine engliſche Frau ſehr, und ſie mich auch, und wir haben nicht genug mit einander zu leben; ſie muß in ein Kloſter gehen, das betrübt mich, davon bin ich krank worden. Das jammerte mich, war ganz reſolvirt für ihn bei meinem Sohn zu bitten. Den 16. Decembr. 1718.

93) Mein Sohn machte es etliche mal, wie es in Altis ſtehet; Vous pourriés aimer et descendre moins bas. Denn wie Jolis meines Sohns Rival war, da war mein Sohn verliebt in eine von ſeiner Tochter Kammermädgen, die hofte den Jolis, ſo reich iſt, zu heirathen, drum tractirte ſie ihn beſſer wie meinen Sohn, der doch hernach der Dame faveur bekommen, und ſie hernach von ſeiner Tochter genommen, und ſingen ler-

nen laſſen, denn ſie hat gar eine große und ſchöne Stimme. Den 16. Decembr. 1718.

94) Aus des Cellamaré gedruckten Briefen, kann man die ganze Conſpiration erſehen. Der Abbé Brigeu fängt auch an brav zu plaudern, wie man ſagt. Mir iſt ſehr ängſt bei der Sache, daß ich nur aus accablement ſchlafe. Das Herz klopft mir immer, mein Sohn frägt aber kein Haar darnach. Ich bitte ihn um Gottes willen, Nachts nicht herum zu fahren, er verſpricht wohl, wird es aber ſo wenig halten als das erſtemal, wie ers mir verſprochen. Den 27. Decembr. 1718. (ſ. Nr. 87.)

95) (Den 29. Decembr. 1718.) Vor 8 Tagen iſt der Duc du Maine und ſeine Gemahlin in Verhaft genommen worden. Sie war zu Paris, und ihr Herr zu Sceaux in ſeinem Hauſe. Einer von den 4 Capitaines des Gardes du Roi, hat Mde du Maine arretirt; aber nur ein Lieutenant des Gardes du Corps, den Duc du Maine. Man hat ſie gleich weggeführt, Mad. du Maine nach Dyon, und ihren Herrn nach Dourlans in eine Veſtung. Mad. d'Orleans habe ich viel raiſonnabler gefunden, als ich hätte hoffen können. Sie iſt herzlich betrübt und weinet ſehr, ſagt aber, weil ihr Bruder könne überwieſen werden, daß er coupable iſt, müſſe ſie geſtehen, daß er Unrecht hätte, und ſich ſelber mit ſeiner Gemahlin ſein Unglück über den Hals gezogen, daß es doch aber ſchmerzlich für ſie wäre zu ſehen, was ihr älteſter Bruder gegen ihren Herrn gethan. Man hat ſeine Schuld in 3 Artikeln gefunden, erſtlich in einer Schrift von des Spaniſchen Abgeſandten des Prinzen Cellamaré eigener Hand, worinnen er dem Alberoni vertraut, daß die Ducheſse und Duc du Maine les Chefs de la conspiration ſeyn; erzählt, wie oft er ſie geſprochen, durch wen und wo. Hernach ſagt er, wie er dem Duc du Maine Geld gegeben,

geben, Leute zu bestechen, declarirt die Summe. Man hat auch schon 2, so gestehen, daß sie Geld empfangen, und von denen so in der Bastille stecken, haben welche gutwillig gestanden, wie sie den Abgesandten zum Duc und Duchesse du Maine geführt, und alles zwischen beiden negotirt haben. Ihre meisten Leute sind in die Bastille geführt worden. Mde la Princesse, die in der größten Betrübniß von der Welt ist, ob man ihr zwar mit diesen klaren Sachen erweiset, wie groß Unrecht ihre Kinder hatten, wirft sie doch alles auf Mr. le Duc ihren Enkel und sagt, daß er sie aus Haß fälschlich angeklagt habe, und hat ihn nicht sehen wollen. Mde la Duchesse ist mittelmäßig betrübt darüber. Die kleine Prinzessin de Conti ist herzlich betrübt über ihre Frau Schwester, und weint bitterlich; aber die Prinzessin de Conti fragt kein Haar nach ihrem Oncle und Tante. Den 23. Decembr. 1718.

96) Die Kardinäle kann man nicht arretiren, aber wohl exiliren. Also hat der Kardinal Polignac Ordre bekommen, in eine von seinen Abteien zu gehen, und da zu bleiben. Die Liebe hat diesem den Kopf verdrehet. Er war vor diesem meines Sohns gar guter Freund, hat nur geändert, seit er sich an dieses Krötgen gehenkt. Den 30. Decbr. 1718.

97) Magnis ist noch nicht ertappt, versteckt sich von Kloster zu Kloster, ist lange bei den Jesuiten gewesen. Den 30. Decembr. 1718.

98) Man versichert, daß die Duchesse du Maine, ihren Herrn abscheulich getrieben, durchzugehen; er habe aber geantwortet; daß weil weder er noch sie etwas mit eigner Hand geschrieben hätten, könnte man ihnen nichts überweisen, und daß sie sich im Durchgehen coupable machen. Sie haben aber nicht betrachtet, daß Mr. de Pompadour alles hat sagen können, was

zu wiſſen nöthig war, um ſie zu arretiren. Den 3. Januar 1719.

99) Bei Mad. la Duchesse iſt das ſchweſterliche Herz ſo über alles, daß man wenig von dem mütterlichen gewahr wird. Den 3. Januar 1719.

100) Man hat einen Brief von Alberoni an den hinkenden Baſtard interceptirt, worinnen ſtehet: dès-qu'on declarera la guerre en france, mettez le feu à toutes vos mines. Was mich vor Ungedult aus der Haut fahren macht, iſt, daß Mde d'Orleans und Mde la Princesse noch wollen glauben machen, daß der Duc und die Duchesse du Maine ganz unſchuldig ſeyn, ob ſich zwar ihr Verbrechen je mehr und mehr an den Tag giebt. Mde la Princesse kam mich zu bitten, für ihre Tochter zu reden, daß man ihr ihre Leute ſchicken möge, ihre Dames d'honneur, ihre Kammermagd, und ihren Balbirer. Ich fing an zu lachen, und ſagte: Mselle de Launai iſt eine von den gefährlichen Intriganten, ſo die ganze Sache geführt haben. Mad. la Princesse antwortete: elle est la Bastille. Ich ſagte: je le sais bien, et elle l'a bien mérité. Das hat Mad. la Princesse ſchier offendirt. Den 1. Januar 1719.

101) Madame du Maine hat öffentlich in ihrem Hauſe geſagt: ſie würde keine Ruhe haben, bis ſie meinem Sohn vom Brode würde geholfen haben. Wie ihre Frau Mutter ihr dieſes vorgehalten, hat ſie es nicht geläugnet, aber nur geſagt: On dit bien des choses dans la colère, qu'on n'exécutera jamais. Den 6. Jan. 1719.

102) Ob zwar die Verrätherei iſt entdeckt worden, ſo ſind die Verräther doch nicht alle entdeckt worden. Mein Sohn ſagt poſſierlich: je tiens la tête et la queue de ce monstre, mais je ne tiens pas encore le corps. Ich kann leicht errathen, warum die Kaufleute geſchrieben, daß mein Sohn arretirt werden ſollte; das war

eben

eben ihr Anſchlag, und ſollte 2 Tage hernach geſchehen, wie alles entdeckt worden, drum müſſen Leute von ihrer Parthei nach Engelland geſchrieben haben. Den 6 Jan. 1719.

103) Wie man Schlieben gefangen, hat er gleich geſagt: Si Monsieur le Régent n'a point pitié de moi, je suis perdu. Schlieben iſt gar lange am Spaniſchen Hofe geweſen; wo er der Princesse des Ursins Gnade genoſſen. Er hat Verſtand, kann aber brav plaudern, und iſt gar gut für einen Spion von einer ſolchen Dame. Die ſo ihn gefangen hatten, führten ihn in der diligence nach Paris, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Wie ſie nach Paris gekommen, ließ man die diligence in die Baſtille gehen, alle andere, ſo nicht wußten, warum man ſie in die Baſtille führte, denn man hatte ihnen nichts von Schlieben geſagt, meinten für Angſt zu ſterben, und alle gefangen geſetzt zu werden; waren in herzlichen Freuden, wie man ſie wieder heraus führte. Sandrasky hat wenig Verſtand, iſt ein Schleſier, hat eine Engliſche Dame geheirathet, und alle ihr Guth verthan, war ein großer Spieler. Den 6. Jan. 1719.

104) Der Zorn hat Mde du Maine krank gemacht. Die Alte ſoll ſich abſcheulich emportirt haben, ſie ſolls mehr verdrießen als ſonſt jemand, denn ſie einzig und allein hat dieſes Paar in das Unglück gelockt, denn ſie hat ihnen im Kopf gebracht, daß es eine Ungerechtigkeit iſt, daß ſie nicht regieren, und daß ihnen dieſes Reich ſowohl gebühret als dem König Salomon. Den 21. Febr. 1719.

105) Mde d'Orleans beweint ihren Bruder Tag und Nacht. Den 6. Januar 1719.

106) Den Duc de St. Aignan hat man zu Pampelune arretiren wollen, er hat ſich aber mit ſeiner Frau verkleidet und ſalviret. Den 10. Januar 1719.

107) Wie man den Duc du Maine weggeführt hat, hat er gesagt: ich bin nicht in Sorgen, nicht bald wieder zu kommen, denn meine Unschuld wird bald am Tage seyn; ich antworte nur für mich, aber nicht für meine Gemahlin, die wird sobald nicht wieder kommen können. Den 10. Januar 1719.

108) Madame d'Orleans kann nicht glauben, daß ihr Bruder conspirirt hat; sagt, seine Gemahlin habe es in ihrem Namen gethan. Mde la Princesse hergegen glaubt, daß ihre Tochter rein von der Sache ist, und der Duc du Maine allein conspirirt hat. Den 10. Jan. 1719.

109) Das factum ist nicht übel geschrieben, unser kleines Pfäfgen *) schreibt wohl, wenn er will; er hat es gemacht, und mein Sohn corrigirt. Den 13. Jan. 1719.

110) Ob mein Sohn gleich übel gehet, hat er doch keine ignoble Mienen; man siehet wohl, daß er etwas rechts ist. Den 13. Jan. 1719.

111) Je mehr man die Sache examinirt, je mehr siehet man, daß der Duc und die Duchesse du Maine coupable seyn; denn vor 3 Tagen hat Malicieux so in der Bastille ist, seine Kassette geliefert; das erste so man drinnen gefunden, war ein Projekt, so Malicieux vor Mde du Maine Bett geschrieben, und der Kardinal de Polignac mit eigner Hand corrigirt hat. Malicieux sagte, es wäre ein spanischer Brief an Mde du Maine geschrieben worden, so sie ihm hätte übersetzen machen mit Hülfe des Kardinals de Polignac, aber des Alberoni Briefe an den Prinzen de Cellamare sind so grade auf dieses Project gerichtet, daß leicht zu sehen ist, daß es aus dieser boutique kommt. Den 17. Jan. 1719.

112)

*) Du Bois.

112) Mde du Maine hat Mde la Princesse weis gemacht, daß Mr. le Duc von allem Ursach ist; er darf nicht vor sie kommen, wiewol er all sein Leben mit großen Respect und amitié mit ihr gelebt, und Mr. und Mde du Maine, 4 Jahr lang Proceß mit ihr geführt, sie nicht gesehen, noch den geringsten Respect erzeiget: aber seit Mde la Princesse viel von Mad. de Vendome geerbt, haben sie sich wieder eingeschmeichelt. Den 17. Jan. 1719.

113) Das Parlament ist wieder gut Freund mit meinem Sohn geworden, haben gar einen favorablen arrêt für ihn ausgehen lassen; das weist noch wohl, daß die du Maineschen sie gegen meinen Sohn aufgestiftet halten. Den 17. Jan. 1719.

114) Unter der Hand mögen die Jesuiten wol gegen meinen Sohn seyn, denn alle so für die Constitution seyn, sind gegen ihn; aber sie halten sich stille, und man findet nichts von ihnen. Es sind schlaue Gesellen. Den 17. Januar 1719.

115) Madame d'Orleans fängt wieder an lustig zu werden, und zu lachen, das ängstiget mich recht, insonderheit seit dem ich erfahren, daß sie den Premier-Président und andere mehr consultirt hat, ob nach meines Sohnes Tode sie nicht könne Regentin werden, und ihr Sohn Regent. Er hat ihr geantwortet: daß es nicht seyn könne, sondern daß es auf Mr. le Duc fallen würde. Diese Antwort soll sie unerhört verdrossen haben. Den 25. Januar 1719.

116) Hätte mein Sohn den Kardinal Polignac theuer erkaufen wollen, hätte er sie alle verrathen. Er tröstet sich itzt in seiner Abtei mit Lucrece zu übersetzen. Den 27. Jan. 1719.

117) Des Königs in Spanien Manifest, hat meinem Sohn, anstatt übels, gutes gethan, denn es war zu partialisch und violent. Alberoni muß ein violen-

ter Bärenhäuter seyn. Wie sollte ein Gärtnergeselle wissen, wie Königl. Personen sprechen. Man hat etliche 1000 gedruckte Exemplare nach Paris geschickt, an alle Leute von Hof, an alle Bischöfe, an Jedermann, auch an das Parlament, welche die Sache zu Paris und Bourdeaux gar wohl genommen haben, wie aus dem Arrêt zu ersehen. Ich habe gemeint, daß man das Spanische Manifest auf der Post hätte verbrennen sollen, und nicht überliefern; aber mein Sohn sagt: man hätte es mit Fleiß überliefert, um die Parteien dadurch zu entdecken, denn man hätte Register auf der Post von denen so die Paquete empfangen haben. Die ehrlichen Leute bringen die Paquete selber, die andern aber behalten sie, und das alles ist aufgeschrieben, ohne daß es das Publicum weiß. Den 31. Januar 1719.

118) Man hat in der Stadt ausgerufen Arrêt contre les Poules d'Inde. Wie mans denn Lichte besahe, war es ein Arrêt gegen die Jesuiten so einen Prozeß verloren haben, wegen einer prieurée so sie an sich gezogen hatten. Alle Leute liefen nach und wolltens kaufen, ausser die von der Constitution und die Spanische Partei. Den 31. Januar 1719.

119) Mein Sohn liebt seine legitime und illegitime Töchter viel mehr als seine Söhne. Den 31. Jan. 1719.

120) Der Duc und die Duchesse du Maine verlassen sich darauf, daß man ihre Hand nicht findet; aber was Mselle de Montauban und Malicieux in ihrem Namen geschrieben, und was Pompadour gutwillig bekennet, überzeugt sie das nicht eben so, als ihre eigene Hand? Den 3. Febr. 1719.

121) Man hat die brouillons von allen den bösen Spanischen Briefen von seiner Hand geschrieben, und von des Kardinals von Polignac Hand corrigirt (also

ist

ist nicht zu zweifeln, daß sie es gemacht haben) und von ihr ein Manifest in Malicieux Papieren gefunden. Wohl ist es geschrieben, es verliert aber auch wohl was in der traduction, denn Malicieux prätendirt, daß er es nur übersetzt hätte, und von hier nach Spanien geschickt. Den 7. Febr. 1719.

122) Mselle de Montauban und Mselle de Launay, die eine spirituelle Person ist, und allzeit mit Fontenelle Briefe gewechselt, und Kammermagd bei Mde du Maine war, die hat man beide in die Bastille gesetzt. Den 15 Febr. 1719.

123) Es gereuet den Duc du Maine wol, seiner Gemahlin Rath gefolgt zu haben; es scheint, er hat ihr nur im schlimmen folgen wollen. Den 17. Febr. 1719.

124) Meines Sohns Gemahlin ist etliche Tage hinter ihm gewesen, um ihn zu persuadiren en Maske im Ball zu gehen; sie sagt, seine Tochter die Duchesse de Berri und ich, wollen ihn in der Welt für einen Poltron ausgeben, ihn zu hindern in den Ball zu gehen, und wie vor diesem die ganze Nacht in Paris herum zu fahren, daß es ihm nicht zukommt, die geringste Furcht zu erweisen. Er hat geantwortet: er wisse, in was vor Aengsten er mich setze, also wäre es ja das wenigste, so er thun könne, mich durch ein regulaires Leben in Ruhe zu setzen. Darauf hat sie geantwortet: Die Duchesse de Berri jage mir die unnöthigen Sorgen ein, um desto mehr Occasion zu haben, bei ihm zu seyn und ihn ganz zu regieren. Kann wohl der Teufel schlimmer seyn als dieses Bastard-Kind? Ich sahe hieraus wohl, daß mein Sohn in keiner rechten Sicherheit bei ihr ist, ich muß mich greulich zwingen nichts merken zu lassen. Den 28. Febr. 1719.

125) Ob man wohl zwar weiß, daß die Maintenon in allen diesen Sachen ist, so kann man ihr doch

nichts sagen, denn ihr Name findet sich in nichts. Den 28. Febr. 1719.

126) Wenn man meinem Sohn die Leute nennt, so ihn hassen und nach dem Leben stehen, lacht er darüber und sagt: ils n'oseront, je ne suis pas si foible, que je ne puisse me défendre. Das macht mich trepeln vor Ungeduld. Den 28. Febr. 1719.

127) Seine Gemahlin meint, daß sie meinem Sohn mit der Heirath Ehre angethan, weil er nur eines Königs Bruder Sohn ist, sie aber eines Königs Tochter; daß sie ein Hurenkind ist, will sie nicht begreiffen. Den 28. Febr. 1719.

128) Daß man die Proben gegen Malicieux nicht an den Tag giebt, und man dem Schelm seinen Prozeß nicht macht, geschiehet, weil seine Fehler so sehr mit Mde du Maine ihren eingeschränkt (verflochten) sind, daß sie erscheinen müsse, und von dem Parlament gerichtet werden; und wie das Parlament mehr für den Duc und Dachesse du Maine ist, als für meinen Sohn, so möchten sie, so criminel sie auch seyn, wol von ihnen losgesprochen und aus meines Sohnes Händen gezogen werden, welches alles schlimmer machen würde als nun. Also sucht man noch solche Gewißheit zu finden, die man im Parlament nicht widersprechen noch entschuldigen kann. Den 3. März 1719.

129) Das Spanische Manifest ist eine Composition von Malicieux und dem Kardinal Polignac. Den 10. März 1719.

130) Der Duc du Maine hat an seine Schwester geschrieben: ce n'est pas en prison qu'on devroit me mettre, mais m'ôter mes habits et me mettre en jaquette, de m'être ainsi laissé mener par ma femme. Und an Mde Langeron hat er geschrieben: daß er jetzt eine solche Ruhe habe, welche er für eine Gnade Gottes

tes hatte; daß er nicht mehr occupirt wäre, alle mepris von seiner Familie auszustehen, daß seine Söhne allezeit content seyn werden, wenn sie nur nicht bei ihm wären. Den 16. März 1719.

131) Der König von Spanien und Alberoni hassen meinen Sohn personnellement, das ist der Prinzessin des Ursins ihre Arbeit. Den 17. März 1719.

132) Mein Sohn ist ganz naturellement brav, das macht, daß er sich nicht fürchten kann, er fragt nichts nach dem Sterben. Den 24. März 1719.

133) Den 29. März wurde der junge Duc de Richelieu in die Bastille geführt, welches manche Thräne gekostet, denn es laufen ihm alle Weiber und Männer nach, und sind verliebt von ihm. Er hat Correspondenz mit Alberoni gehalten, und sein Regiment mit seines guten Freundes seines Mr. de Saillant, expres nach Bajonne gethan, um diese Stadt den Spaniern zu liefern. Er ist noch vergangenen Dienstag zu Mr. le Marquis de Biron gegangen, und hat ihm gesagt, er solle ihn doch bald abfertigen, daß er zu seinem Regiment nach Bajonne kommen möge, seinen Zèle zu erweisen, und wie sehr er meinem Sohn attachirt sey. Sein Kammerad, welcher für einen Poltron escroq und Betrüger im Spiel passirt, sitzt auch in der Bastille. Den 31. März 1719.

134) Der Duc de Richelieu hat alle seine Maitressen in allerhand Mönnich-Orden mahlen lassen. Mselle de Charolais ist wie eine recolet gemahlt, soll perfect gleichen, die Marechales de Villars und d'Etrées sollen in Capuziener-Habit seyn. Den 31. März 1719.

135) Sobald man dem Duc de Richelieu seinen Brief an Alberoni gezeiget, hat er alles gestanden, was ihn selber angehet, aber seine Complicen nicht. Den 2. Mai 1719.

136)

136) Mde la Princesse hat meinen Sohn sehr getrieben, Mde du Maine von Dyon wegzuthun; sagt, die Luft sey ihr dort zu ungesund. Mein Sohn hatte consentirt, daß man sie in ihrer Kutsche mit des Königs Leibgarde von Dyon nach Chalons sur Saone bringen sollte. Sie hatte sich eingebildet, sie würde dort mehr Freiheit und nur die Stadt zum Gefängniß haben; ist sehr verwundert gewesen, daß man sie eben so kurz zu Chalons hält, als zu Dyon. Als sie nach der Ursach gefragt hat, hat man ihr geantwortet: daß nun alles entdeckt wäre und daß alle Gefangenen geplaudert hätten. Da ist sie bestürzt geworden, hat sich doch wieder erholt, und gesagt: Mr. le Duc d'Orleans croit que je le haïs, s'il vouloit suivre mes conseils, je le conseillerai mieux que personne. Ihr Herr hält sich gar still. Den 4. April 1719.

137) In des Duc de Richelieu Kassette hat man nichts als verliebte Briefe gefunden. Alberoni hat sich an einen Kerl vertrauet, so ihm vor diesem gedient, und izt ein Spion von meinem Sohn ist. Dieser hat meinem Sohn des Alberoni Brief gebracht, welchen man geöfnet, gelesen, abcopirt, wieder fein sauber zugemacht, und dem kleinen Duc geschickt, welcher darauf geantwortet. Mein Sohn hat diese Antwort, aber er kann sie nicht brauchen, weil er in verdeckten Reden spricht. Den 24. April 1719.

138) Den 17. April 1719. hat man einen Kerl hergebracht, so meinen Sohn im vergangenen Jahre schier ertappt hätte in Bois de Boulogne. Es ist ein reformirter Obrister, heißt la Jonquière; der hatte an meinen Sohn geschrieben und exorbitante Sachen gefordert in Pansionen und Chargen; wie es mein Sohn abgeschlagen, gehet er nach Spanien und verspricht dem Alberoni meinen Sohn tod oder lebendig zu liefern, und ihn zu enleviren; kommt mit 200 Mann,

die

die verſteckt er um Paris herum, er aber, weiß ich, hat meinem Sohn im Bois de Boulogne, als er in der meute bei ſeiner Tochter zu Mittag gegeſſen, eine viertel Stunde verfehlt; darüber iſt er ſo verzweifelt, daß er wieder in den Niederlanden iſt, hat ſich aber dort berühmt und geſagt: daß ob er zwar meinen Sohn einmal verfehlet hätte, wollte er doch ſeine mesures nunmehr ſowohl nehmen, qu'on entenderoit bien tôt d'un grand coup; man hat dieſes zu allem Glück meinem Sohn berichtet, und daß er zu Liège wäre. Mein Sohn hat einen ſchlauen Gaſt hingeſchickt, der hat ihn ertappt, vors Thor geführt, ihm eine Piſtole vor die Gurgel gehalten und geſagt: er wäre des Todes, wenn er ihm nicht folgen wollte, und Lermen anfangen. Dem Kerl iſt bange geworden, hat ſich ins Schiff führen laſſen; wie er aber geſehen, daß man ihn auf den franzöſiſchen Boden führt, hat er nicht weiter gehen wollen und geſagt: je suis perdû, et je serai écartélé; man hat ihn gebunden und hieher in die Baſtille geführt. Den 21. April 1719.

139) Ich habe meinem Sohn geprediget ſich zu ſchonen, er verſpricht es zwar, daß er des Nachts nicht mehr ausfahren will, allein ich traue ihm nicht ein Haar. Den 21. April 1719.

140) Den 25. April 1719, hat man Mr. de Laval, der Duchesse de Roquelaure Bruder arretirt. Den 25. April 1719.

141) Daß Monsieur ſeel. ſeines Sohnes Gemahlin nicht coquette haben wollte, deſapprobirte ich nicht, aber nur daß er den Mann warnen wollte, und éclat machen, worüber nichts anders erfolgt wäre, als daß mein Sohn hätte die Gemahlin verunehrt behalten müſſen. Den 28. April 1719.

142) In Gegenwart der Mde d'Orleans iſt es nicht thunlich, daß ich mit meinem Sohn von der

Con-

Conspiration rede, das wäre, als wenn ich ihr ins Auge griffe, denn was ihren älteſten Bruder betrift, iſt bei ihr das Geſetz und die Propheten. Den 2. Mai 1719.

143) Mein Sohn hat allezeit ſo wohl gegen die Maintenon und des Duc du Maine Beſchuldigungen diſculpirt, daß ihm der König geglaubt, und nachdem er alles genau examinirt, hat er meinem Sohn justice gethan. Mde d'Orleans hat ſich aber in dieſer Sache nicht wohl gehalten, ſondern durch ihre Kreaturen übels von meinem Sohn austreiben laſſen; ja gar, daß er ſie hätte vergiften wollen; hat dadurch ihren Frieden mit der alten Zott gemacht, die ſie vorher nicht hat leiden können. Ich habe oft meines Sohnes Geduld admirirt, denn er weiß das alles ſowohl als ich. Den 2. Mai 1719.

144) Wären die Sachen geblieben, wie Mde de Maintenon vor des Königs Tode ſie ſelber gerichtet hatte, wäre mein Sohn nur mit dem bloßen Namen Regent geweſen, und der Duc du Maine hätte alles unter ſeinen Händen gehabt. Sie meinte, daß mein Sohn die Mühe ſcheuen würde, und weil er ein wenig gern den Weibern nachläuft, daß er ſich mit dem Namen und großen Penſionen behelfen würde, und ſie mit ihrem Duc du Maine gewähren laſſen; darauf war alles geſpielt, und ſie hatte gemeint, durch ihre falſchen Lügen meinen Sohn ſo veracht gemacht zu haben, daß er niemand auf ſeine Partei finden würde. Den 16. Mai 1719.

145) Aber mein Sohn war nicht ſo närriſch, es dabei zu laſſen, ſondern er brachte ſeine Sache ſowohl im Parlamente vor, daß ihm die Regierung übergeben wurde. Die alte Zott hat noch allzeit Hoffnung gehabt, bis mein Sohn den Duc du Maine und ſeine Gemahlin hat arretiren laſſen; über dieſe Zeitung

tung soll sie ohnmächtig geworden seyn. Den 5. Mai 1719.

145) Der Nonce steckt in allen Sachen gegen meinen Sohn, ist ein guter Pfaf und böser Teufel. Den 12. Mai 1719.

146) Mr. de Pompadour hat den Comte de Laval angeklagt, daß er Commerz mit dem Prinzen Celimaré gehalten, und selber als Kutscher gedient, ihn Nachts zu Mde du Maine à l'arsenal zu führen. Den 12. Mai 1719.

147) Der Comte de Laval ist immer krank, voller Wunden, hat ein schwarz Kientoppel von Pflaster, so ihm von einem Ohr zum andern gehet, hinket und hat oft einen Arm in der Schlingen, und gleichwohl ist der Mensch voller Intriguen, schreibt Tag und Nacht gegen meinen Sohn. Den 12. Mai 1719.

148) Mad. de Maintenon soll viel Geld in die Provinz geschickt haben, Revolten en faveur du Duc du Maine anzustellen; es hat aber Gottlob! nicht reüssirt. Den 16. Mai 1719.

149) Die alte Zott hat von Haus zu Haus ausbreiten lassen, daß mein Sohn alle die Königl. Personen so gestorben, vergiftet hätte. Sie hatte einen von des Königs Doktoren gewonnen, es auszubreiten. Wenn nicht Marchall, des Königs Leib-Barbierer, samt allen andern ehrlichen Leuten, so bei der Oeffnung der Leiber gewesen, bestätigt hätten, daß gar kein Gift vorhanden gewesen, und es dem König confirmiret, hätte dieses böse Mensch meinen Sohn unschuldiger weise in das gröste Unglück gestürzt. Den 16. Mai 1719.

150) Moelle de Charolais sagt, daß die Sache von Bajonne nicht wahr seyn könne, weil es der Duc de Richelieu ihr nicht gesagt, und daß er ihr in seinem Leben nichts verschwiegen hätte. Sie sagt auch, daß

sie

ſie meinen Sohn nicht ſehen will, weil er den Duc de Richelieu in die Baſtille geſetzt hätte. Den 19. Mai 1719.

151) Der Duc de Richelieu ſpazierte oben auf der terrasse de la Bastille, ſehr bordirt und friſirt, und alle Damen hielten auf der Gaſſe, das ſchöne Bild zu ſehen. Den 26. Mai 1719.

152) Mde d'Orleans iſt ſo wenig capable geweſen, für ihren Herrn zu ſprechen, und ihn zu entſchuldigen, daß ſie ſich ſelber angeſtellet, als wenn ſie die Sache glaube, da ſie doch beſſer als jemand in der Welt wußte, wie erlogen die Sache war. Sie hat von ihren Brüdern contrepoison gefordert, damit mein Sohn ſie nicht vergiften möge, und damit hat ſie ſich mit der alten Zott wieder verſöhnt, mit welcher ſie übel ſtand. Ich habe dieſe Hiſtorie erſt dieſes Jahr erfahren; ich weiß nicht, ob ſie mein Sohn weiß, habe ihm nichts davon ſagen mögen, denn ich mag Mann und Frau nicht brouilliren. Den 26. Mai 1719.

153) L' Abbé du Bois meint, man wiſſe nicht, wie oft er des Nachts ingeheim zur Madame de Maintenon gegangen, dieſes ſchöne Werk *) zu vollführen. Den 26. Mai 1719.

154) Mein Sohn hat alle Kupferſtiche von Daphnis und Chloë gemahlt, auſſer das erſte Blatt; er hat alles aus ſeinem Kopf geriſſen und gemahlt. Einer ſo Andram heißt, hat es in Kupfer geſtochen. Den 23. Juni 1719.

Mad. d'Orleans hat es ſo artig gefunden, daß ſie es in groß hat abcopiren laſſen, und artige Tapezereien de haute lisse davon machen laſſen, und welche ich noch artiger finde als die Kupferſtiche. Den 6. Juni 1719.

155)

*) Die Heirath des Herzogs von Orleans.

155) Im 13. Jahre war mein Sohn schon ein Mann, eine Frau von Qualitäten hat ihn gelehrt gemacht. Den 16. Juni 1719.

156) Mein Sohn ist zu general für alle Leute. Den 27. Juni 1719.

157) Man hat meinem Sohn ganz ausgeschwatzt, ein Manifest zu geben. Den 27. Juni 1719.

158) Mde d'Orleans hat ihren Mann ganz wieder eingenommen; er spazirt auf ihren Rath des Nachts herum, fuhr Mittewoch Nachts nach Anière, wo die Parabere ein Haus hat; aß dort zu Nacht; wie er nach Mitternacht wieder in seine Kutsche gehen wollte, trat er in ein Loch und verrenkte sich den Fuß. Den 15. August 1719.

159) Mein Sohn sagt, er halte sich an die Parabere, weil sie an nichts gedenkt als sich lustig zu machen, und sich in nichts mischt. Das wäre wohl gut, wenn sie nur nicht so versoffen wäre, und meinem Sohn so viel Essen und Trinken machte, und des Nachts nach Anière fahren, wo sie ein Bauerhaus hat, da ißt er bisweilen zu Nachts mit ihr und allem Baurenzeuge. Den 2. Juni 1719.

160) Ich fürchte sehr für meinen Sohn wegen der Kinderblattern. Er frißt des Abends lang und viel, ist auch kurz und dick, wie ein Kübel-Reuter; in solchen stecken sich die Kinderblattern gerne. Den 22. August 1719.

161) Mein Sohn ist unleidlich, des Nachts mit dem bösen und impertinenten Nossé herumzuspaziren. Ich hasse den Nossé wie den Teufel. Nossé und Broglio wagen alles, weil ihnen das Gelegenheit giebt, brav von meinem Sohn zu ziehen, und daß es interessirte Bärenhäuter seyn. Man sagt, Nossé sey jaloux von der Parabere, die hat einen andern lieber bekommen als ihn. Hieraus siehet man, daß mein

Sohn gar nicht jaloux iſt. Der, ſo ſie lieb bekommen, iſt einer, der in der Welt ſchon genug geraſt hat, nemlich der Cleremont, meines Sohns Capitaine des Gardes, ſo die Choir der großen Prinzeß de Conti präſerirt hat. Den 25. Auguſt 1719.

162) Weil der Kardinal meinen Sohn für den Duc de Richelieu geplagt, und man ihm nicht positivement erweiſen können, daß ſein Brief an Alberoni geſchrieben war, alſo kann man nichts anders thun, als ihn nach 6 monatlichen Gefängniß nach Conflans exiliren. Den 1. Decembr. 1719.

163) Ich habe alles mögliche gethan, was in meinem Vermögen geſtanden, meines Sohns Heirath zu verhindern. Weil es aber geſchehen, und mein Sohn es wider meinen Willen gewollt, ſo wünſche ich ſeine Ruhe. Den 1. Septembr. 1719.

164) Mselle de Charolais hat meinen Sohn heimlich fragen laſſen, wie ſie es machen ſollte, den Duc de Richelieu zu ſehen und zu ſprechen, ehe er nach Richelieu gehen würde? Worauf mein Sohn geantwortet: ſie möchte den Kardinal de Noailles fragen; denn weil er ihn nach Conflans geführt in ſein Haus, würde er am beſten wiſſen, wie man den Duc de Richelieu ſehen könnte. Den 1. Septembr. 1719.

Wie er hernach zu St. Germain war, iſt ſie gleich zu ihm gefahren. Den 8. Novembr.

165) Ich habe keinen Augenblick gezweifelt, daß es nicht auf alle Weiſe eine unglückliche Heirath für meinen Sohn ſey, aber mein Rath hat nichts gegolten; wäre es etwas gutes geweſen, hätte die alte Zote nicht darauf gedrungen. Den 1. Septembr. 1719.

166) Man hört überall nichts mehr als von Millionen ſprechen; mein Sohn hat mich nun auch reicher gemacht, und meine Penſion um 150tauſend Lvr. vermehrt. Den 1. Septembr. 1719.

167)

167) Ich ſage meinem Sohn gar oft, daß ſeine Maitreſſen ihm wie ſein heimlich Gemach ſeyn; daß er wohl das, was ihm nöthig iſt, bei ihnen verrichtet, daß er aber ſie nicht recht liebt, ſonſt würde er es nicht leiden können, daß ſie andern nachlaufen und bei ihnen liegen. Was man verliebt ſeyn heißt, kann er nicht begreifen, meint, es ſtehe nur in Romans, finde ſich aber nicht in der That. Er hat ſich mit Seri brouillirt, weil, ſagte er, ſie wollte, daß er ſie wie ein berger lieben ſollte.

Er hat mich oft zu lachen gemacht, wenn er mir dieſes ſo ernſtlich geklagt hat; war ganz betrübt darüber und ich ſagte: Pour quoi Vous affliger? Si cela ne Vous accommode pas, laissés la en paix. Vous n'êtes point du tout obligé de feindre un amour que Vous ne sentez pas. Hieraus ſiehet man, daß mein Sohn incapable iſt, recht verliebt zu ſeyn. Er ißt und trinkt gern mit ſeinen Maitreſſen, ſingt und macht ſich luſtig mit ihnen, und ſchläft gern bei ihnen; aber eine lieber zu haben als eine andere, das iſt ſeine Sache ganz und gar nicht. Den 19. Septbr. 1719.

168) Die Broglio ſind von Extraction Italiener, es iſt aber lange, daß ſie ſich in Frankreich geſetzt haben. Es waren 3 Brüder, der älteſte iſt ſchon in der Armee umkommen. Der 2te war Abbé, warf le froc aux orties, wie man hier ſagt, wenn ein Abt umſattelt. Dieſer iſt es, der ſo nichtswürdig iſt. Der 3te ſo noch in der Armee dient, iſt in allen Fällen einer von den ehrlichſten Cavalieren ſo man ſehen kann, und den hat mein Sohn nicht ſo lieb, als den ehrvergeſſenen Bruder, weil er ſeriös und kein bouffon iſt. Mein Sohn ſagt zu ſeiner Entſchuldigung, daß wenn er von ſeiner Arbeit kommen, hätte er was von nöthen, was ihm könne lachen machen, und dazu wäre der jüngſte Broglio zu ſeriös, aber wenn

er etwas de confiance zu thun hätte, oder eine Krieges-Expedition, wollte er dieſen jüngſten wählen; aber an Tafel um Lachen zu machen, und ins Gelach hinein zu plaudern, da ſchicke ſich der älteſte beſſer zu. Den 12. Nov. 1719.

169) Mein Sohn hat allzeit ein grand foible pour les amants, deren Confident er geweſen. Den 6. Octbr. 1719.

170) Das man ärger als nie gegen meinen Sohn verpicht iſt, erſcheint wohl, daß man täglich von der Empörung in Bretagne hört, und ich weiß nicht, ob das Geſchrei wahr iſt, von der Conſpiration de la Rochelle, da der Gouverneur, ſo durchgegangen, dieſen Platz hat an die Spanier liefern wollen; 10 Officire ſollen mit conſpirirt haben, davon man etliche erkappt, die andern ſind nach Spanien gelaufen. Den 6. Octobr. 1719. Dieſe Hiſtorie iſt erlogen.

171) Mein Sohn iſt nicht delikat, wenn die Damen nur von guten humor ſeyn, brav freſſen, ſaufen und frech ſeyn, weiter bedürfen ſie keiner Schönheit, ich habe ihm oft vorgeworfen, daß er ſo viele häßliche liebt. Den 6. Octobr. 1719.

172) Den Evêque de Soissons hatte ich gar für einen guten Menſchen gehalten; ich habe ihn gekannt wie er noch Abbé und Aumônier bei der Duchesse de Bourgogne war; aber die Begierde Kardinal zu werden, macht die meiſten Biſchöfe zu Narren, denn es iſt keiner, ſo nicht meint, daß jemehr er Impertinenzen gegen meinen Sohn für die Conſtitution thun wird, je gewiſſer wird er in Gnade an dem Römiſchen Hofe ſeyn und Kardinal werden. Den 10. Octobr. 1719.

173) Es iſt nun 40 Jahr, daß kein October vorbei gehet, wo er ſich nicht gegen den 22. Octobr. übel befindet, auf eine oder andere Weiſe, ſeit ſeinem groſſen Accident. Den 24. Octobr. 1719. (Vrgl. Nr. 4.)

174)

174) Mein Sohn, ob er zwar Regent iſt, kommt nie zu mir und gehet nie von mir, ohne mir die Hand zu küſſen, ehe ich ihn ambraſſire, nimt auch keine Chaiſe von mir, im übrigen iſt er nicht ſcheu, und plaudert brav mit mir, wir lachen und ſchwatzen mit einander wie gute Freunde. Den 17. Nov. 1719.

175) Seri iſt artig und poſſierlich, aber nicht ſchön, hat weder traits noch taille. Den 17. November 1719.

176) So lange Mr. le Dauphin gelebt, hat die Chiul ſich ſehr übel gegen meinen Sohn gehalten, ihn mit Mr. le Dauphin brouillirt, ihn ihr Leben weder ſehen noch ſprechen wollen; ſumma, alle ihr beſtes gegen ihn gethan; aber als mein Sohn erfahren, daß ſie in Armuth gerathen, hat er ihr nicht allein Geld geſchickt, ſondern auch einer guten Penſion verſichert, daß ſie wohl zu leben hat. Den 24. Novembr. 1719.

177) Mein Sohn hat mir für mein Haus für 2 Millionen L. Aktien gegeben. Der König hat auch für ſein Haus etliche Millionen genommen; das ganze Königl. Haus hat bekommen, alle enfants de France, petits enfants de France und Princes du Sang. Den 28. Nov. 1719.

178) Mein Sohn iſt nicht allzeit bei etwas geſundes geweſen, denn er iſt einmal brav ertappt worden. Den 1. Decembr. 1719. (ſ. Nr. 17.)

179) Der alte Hof thut ſein Beſtes, alle Menſchen von der Banque abwendig zu machen. Den 2. Febr. 1720.

180) Ich glaube nicht, daß Mylord Stairs meinen Sohn ſo ſehr loben wird, als er im Anfang gethan, denn ſie ſcheinen gar nicht gut Freund. Nachdem ihm mein Sohn allen Gefallen gethan, ja reicher gemacht, als er in ſeinem Leben hätte hoffen können, hat er ihm den Rücken zugekehrt, allen embarras von

der Welt gemacht, und ihn brav geplaget, so daß mein Sohn froh ist, seiner los zu werden. Den 16. Febr. 1720.

181) Mde de Berri hat mir erzählt, daß Broglio seine plaisanterien darinn bestehen, daß er die gröbste Wüstereien platt heraus ganz grossièrement alles mit Namen nennt; das macht meinen Sohn lachen. Ist insolent, hardi, debauchirt mit Weibern und Säufern. Den 20. Febr. 1720.

182) Mein Sohn hat in der Banque harangniren müssen, man hat ihm applaudirt. Den 23. Febr. 1720.

183) Mein Sohn hat wohl getanzet in seiner Jugend, aber er hat's nie geliebt und bald quitirt wider meinen Willen. Den 1. März 1720.

Nossé soll alles sagen auf alle Leute, was ihm ins Maul kommt, das macht meinen Sohn lachen und divertirt ihn; denn er hat Verstand und kann eine Sache nassierlich drehen. Den 18. März 1720.

Des Nossé Vater ist meines Sohnes Sougouverneur gewesen, mein Sohn hat sich von Kindheit an zu diesem bösen Teufel gewöhnt, und hat ihn herzlich lieb gehabt. Ich weiß nicht, wie man diesen Kerl lieb haben kann. Er hat Verstand, aber sonst ist kein gut Haar an ihm, spricht allzeit gegen Gott und Menschen, ist grün, schwarz und dunkelgelb, dazu über 10 Jahr älter als mein Sohn. Ist unglaublich, wie viele Millionen dieser interessirte Mensch von meinem Sohn gezogen hat. Den 5. März 1720.

184) Ich soutenire meinen Sohn, daß er sein Leben nicht verliebt gewesen, und daß seine Liebe nur in debauchen bestehet, er sagt als: il est vrai, que je ne saurois être comme un héros de Roman, ou passionné comme Celadon, mais j'aime à ma mode. Ich sagte: Votre mode est, d'aller comme à votre

chaise percée. Denn lacht er, wenn ich das sage. Den 18. März 1720.

185) Man sagt, mein Sohn wird ein wenig jaloux von der Parabere, er muß nun mehr lieben, als er bisher gethan. Den 26. März 1720.

186) Bei meinem Sohn und seinen Maitressen gehet alles Tambour battant ohne die geringste Galanterie, das kommt mir vor wie die alten Patriarchen, die viel Weiber hatten. Mein Sohn hat viel vom König David, er hat Herz und Verstand, ist ein Musicant, klein, brav, und schläft gern bei allen Weibern. Den 19. April 1720.

187) Der Duc de St. Simon wurde einmal ungeduldig über meines Sohnes Güte, sagte im Zorn zu ihm? ah! Vous voilà le débonnaire; depuis Louis le débonnaire, on n'a rien vu de si débonnaire que Vous. Mein Sohn wollte sich krank darüber lachen. Den 7. Jul. 1719.

188) In Bretagne hat man Strenge verüben müssen; 4 Personen von Qualität sind geköpft worden; einer der sich nach Spanien embarquiren sollte, wollte nicht fort. Man fragte ihn, warum er nicht weg wollte? er sagte: man hätte ihm prophezeihet, qu'il mourroit de la mer. Wie man ihn richten wollte, frug er den Scharfrichter, wie er hieße? er antwortete: je m'appelle la Mer. Da sagte der Edelmann: je suis mort. Den 2. . . . 1720.

189) Nach dem verfluchten Arrêt, so Lauw meinen Sohn hat machen lassen, ist ganz Paris schwierig. Ich bekomme unbekannte Briefe, daß ich für meine Person nichts zu fürchten hätte, allein daß man meinem Sohn mit feu und fer nach dem Leben stehen würde, daß der Complot gemacht, und die Sache ganz resolvirt sey. Anderwerts erfuhr ich, daß man Messer geschliffen, in der Intention meinen Sohn zu assassiniren.

Alle Augenblick kommen die erſchrecklichſten Zeitungen von der Welt. Bis man gehört, daß das Parlament ſich verſammelt, eine Deputation von zweien der Vornehmſten zu meinem Sohn geſchickt, die er gar wohl empfangen, und durch ihren Rath den Arrêt caſſirt, und alſo alles wieder in vorigen Stand geſetzt, welches Paris wieder ganz calmirt und beſänftiget hat, auch Gottlob! meinen Sohn wieder mit dem Parlament vereiniget. Den 28. Mai 1720.

190) Mein Sohn hat öffentlich durch eine Ambaſsade erweiſen wollen wie ſehr ihm die reunion vom Engl. Hauſe erfreuet; man hat es aber nicht annehmen wollen. Den 4. Juni 1720.

191) Die Goldſchmiede wollen nicht mehr arbeiten, denn ſie ſchätzen ihre Waaren 3 mal höher als ſie werth ſeyn, wegen der billets de Banque. Ich habe oft gewünſcht, daß die billets de Banque im hölliſchen Feuer brennen möchten. Sie geben meinem Sohn mehr Mühe als Troſt. Es iſt nicht zu beſchreiben, was er deswegen ausgeſtanden. Den 11. Juni 1720.

192) Mein Sohn ſpart keine Mühe, aber wenn er von Morgens bis in die Nacht arbeitet, macht er ſich gern bei ſeinem Nachteſſen luſtig mit ſeinen braunen Rabenäschen. Den 11. Juni 1720.

193) In Frankreich hat nun niemand weder Heller noch Pfennig, aber mit Urlaub auf gut Pfälziſch zu ſagen, Arſchwiſche von Papier genug. Den 21. Juni 1720.

Es iſt doch poſſierlich, daß mein Sohn nie von ſeinem braunen Rabenäschen verliebt geweſen iſt, als ſeit ſie einen andern lieber hat als ihn, und ihm ſeinen Abſchied en forme gegeben. Den 28. Jun. 1720.

194) Es iſt gewiß, daß mein Sohn außer der Liebe mit der Parabère gar wohl mit ſeiner Gemahlin lebt; dar-

darnach fragt ſie auch gar wenig; nichts liegt ihr am Herzen, als ihr Bruder der Duc du Maine. Sie hat ſich letztens gegen meinen Sohn emportirt, wegen des Duc du Maine, und geſagt: ſie wolle nach Rambouillet oder nach Montmartre; ſo hat er geantwortet: Partout où il Vous plaira et où Vous Vous trouverez le mieux. Das hat ſie ſo erzürnet, daß ſie Tag und Nacht geweinet. Den 28. Juni 1720.

195) Den 17. Juni wie ich bei den Karmeliten war, kam Mad. de Chatauthierre zu mir in die Kammer und ſagte: Mr. de Simiane arrive du Palais Royal; Il croit, qu'il faut que Vous sachiés que Vous trouverés à votre retour toutes les Cours du Palais royal remplis de peuple qui ne dit mot; mais ces gens ne veulent pas se rétirer; ils ont apporté à six heures du matin trois corps morts que Mr. le Blanc à fait enlever. Mr. Lauw s'est sauvé au Palais royal. Ils ne lui ont rien fait, mais son cocher en retournant a été accablé de pierres et le Carrosse mis en pièces; c'est la faute du cocher, qui a dit tout haut qu'ils étoient des canailles, qui méritoient d'être pendûs. Ich habe wohl geſehen, daß ich mich nicht ſtellen mußte, als wenn mir bange wäre. Fuhr alſo fort, es war ein ſolch embarras von Kutſchen, daß ich eine halbe Stunde warten mußte, ehe ich dans la rüe St. Honoré kommen konnte; da hörte ich an den Diskurs vom peuple, ſagten doch nichts von meinem Sohn, und rieſen mir viel Seegen zu, aber ſie wollten alle, daß Lauw gehenkt werden ſollte. Wie ich ins Palais Royal kam, war alles wieder ſtill. Mein Sohn kam gleich zu mir, machte mich in voller Angſt zu lachen, es war ihm aber gar nicht angſt. Er erzählte, daß der premier Président einen ſchönen Reim auf die Sache gemacht. Eine Noth zu piſſen hätte ihn in den Hof getrieben, wo er vernommen, was der Pöbel mit

Lauws Kutſche gethan, wäre alſo wieder in den Saal kommen, und hatte gar ernſtlich geſagt:

Messieurs! bonne nouvelle,
Le Carrosse de Lauw est en canelle.

Das waren ſchöne Worte für eine ſo ſtammige Geſellſchaft! Den 19. Jul. 1720.

196) Mr. le Blanc iſt mit großer fermeté unter das wütende Volk gegangen, und hat ihnen zugeſprochen, und die erdrückten Todten-Cörper wegtragen laſſen; das hat alles geſtillet. Den 19. Jul. 1720.

Mein Sohn iſt nicht capabel ernſtlich und wie ein Vater mit ſeinen Kindern zu ſeyn; er lebt mehr mit ihnen wie ein Bruder als Vater. Den 19. Jul. 1720.

197) Es hat ſich wohl gewieſen, wie dieſe Sache angeſponnen worden; das Parlament hat ſich öffentlich dem Edict widerſetzt, haben es nicht allein nicht paſſiren, ſondern auch keinen Rath geben wollen, und ſich in allem widerſetzt; alſo hat mein Sohn vergangenen Sontag Morgens, eine Compagnie du Régiment des Gardes zu Fuß davor gelegt, daß ſich das Parlament nicht hat verſammlen können, mit einem hat man eine Lettre de cachet an den Premier Président und ganze Parlament geſchickt, daß ſie alle nach Pontoise ſollten, dort zu richten. Wie den andern Tag die Mousquetaires ſie abgelöſet, als die jungen Burſche im Palais waren, und nicht wußten, was ſie für langeweile anfangen ſollten, haben ſie das Parlament geſpielt; einer hat ſich zum Premier Président, der andere zum Präſidenten, Gens du Roi und Advocaten gemacht; indem brachte man ihnen eine Paſtete und eine Bratwurſt zum Frühſtück, darüber ließen ſie das Gericht ergehen, condemnirten die Bratwurſt mit einhelliger Stimme au feu, und le pâté à être rompû. Den 26. Jul. 1720.

Die-

Dieſes alles macht mich zittern für meinen Sohn. Ich bekam Briefe ſo nicht unterſchrieben, wo meines Sohnes Leben abermals abſcheulich gedrohet ward, und verſicherten, daß 200 Bouteillen Wein mit Gift für ihn präparirt wären, wie auch, wenn dieſes manquiren ſollte, daß eine neue Art Feuerwerke präpariret werden ſollen, meinen Sohn lebendig und geſchwind in dem Palais royal zu verbrennen. Den 26. Jul. 1720.

198) Wenn mein Sohn jemand was zu leide thut, iſt er gewiß betrübter, als der, ſo die disgrace empfängt. Den 26. Jul. 1720.

199) Es iſt leider zu wahr, daß Mde d'Orleans mehr für ihren Bruder iſt, als für ihren Herrn. Er prätendirt, daß wenn der König durch ſeine Hülfe König in Frankreich werden ſollte, daß er alsdenn dieſen König ganz regieren würde, und mehr König ſeyn, als er ſelber, und ſeine Schweſter nach meines Sohnes Tod mit ihm regieren ſollte. Den 28. Jul. 1720.

100) Mein Sohn frägt nach keinen Juwelen etwas, iſt auch nicht gern geputzt. Den 30. Jul. 1720.

201) Unangenehm iſt das ſchwarze Rabenäschen nicht, aber ſie ſoll sotte ſeyn. Sie kann brav freſſen, ſaufen und leichtfertige Poſſen anfangen; das divertirt ihn, und macht ihm alle ſeine Arbeit vergeſſen. Den 20. Aug. 1720.

202) Ich habe noch vor 8 Tagen Briefe bekommen, worinnen man mir dräuet, meinen Sohn im Palais royal, und mich hier in St. Cloud zu verbrennen. Den 30. Auguſt 1720.

203) Si tu veux de ton Parlement
changer l'humeur hautaine,
de Pontaine, Sire Régent,
Fais le passer à Frêne.

C'est

C'est un lieu de Correction,
La faridon daine, la faridondon,
Où d'Aguessau s'est converti. biribi.
à la façon de Barbarie mon ami.

Den 6. Septembr. 1720.

204) Mein Sohn hat mir nie ein Wort von dem, was hier vorgehet gesagt, das hat er von seinem Hrn. Vater gelernt. Tout est bon, pourvuque Madame ne le sache pas. Den 6. Septbr. 1720.

205) Ich bekam vor 3 Tagen wieder einen von den fulminanten Briefen, so mich doch schier zu lachen machte; man rathet mir meinen Sohn für einen Narren einzusperren, damit sein Leben salvirt werde. Den 20. Septbr. 1720.

206) Accablés de malheurs, menacés de la Perte,
Grang Saint Roch notre unique bien,
Ecoutés un Peuple chrétien!
Nous ne craindrons rien de funeste,
Venez nous sécourir, soiez notre soutien,
Detournez de sur nous la colère céleste,
Nous n'avons pas de pain de reste.

Den 24. Septbr. 1720.

207) Mein Sohn hat schon unterschiedliche mal aux Thuilleries geschlafen; ich fürchte aber, der König wird sich nie an ihm gewöhnen, denn mein Sohn hat in seinem Leben nicht mit Kindern spielen können; er liebt sie nicht. Den 17. Septbr. 1720.

208) Mein Sohn ist geliebt gewesen, aber seitdem der verfluchte Lauw gekommen ist, ist mein Sohn je länger je mehr gehaßt; es gehet keine Woche vorbei, daß ich nicht durch die Post abscheuliche Drohschreiben bekomme, wo man meinen Sohn als den boshaftigsten Tyrannen traktirt. Den 4. Octobr. 1720.

209) Ich habe wieder einen Brief bekommen, da drohet man meinem Sohn sehr mit Gift. Wie ich ihm den schönen Brief wies, lachte er nur darüber und ver-

verſicherte, daß ihm das perſianiſche Gift nicht könne beigebracht werden, daß das, was man davon ſchriebe, ein Mährchen wäre. Den 18. Octobr.

210) Sein Auge verſchändet ihn doch ſehr. Den 3. Decbr. 1720.

211) Morgen wird das Parlament wieder nach Paris kommen, welches Paris eben ſo ſehr erfreut, als Lauw's Abzug. Den 17. Decbr. 1720.

212) Des Abbé de St. Albin Mutter war recht ſchön vom Geſicht, aber ſie hatte gar keinen Verſtand, war recht sotte, und wenn man ſie anſahe, ſollte man gemeint haben, mit ihren artigen Mienen, daß niemand ſchlauer wäre als ſie. Den 24. Decbr. 1720.

213) Mein Sohn prätendirt, daß der Chéval. d'Orleans gewiſſer ſein iſt, als die andern Baſtarte; aber die rechte Wahrheit zu bekennen, ſo gleicht der Abt mehr in meines Sohns Geſchlecht, als der Chévalier, ſo keinem Menſchen vom ganzen Hauſe gleicht.

Der Abt gleicht viel an feu Mons. Conterfaiten, wie er noch jung war, außer daß er viel größer iſt. Den 5. Novbr. 1720.

Der Comediantin (Demares) Tochter gleicht ein wenig ihrer Mutter, aber ſonſt niemand. Man hat ſie zu St. Denis in einem Kloſter erzogen, hat aber kein Nonnenfleiſch. Wie mein Sohn ſie holen ließ, wußte ſie ſelber nicht, wer ſie war. Wie mein Sohn ſagte, daß er ihr Vater wäre, war ſie tranſportirt vor Freude, meinte ſie wäre der Seri Tochter und Schweſter von Chévalier, meinte alſo gleich legitimirt zu werden; aber wie mein Sohn ihr ſagte, daß dieſes nicht geſchehen könnte, wie auch, daß ſie der Demares Tochter wäre, fing ſie bitterlich an zu weinen.

Der Chévalier d'Orleans iſt ein gut Kind, aber weder artig noch ſchön. Es iſt Schade, daß der Abt ein Baſtart iſt, er iſt wohl geſchaffen, hat kein häßlich

Ge-

Gesicht und viel Verstand, hat über die maaßen wohl studirt. Den 4. Aug. 1716.

214) Eine Actrice de l'Opera, so Mselle d'Urzé hieß, und nun gestorben ist, ist bei meinem Sohn sehr in Gnaden gewesen, es hat aber nicht lange gewährt. Bei ihrem Tode hat man gefunden, daß weder sie, wiewohl sie Kinder gehabt, noch ihre Mutter, noch ihre Großmutter jemals sind verheirathet gewesen. Den 10. Aug. 1716.

215) Den Abbé de St. Albin habe ich lieb, und er meritirts, erstlich weil er mich lieb hat, und zum andern, weil er sich recht zum guten wendet, Verstand hat und raisonnable ist, und keine alberne Pfafferey an sich hat. Den 12. Novembr. 1717.

Er stehet nicht so wohl bei meinem Sohn, als er es meritirt. Den 12. Novembr. 1717.

Er ist der beste Bube von der Welt, ist nicht übel geschaffen, fromm und tugendsam, er hat gar wohl studirt und weiß viel, und bildet sich nichts ein. Er gleicht an Mons. seel. mehr als an meinem Sohn, aber man siehet wohl wo er herkommt, mein Sohn kann ihn nicht verläugnen, es ist wohl Schade, daß es nicht meines Sohns ehelicher Sohn ist. Den 23. Septbr. 1717.

Der Abbé St. Albin stirbt fast vor Leid, daß man ihn nicht legitimirt. Mein Sohn hat der Seri ihren Buben lieber, als diesen. Den 8. Octobr. 1717.

Mein Sohn hat seinen Abbé de St. Albin nicht erkennen wollen, weil er ihn von der Tänzerin de Florence hat, so ein gar tolles Leben geführt; er fürchtet, man würde ihn auslachen, so viel différente Kinder zu erkennen. L'abbé du Bois ist sein (des Abbé St. Albin) Erzfeind. Den 26. Octobr. 1717.

Der Abbé du Bois hat viel dazu geholfen, daß mein Sohn den Abbé St. Albin nicht legitimirt hat.

Der

Der Cheval. d'Orleans ist auch all artig, aber ein wenig spöttisch, macht alle Menschen nach, das hat er von seiner Mutter. Den 29. Octobr. 1717.

216. Mein Sohn hat seine Tochter von der Demares an den Marquis de Segure verheirathet. Die Demares hatte sie nicht zu sehen bekommen seitdem sie sie auf die Welt gebracht hatte, als dies Jahr, da sie sie in einer Loge sahe, da kamen ihr vor Freuden die Thränen in die Augen. Die Tochter ist all artig, aber bei weitem nicht so hübsch als die Mutter. Den 17. Febr. 1719.

Man hat nicht gewollt, daß die Demares ihre Tochter sehen sollte, die Nonnen hätten die Comödiantin nicht ins Closter gelassen, und das hätte dem Mädgen Tort gethan. Den 3. März 1719.

217) Der arme Abbé St. Albin hat recht groß Unrecht zu empfinden, daß das Glück seinem jüngsten Bruder so wohl will, und er zurück bleibt, verschmäht, verachtet und ohne Rang. Ich tröste ihn so viel ich kann, wenn man ihn nur erkennen wollte, wäre er schon zufrieden. Den 17. Novembr. 1719.

218) Warum soll ich meinen Sohn unnöthig plagen, seinen Abbé zu erkennen? Das würde ihm größere Plagen nach sich ziehen; denn wie er viel Kinder von der Parabère hat, würde selbe auch wollen, daß man ihre Kinder erkennen sollte; diese Ursach hat mich einhalten machen. Den 19. April 1720.

219) Die wüste Hure, die Polignac, hat den Duc de Chartres auch verführen wollen, als seinen linken Bruder den Grand-Prieur. der hat sich von seinem Hofmeister auf der Reise nach Versailles abgestohlen, und wie er zu der Dame gewollt, lag sie eben bei einem andern Lappen, stund auf und legte sich zu diesem. Mein Sohn erfuhr es, wollte ihn bei dem Kopf nehmen lassen, und in die Bastille stecken lassen, aber einer

sei-

seiner Freunde ist des Nachts hingelaufen, und hat den kleinen Schelm gewarnet, der hat gleich die Post genommen, ist wieder fort, und hat meinem Sohn einen gar demüthigen Brief geschrieben, und um Gnade und Vergebung gebeten. Den 19. April 1720.

220) Das Pfäfgen Dubois thut dem armen St. Albin alle böse Offices bei meinem Sohn, denn er will mit aller Gewalt ein roth Käppel tragen. Was er meint, das dazu gelangen könnte, ist sein declarirter Feind ohne Quartier. Den 5. Novembr. 1720.

Geheime Denkwürdigkeiten über die Regentschaft Philipps II. Herzogs von Orleans, von Ludwig, Herzog von St. Simon.

II. Buch.

Digitized by Google

Inhalt des II. Buchs.

1) Privatleben Philipps von Orleans, welcher Regent wurde. 2) Seine Vergnügungen, und schlechten Gesellschaften. 3) Seine nächtlichen Bacchanalien. 4) Vorfall zwischen dem Herzog von Orleans und dem Duc de Saint-Simon, am Osterfest. 5) Auswärtige Angelegenheiten, und Anfang seiner Verbindungen mit den Engländern, zu den Lebzeiten Ludwig des XIV. 6) Die Jacobiter werden aus dem Königreich vertrieben.

I.

Privatleben Philipps von Orleans, als er Regent geworden war.

Wir sahen den Zustand der königlichen Häuser Frankreich und Spanien; wir lernten die beiden Männer Alberoni und Dü Bois kennen, in welche der König von Spanien und der Regent von Frankreich das größte Vertrauen setzten.

Um die Zeit, als die Regierung dem Herzog von Orleans zuerkannt wurde, ging es im Innern seines Hauses auf folgende Weise zu. Die zur Arbeit und den Regierungsangelegenheiten bestimmten Morgenstunden des Prinzen hatten für jedes Geschäft eine festgesetzte Zeit. Er fing seine Geschäfte allein an, ehe er sich ankleidete. Bei seinem Lever hatte er Gesellschaft, dieses dauerte aber nur kurz; vor und nachher gab er Audienzen, mit denen er viel Zeit verlor, weil die, welche unmittelbare Geschäfte hatten, ihn unvermerkt bis zwei Uhr Nachmittags hinhielten. Diese waren die Chefs des Conseils; La Veilliere, bald nachher le Blanc; den er zum Auskundschafter gebrauchte. Ferner die, mit welchen er über die öfters vorkommenden Angelegenheiten, die Constitution (gegen die Quesnelliſten) betreffend, arbeitete; Tercy, der die Besorgung der eingelaufenen Briefe hatte, zuweilen der Marschall von Villeroy, doch dieſer nur zum Schein. Einmal in der Woche kamen die fremden Ministers, und bisweilen die Conseils, deren Mitglieder an Sonn- oder

Fest-

Festtägen, ganz allein in seiner Capelle der Messe beiwohnten.

In der ersten Zeit stand er früh auf, nach und nach immer später und endlich zu einer unbestimmten Stunde, je nachdem er sich schlafen gelegt hatte. Gegen zwei oder halb drey Uhr trank er Schokolade, wobei er Gesellschaft hatte. Mit dieser unterhielt er sich, so lang es ihm gefiel, doch dauerte es gewöhnlich keine halbe Stunde. Dann entfernte er sich und gab Herren und Damen Audienz. Von da ging er einen Augenblick zu der Herzogin von Orleans, arbeitete alsdann mit irgend einem oder ging ins Regentschafts-Conseil. Zuweilen besuchte er auch den König; doch geschah dieß selten Vormittags, sondern immer Abends, vor oder nach dem Regierungs-Conseil. Er näherte sich, wenn er mit dem König sprach, und dann auch, wenn er ihn verließ, mit vielen Verbeugungen, und einem sehr ehrerbietigen Betragen; welches lustig anzusehen war. Der König Jacob wurde auf dieselbe ehrerbietige Weise behandelt, und jedermann lernte dadurch eine Feinheit im Betragen.

Nach dem Conseil, oder wenn kein Conseil war, gegen 5 Uhr Abends, hatten alle Geschäfte ein Ende. Alsdann ging es in die Oper, oder nach dem Luxemburg, wenn er nicht vor dem Frühstück schon dort gewesen war; zuweilen auch zu der Herzogin von Orleans; bei welcher er manchmal soupirte; wo er alsdann durch die Hinterthüre wegging, oder durch die nehmliche Thüre Gesellschaft zu sich kommen ließ. Bei schöner Jahrszeit ging er auch wohl nach Saint-Cloud oder auf andere Landschlösser, bald nach Luxemburg, bald auf sein eigenes.

Wenn Madame zu Paris war, besuchte er sie einen Augenblick vor der Messe. Auch wenn sie zu Saint-

Cloud war; denn er bezeugte ihr viel Aufmerksamkeit und Achtung.

II.

Seine Vergnügungen und seine schlechten Gesellschaften.

Bei seinen Soupers hatte er immer eine Gesellschaft von zweideutigen Personen; seine Maitressen; zuweilen Opern-Tänzerinnen; öfters die Herzogin von Berry und ungefähr zwölf Herren. Mit diesen wechselte er ab. Er nannte sie selbst ohne Scheu nicht anders als seine roués *). Unter der Zahl dieser war, der älteste Sohn von dem, als Marschall von Frankreich gestorbenen, Broglio; Nocé mit vier oder fünf seiner Offiziere, (nicht vom ersten Rang) ferner der Herzog von Brancas, Biron, Canillac, einige junge Männer und Damen von verdächtigem Ruf, und einige gemeine und ganz unbedeutende Leute, die nur durch ihren Verstand und ihre Lüderlichkeit glänzten.

III.

Seine nächtlichen Bacchanalien.

Die Fleischspeisen waren dabei ausgesucht; sie wurden an einem im untersten Stock besonders dazu eingerichteten Zimmer in silbernen Gefäßen bereitet. Die Tischgesellschaft selbst legte oft mit den Köchen Hand ans Werk.

Bei

*) Galgenvögel.

Bei ihren Zusammenkünften wurde jeder, die Minister so gut wie die Vertrauten und die übrigen, mit einer zügellosen Frechheit durchgenommen. Man sprach ohne Schonung über die vergangenen und gegenwärtigen Liebesgeschichten des Hofs und der Stadt, über alte Anekdoten, Streitigkeiten, lustige und lächerliche Vorfälle, wobei niemand geschont wurde. Der Herzog von Orleans machte dieß mit, wie die andern; doch ist es wahr, daß dergleichen Gespräche selten einen Eindruck auf ihn machten.

Man trank viel und vom besten Wein, erhitzte sich, erlaubte sich die schmutzigsten Zoten, und jeder suchte den andern an Rohheit zu übertreffen. Wenn sie auf diese Art genug gelärmt und sich voll gesoffen hatten, legten sie sich zu Bett. Den andern Tag fingen sie wieder an, und in diesen Dingen war der Regent ein gelehriger Schüler.

So bald die Stunde der Abendmahlzeit geschlagen hatte, wurden alle äußere Thüren verriegelt, und auch bei den wichtigsten Vorfällen würde man vergebens versucht haben, bis vor den Regenten zu kommen. Dieß war nicht nur der Fall bei unerwarteten Angelegenheiten, sondern auch bei solchen, die für den Staat und seine Person den gefährlichsten und bedeutendsten Einfluß haben konnten. Die Klausur dauerte jedesmal bis zum andern Morgen.

Auf diese Art verlor der Regent unendlich viel Zeit durch seine Familien-Besuche, Unterhaltungen und Ausschweifungen, durch zu viele, zu lange und weitläufige Audienzen, und dadurch, daß er sich zu viel mit Kleinigkeiten abgab, worüber ihm, noch zur Zeit des verstorbenen Königs von diesem und mir, Vorwürfe gemacht wurden. Ich erinnerte ihn daran, und er nahm es auch an, hielt sich aber immer wieder mit tausend Privat-Angelegenheiten, und einer Menge ande-

rer Rechts- und Regierungssachen auf, die er durch eine halbstündige Untersuchung hätte endigen, und noch öfter auf der Stelle hätte entscheiden können. Allein er verlängerte die einen aus Schwachheit, und die andern nach seiner unseligen Neigung alles an einander zu hetzen, und den falschen Lieblings Grundsatz: divide et impera, der ihm zuweilen entschlüpfte, auszuführen.

Durch sein allgemeines, auf alles sich erstreckendes Mistrauen, machte er sich den größten Theil der Angelegenheiten so schwer, daß es ihm nachher selbst lästig wurde, die aus nichts erzeugten Hydern zu bändigen. Sein vertrauliches und freundliches Betragen gefiel zwar jedermann außerordentlich; allein der Misbrauch, der davon gemacht wurde, ging oft bis zum Mangel an Achtung; woraus am Ende manche nachtheilige Unannehmlichkeiten entstanden, so daß es oft nicht mehr in seiner Macht stand, sich Personen vom Halse zu schaffen, die ihn mehr in Verlegenheit setzten, als sie selbst es waren. Unter diesen war (Mylord) Stair, die Oberhäupter der sogenannten Constitution, Villeroy, ins besondere aber das Parlament und der größte Theil der Gerichts-Magistratur.

Ueber wichtige Sachen machte ich ihm zuweilen, je nachdem ich Gelegenheit dazu fand, ernstliche Vorstellungen, wodurch es mir auch manchmal gelang, Unannehmlichkeiten abzuwenden. Allein öfters folgte er seiner Schwachheit, und schlich sich von mir weg, nachdem ich ihn von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt, überzeugt hatte.

Merkwürdig ist es, daß weder seine Maitressen, noch die Herzogin von Berry, noch seine Sausbrüder, auch wenn er noch so sehr betrunken war, je etwas über Staatsangelegenheiten von ihm erfuhren, das nur einigermaßen wichtig war.

Mit

Mit Madame von Parabere lebte der Regent öffentlich; zu gleicher Zeit aber auch mit andern. Er beluſtigte ſich an der Eiferſucht und dem Aerger dieſer Frauen; war aber deswegen doch mit allen gut. Das Aergerniß über dieſes öffentliche Serail, über ſeinen gottloſen Lebenswandel und ſeine ſchmutzigen Abendgeſellſchaften, war außerordentlich und allgemein bekannt.

Frau von Sabran, welche auch zu dieſer Geſellſchaft gehörte, war ihrer Mutter entlaufen, um einen Mann von großem Namen zu heurathen, der nichts hatte, ſie aber in Freiheit ſetzte. Sie war die ſchönſte, angenehmſte und lieblichſte Frau, die man ſehen konnte, ihr Körper regelmäßig ſchön, ihr Betragen einfach und natürlich; ſie war einſchmeichlend, luſtig, ein wenig ausſchweifend; aber nicht bösartig; kurz ſie war ganz ſo, wie man ſeyn mußte, um vom Regenten geliebt zu werden. Auch dieſe war ſeine Maitreſſe, ohne den Uebrigen Abbruch zu thun. Der Herzog von Orleans machte ihren Mann zu ſeinem Haushofmeiſter mit 2000 Thaler Einkünften; Frau von Sabran aber, die ſich nicht viel um ihn bekümmerte, und ihn nur ihren Lümmel nannte, fand für gut, dieſen Gehalt für ihn anzunehmen.

Bei einer jener Abendmahlzeiten ſagte ſie einmal: Die Prinzen und Lakaien ſeyen aus einerlei Teig gemacht. Dieſen Stoff habe Gott von demjenigen Teig beſonders weggenommen, von welchem er die andern Menſchen geſchaffen habe.

Alle Maitreſſen des Regenten hatten auch ihren Hof; ſie hatten aber überhaupt wenig Einfluß, und auf Staatsangelegenheiten gar keinen; auch wurden ſie nur mittelmäßig bezahlt.

IV.

Vorfall am Osterfest zwischen dem Herzog von Orleans und dem Herzog von Saint-Simon.

Beim Anfang der Fastenzeit im Jahr 1723 mußte ich, wie die vorhergehenden Jahre, ein Aergerniß oder eine abscheuliche Entheiligung des Osterfestes erwarten, und entschloß mich daher, mir die Freiheit zu nehmen, mit dem Herzog von Orleans darüber zu sprechen. Ungeachtet ich schon seit langer Zeit, über derlei Dinge geschwiegen, weil ich alle Hoffnung aufgegeben hatte; stellte ich ihm doch vor: ich halte die Sünde, die er am Osterfest begehen wollte, für so schwer gegen Gott, und so ärgerlich für die Welt, daß ich gegen meine Gewohnheit und meinen Vorsatz, mich nicht enthalten könnte, ihm alle Folgen davon vorzustellen. Da ihm von Seiten der Religion nicht beizukommen war, weil er keine hatte; so blieb ich bloß bei den äußern Folgen stehen, die ich ihm weitläufig auseinander setzte. Er hörte mich ruhig an, und fragte mich hierauf: was für einen Vorschlag ich ihm denn machen wolle? Ich gab ihm einen Ausweg an, durch den das Aergerniß zwar nicht ganz aufgehoben, aber doch vermindert wurde, und die äußerst übertriebenen Zumuthungen verhindert wurden, die er zu erwarten hatte, wenn er meinen, so leicht zu befolgenden Rath nicht annehmen würde. Er sollte nehmlich die fünf letzten Tage der Charwoche, und den Ostertag und Ostermontag in seinem Hause zu Villers-Coterets zubringen; das heißt, am heiligen Mittwoch abreisen, und am dritten Osterfeiertag wieder zurückkommen; dahin sollte er weder seine Maitressen noch seine Saufbrüder, sondern nach seinem

nem Gefallen 6 oder 7 Personen, auch sonst noch andere rechtschaffene Männer mit sich nehmen, mit denen er spielen, spazieren gehen und sich unterhalten könne, dabei sollte er keine Fleischspeisen essen, sondern andere gute Gerichte, bei denen man wohl bestehen könne; bei Tische sollte er keine anstößige Reden führen, die Mahlzeit nicht zu lange dauren lassen. Endlich sollte er am Charfreitag dem Gottesdienst, und am Osterfest der großen Messe beiwohnen. Mehr verlangte ich nicht von ihm, und unter dieser Bedingung wollte ich ihm für alle üble Nachrede stehen. Ich setzte hinzu, es sey jedermann bekannt, was Prinzen von seinem Stand thäten oder unterließen; folglich würde man wohl wissen, daß er seine Oster-Andacht nicht gehalten hätte; es sey aber ein großer Unterschied, ob er dieß auf eine freche Art treibe, die man in der Hauptstadt und vor den Augen aller Welt für Unverschämtheit und Verachtung auslegen könne, oder ob er sich mit einer gewissen Bescheidenheit und Achtung für die Religionsgebräuche entfernen würde. Im ersten Fall würde er sich sogar bei frechen Sündern verächtlich machen, und selbst liederliche Personen gegen sich empören, im andern aber sich das menschenfreundliche Mitleiden aller Rechtschaffenen erwerben, und alle üble Nachreden verhindern. Ich bot mich an, ihn, wenn es ihm angenehm wäre, auf dieser Reise zu begleiten, und meine Reise, die ich sonst alle Jahr in dieser Zeit nach meiner Heimat zu machen pflegte, aufzugeben. Ich stellte ihm vor, daß alle ausgezeichnete Personen, denen die Oster-Andacht etwas lästig sey, sich auf diese Art davon zu befreien suchten; daß auch die Staats-Geschäfte nicht darunter leiden könnten, indem sie in diesen Tagen alle aufgeschoben seyen; daß ferner die Nähe von Villers-Coterets, die Schönheit dieses Orts, den er so viele Jahre nicht mehr gesehen,

und die Schicklichkeit, dieſen Ort einmal wieder zu beſuchen, hinreichende Beweggründe für ihn ſeyn könnten.

Der Herzog nahm meinen Vorſchlag vortrefflich auf, und fand ſich dadurch erleichtert; auch anfänglich wo er noch nicht einmal wußte, was ich ihm vorſchlagen würde, zeigte er ſich bereit, es gerne anzunehmen; Er dankte mir für dieſen Rath, und für mein Anerbieten ihn zu begleiten. Wir überlegten noch, welche Geſellſchaft er mitnehmen ſollte: und die Sache wurde beſchloſſen. Wir beide hielten nicht für nöthig, ſchon vorher etwas davon bekannt werden zu laſſen. Erſt zu Anfang der Charwoche ſollten die Befehle zu dieſer Reiſe gegeben werden. Nachher beſprachen wir uns noch einmal darüber, und er war noch immer überzeugt, daß es vernünftig ſey, meinem Vorſchlag zu folgen.

Allein er hatte das Unglück, daß das Gute, was er beſchloſſen hatte, nicht immer ausgeführt wurde, weil er mit Schurken umgeben war, denen, entweder um ſich bei ihm beliebt zu machen, oder um ihn zu beherrſchen, vielleicht auch aus noch verkehrteren Urſachen, alles daran gelegen war, ihn in ihrer Nähe zu behalten. Dieß war auch der Fall bei dieſer Reiſe.

Als ich zu Anfang der Charwoche mit ihm darüber zu ſprechen anfing, gerieth er in große Verlegenheit, wußte nicht, was er mir antworten ſollte; und ich merkte gleich, woran ich war. Ich machte einen zweiten Verſuch bei ihm, erinnerte ihn, daß er meinen Vorſchlag ſelbſt gut geheißen hätte, forderte ihn auf, mir nur den geringſten Anſtand, den er dagegen haben könnte, anzugeben. Ich ſtellte ihm vor, zu welchen Reden er Anlaß geben würde, wenn er es wagte, in Paris zu bleiben und die Oſterandacht zu übergehen, oder wie langweilig es für ihn ſeyn würde, wenn er die ſtillen Tage nur einigermaßen reflectiren wolle; und

was man alles über ihn reden würde, wenn er sich so betrage, wie an den übrigen Tagen. Kurz ich wandte alles an, um ihm das Abscheuliche einer solchen Entheiligung, den Abscheu, welchen die Welt gegen ihn fassen, und zu welchen Urtheilen über ihn, sie dadurch berechtigt würde, zu zeigen; mit welcher Frechheit jedermann, auch sogar die liederlichsten Personen darüber reden würden, und wie sehr er durch eine so schreckliche Handlung alle Bessern von sich entfernen müsse.

Doch dieß war alles vergebens; Er blieb kalt, einsylbig, verdrüßlich. Er gab mir einige elende Gründe an, die ich sogleich widerlegte; mit einem Wort, ich sah wohl, daß seine Maitressen und die Gesellschaft der „Galgenvögel", denen mein Vorschlag gar sehr misfallen mußte, ihn gleich beim ersten Wort, das er davon gesagt, anders gestimmt hatten.

Man darf sich nicht wundern, daß mir das Wort „Galgenvögel" (roués) so oft entschlüpft; der Herzog von Orleans, seine Gemahlin und die Herzogin von Berry, nannten sie selbst nie anders, sie mochten reden mit wem sie auch wollten. Diese hatten den Ton angegeben, und jedermann, ohne Ausnahme, gab ihnen diesen Ehrentitel.

Dießmal fürchteten sie, der Prinz möchte sich, wie die reuige Herzogin von Berry, daran gewöhnen, mit rechtschaffenen Leuten umzugehen, und bei seiner Zurückkunft möchten sie alsdann *) nicht mehr seine einzigen und täglichen Gesellschafter seyn. Den Maitressen war es nicht weniger bange, und diese schöne Bande vermochte so viel über den schwachen Prinzen, daß die Reise, sogleich bei der ersten Erwähnung, durchaus aufgegeben wurde.

Als

*) St. Simon sagt nicht, daß er diese Absichten selbst bei seinem Vorschlag gehabt hatte!

Maurepas.

Als ich von dem Prinzen Abschied nahm, um nach Hause zu gehen, beschwor ich ihn, sich wenigstens in den vier heiligen Tagen zu enthalten, und besonders keine unnütze und entheiligende Zueignung des Heiligen sich zu erlauben, wodurch er bei der Welt, die er etwa dadurch bestechen wolle, nur noch mehr verlieren würde, als wenn er sich aller Andacht enthalte, weil sein vormaliger und nachheriger Lebenswandel ihn öffentlich Lügen strafen müsse. Ich begab mich hierauf nach La Ferte, und hoffte wenigstens, das Unglück vermindert zu haben.

Allein ich hörte mit Wehmuth, daß er, nachdem er die stille Woche auf eine mehr als zweideutige, jedoch geheimere Art zugebracht, er den meisten Functionen dieser heiligen Tage, nach Monsieurs Beispiel, der sie fast immer zu Paris zubrachte, beigewohnt habe, daß er alsdann am Osterfest in seinem Kirchsprengel zu St. Eustache die große Messe gehört, und mit großem Pomp seine Communion gehalten habe. Ach, es war die letzte dieses unglücklichen Prinzen; sie wurde von der Welt so aufgenommen, wie ich es vorausgesehen hatte.

V.

Auswärtige Angelegenheiten. Des Herzogs erste Verbindungen mit den Engländern, noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV.

Der englische Gesandte in Frankreich, Mylord Stair, suchte in Verbindungen zu treten, um seinem Herrn nützlich zu werden. Ein gewisser Remond, ein niederträchtiger, intriganter, äußerst ausschweifender Kerl,

Kerl, der sich, vorausgesetzt, daß er in die Intrigue eingeweiht, und etwas davon auszuforschen im Stande war, zu allem brauchen ließ, hatte viel Verstand. Da er sich bis dahin durch diesen, so wie durch seine raffinirten Ausschweifungen in der Welt fortgebracht hatte, hing er sich bald an Dü Bois, der alles zu benutzen wußte, wie auch an Canillac. Er gewann beide durch seine Höflichkeiten und Schmeicheleien; den Abbe' wegen seines Talents zu Intriguen, und den Marquis wegen seines Hangs zu verborgenen, griechischen Ausschweifungen, auch wegen seines Verstands und seiner Brauchbarkeit. Erfreut, eine Gelegenheit zu finden, um sich beliebt zu machen, rühmte er ihnen Stair's Genie, so wie er Stair dagegen die Vortheile rühmte, welche er durch sie, bei dem Herzog von Orleans erreichen könne. Er machte beiden Parteien gegenseitige Annäherungen, wie wenn er dazu beauftragt wäre, und brachte es bald dahin, daß sie aus Höflichkeit und gegenseitiger Schätzung mit einander umgingen; auch sich bald nachher in Geschäfte mit einander einließen.

Canillac hatte bei all seinem Geist, doch sehr wenig Verstand, dabei aber einen gewissen Scharfblick, das Lächerliche einer Sache herauszufinden, wodurch er bestach, und die ihm fehlende Beurtheilungskraft ersetzte. Er sprach unaufhörlich, und ließ sich von einer Leidenschaft um die andere hinreißen; dadurch wurde sein Urtheil unrichtig, und fast immer falsch.

Stair, durch Remond genau unterrichtet, unterließ von seiner Seite weder Ehrfurchtsbezeugungen noch Freundschaftsversicherungen; denn dieß war Canillac's schwache Seite. Durch Stair's anhaltende Schmeicheleien wurde er gewonnen; denn er konnte dem Vergnügen nicht widerstehen, einen Gesandten zum Bewunderer seiner Verdienste zu haben, und eine

Als ich von dem Prinzen Abschied nahm, um nach Hause zu gehen, beschwor ich ihn, sich wenigstens in den vier heiligen Tagen zu enthalten, und besonders keine unnütze und entheiligende Zueignung des Heiligen sich zu erlauben, wodurch er bei der Welt, die er etwa dadurch bestechen wolle, nur noch mehr verlieren würde, als wenn er sich aller Andacht enthalte, weil sein vormaliger und nachheriger Lebenswandel ihn öffentlich Lügen strafen müsse. Ich begab mich hierauf nach La Ferte, und hoffte wenigstens, das Unglück vermindert zu haben.

Allein ich hörte mit Wehmuth, daß er, nachdem er die stille Woche auf eine mehr als zweideutige, jedoch geheimere Art zugebracht, er den meisten Functionen dieser heiligen Tage, nach Monsieurs Beispiel, der sie fast immer zu Paris zubrachte, beigewohnt habe, daß er alsdann am Osterfest in seinem Kirchsprengel zu St. Eustache die große Messe gehört, und mit großem Pomp seine Communion gehalten habe. Ach, es war die letzte dieses unglücklichen Prinzen; sie wurde von der Welt so aufgenommen, wie ich es vorausgesehen hatte.

V.

Auswärtige Angelegenheiten. Des Herzogs erste Verbindungen mit den Engländern, noch zu Lebzeiten Ludwigs XIV.

Der englische Gesandte in Frankreich, Mylord Stair, suchte in Verbindungen zu treten, um seinem Herrn nützlich zu werden. Ein gewisser Remond, ein niederträchtiger, intriganter, äußerst ausschweifender Kerl,

Keil, der sich, vorausgesetzt, daß er in die Intrigue eingeweiht, und etwas davon auszuforschen im Stande war, zu allem brauchen ließ, hatte viel Verstand. Da er sich bis dahin durch diesen, so wie durch seine raffinirten Ausschweifungen in der Welt fortgebracht hatte, hing er sich bald an Dü Bois, der alles zu benutzen wußte, wie auch an Canillac. Er gewann beide durch seine Höflichkeiten und Schmeicheleien; den Abbe' wegen seines Talents zu Intriguen, und den Marquis wegen seines Hangs zu verborgenen, griechischen Ausschweifungen, auch wegen seines Verstands und seiner Brauchbarkeit. Erfreut, eine Gelegenheit zu finden, um sich beliebt zu machen, rühmte er ihnen Stair's Genie, so wie er Stair dagegen die Vortheile rühmte, welche er durch sie, bei dem Herzog von Orleans erreichen könne. Er machte beiden Parteien gegenseitige Annäherungen, wie wenn er dazu beauftragt wäre, und brachte es bald dahin, daß sie aus Höflichkeit und gegenseitiger Schätzung mit einander umgingen; auch sich bald nachher in Geschäfte mit einander einließen.

Canillac hatte bei all seinem Geist, doch sehr wenig Verstand, dabei aber einen gewissen Scharfblick, das Lächerliche einer Sache herauszufinden, wodurch er bestach, und die ihm fehlende Beurtheilungskraft ersetzte. Er sprach unaufhörlich, und ließ sich von einer Leidenschaft um die andere hinreißen; dadurch wurde sein Urtheil unrichtig, und fast immer falsch.

Stair, durch Remond genau unterrichtet, unterließ von seiner Seite weder Ehrfurchtsbezeugungen noch Freundschaftsversicherungen; denn dieß war Canillac's schwache Seite. Durch Stair's anhaltende Schmeicheleien wurde er gewonnen; denn er konnte dem Vergnügen nicht widerstehen, einen Gesandten zum Bewunderer seiner Verdienste zu haben, und eine

bedeutende Person sich vor ihm erniedrigen zu sehen. Canillac bewunderte dagegen wieder Stair's Geist, Fähigkeiten und Absichten. Stairs offene Fehde mit dem ganzen Gouvernement des verstorbenen Königs, war ein anderer mächtiger Reiz für Canillac, der alle im Credit stehende und angestellte Männer, so wie den verstorbenen König, und alle die von ihm angestellt worden waren, haßte. Stair gab sich alle Mühe, ihn darin zu bestärken, und ihn zu verblenden; bald sah Canillac alles nur mit des Engländers Augen.

Da er mit dem Herzog von Noailles in Verbindung stand, wünschte er auch Stair mit ihm verknüpft zu sehen; Noailles, welcher ihn auf demselben Weg gewonnen hatte, wie Stair, hatte den Grundsatz, ihm nie zu widersprechen, vielmehr immer zu bewundern. Die Bekanntschaft war daher bald gemacht, und so entstanden politische Raisonnements zwischen ihnen. Auch die Verbindung mit Dü Bois, die er eben so sehr gewünscht hatte, als die mit Stair, war bald geschlossen.

Stanhope war damals Minister und Staats-Secretair bei König Georg. Er hatte sich ehmals einige Zeit in Paris aufgehalten, und den Abbé Dü Bois daselbst bei Frau von Sandwich, welche lange Zeit mit ihm in einem zärtlichen Verhältniß gestanden, gesehen. Er und Stanhope hatten sich als Reisende, und als ausschweifende Männer an einander angeschlossen. Dü Bois machte ihn dem Herzog von Orleans bekannt, der ihn nachher vertraulich behandelte, und zu einigen seiner Partien einlud. Stanhope und Dü Bois hatten sich, seit der erstere wieder nach England zurückgekehrt war, öfter durch Frau von Sandwich grüßen lassen. Er stand an der Spitze der Spanischen Truppen, als der Herzog von Orleans und Dü Bois dort waren, und sie standen von beiden

Ar-

Armeen aus, in so freundschaftlichen Verhältnissen, als es der feindliche Zustand erlaubte.

Man sieht aus meinen Berichten über die spanischen Angelegenheiten von dem Herzog von Orleans, wie sehr er und Dü Bois auf den englischen General rechneten. Ein anderer Stanhope folgte diesem, als Befehlshaber der spanischen Truppen, nach, der von dem Herzog von Orleans und von Dü Bois gekannte Lord Stanhope aber, war Staats-Secretair geworden. Dü Bois, den sein Ehrgeiz und seine Intriguensucht nie zur Ruhe kommen ließen, suchte also auf eine kluge Art die ehmaligen Verhältnisse mit Stanhope weiter zu benutzen: und zu diesem Endzweck sogar den Herzog von Orleans auf die Seite des Königs Georg zu lenken. Damals war er aber nicht in der Lage, es bei ihm durchsetzen zu können. Er wünschte mit Stair in Verbindung zu kommen, um sich Gelegenheit zu verschaffen, mit dem Regenten über Staats-Angelegenheiten zu sprechen, und ihre ehmalige Bekanntschaft mit Stanhope geltend zu machen. Auch Stair wünschte, wenigstens eben sehr als Dü Bois, mit ihm näher bekannt zu werden, um bei dem Herzog von Orleans Zutritt zu bekommen, und diesem durch den Abbé Dü Bois, den er, irrigerweise, zu übersehen glaubte, diejenigen Dinge hinterbringen zu lassen, die, wie er glaubte, durch einen andern Mund, als den Seinigen, mehr Eindruck machen würden.

Nichts ging nach ihren gemeinschaftlichen, obwohl beiden Theilen unbekannten, Absichten besser, als die durch Remond und Dü Bois eingeleitete Vereinigung zwischen Stair und Canillac; und die zwischen dem englischen Minister und dem Herzog von Noailles, welche Canillac bewürkt hatte.

Die dreifaltige Herrschaft der Noailles, Canillac, und Dü Bois hatte sich schon zu Ende der Regierung

des verstorbenen Königs gebildet; aus verborgenen Absichten, unterließ Du Bois nichts, um Canillac in seiner verblendeten Vorliebe für Stair zu bestärken, und auch den Herzog von Noailles für diesen zu gewinnen. Dieser, immer für alles Neue, für alles, was mit dem Herzog von Orleans gleichartig war, eingenommen, hatte vielleicht mehr als Eine wichtige Ursache, sich dieser Gefälligkeit zu überlassen.

Er kannte den schlechten Zustand der Finanzen, die Schwierigkeiten, ihn zu verbessern. Er hielt es für eine große Ersparniß, dem Prätendenten alle Unterstützung zu verweigern, und eine Unternehmung scheitern zu machen, die er, im glücklichen Fall, hätte unterhalten, und vielleicht lange Zeit mit Geld bezahlen müssen.

Eine andere Ursache, die ich mir aber vielleicht nur einbilde, betraf mich selbst. Wir hatten zu lange zusammen gelebt, als daß es ihm hätte unbekannt seyn können, daß ich ein vollkommener Jacobiter, und überzeugt war: Frankreichs Interesse erfordere, daß man England so lange als möglich eine Beschäftigung im Innern gebe, wodurch es ihm unmöglich würde, an auswärtige Angelegenheiten zu denken, und weitere Eingriffe in unsern Handel mit Spanien zu machen; es sey ferner Frankreichs Vortheil, wo möglich, nichts mit einem König von England zu thun zu haben, der, vermöge seiner Staaten in Teutschland, mehr ein Teutscher, als ein Engländer, und immer in Furcht und Zwang sey, auch mit dem Kaiser, so viel möglich, in Verbindung bleiben werde.

Lauzüne sah gerne Fremde bei sich, er liebte die Engländer, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was er am Hofe des Königs von England zu Saint-Germain, war, und was er ihm zu verdanken hatte. Er hatte Umgang mit Stair (beide speisten oft mit einander

der) und erinnerte ſich vielleicht, daß dieſer mich durch ihn ſelbſt vergeblich zu gewinnen geſucht hatte, und daß ich Stairs zuvorkommendes Betragen, und ſeine eifrigen Bemühungen, uns bei einem Mittageſſen zuſammen zu bringen, nur mit kalten, ſteifen Complimenten erwiedert und zurückgewieſen hatte. Denn, ſo wie ich über England dachte, konnte ich mich ſchlechterdings in keine Verbindung mit dem Geſandten eines Hofs einlaſſen, deſſen unverſchämte Miene mich ſchon längſt, beſonders aber ſeit der Geſchichte mit Nonancourt, zurückgeſtoßen hatte.

Noailles nun begriff wohl, daß es ihm mit Canillac's Beihülfe und Dü Bois Kunſtgriffe nicht ſchwer werden dürfte, den Regenten für den König Georg zu gewinnen, und daß es ihm, wenn dieß gelänge, eben ſo wenig Mühe koſten würde, mir das große Vertrauen, womit mich der Herzog von Orleans beehrte, zu entziehen; indem man ihn dazu beredete, nie ein Geheimniß aus ſeiner Verbindung mit England zu machen. Wie es auch mit dieſer Urſache ſeyn mochte, Noailles verwickelte ſich ſchon früher mit Stair, als Canillac und Dü Bois; und ſie überredeten den Herzog von Orleans, ſich in dieſer Hinſicht von einer durchaus perſönlichen, folglich verabſcheuungswürdigen, Maxime leiten zu laſſen.

Dieſe Maxime war folgende: Der König Georg ſey Uſurpator der Krone; wenn dem König in Frankreich ein Unglück begegne, ſo werde der Herzog von Orleans ebenfalls zum Uſurpator der franzöſiſchen Krone; folglich hätten beide gleiches Intereſſe und gleichen Grund, einander aufzuhelfen, und ſolche Maaßregeln zu nehmen, daß ihre Kronen gegenſeitig geſchützt würden. Sie müßten folglich auch nie einen Schritt thun, wobei ſie nicht immer dieſen wichtigen Gegenſtand vor Augen hätten. Dabei, ſetzten ſie hinzu,

gewinne der französische Prinz alles für die Sicherstellung seiner Hoffnungen, während der englische, schon im Besitz, dadurch gerade fast nichts gewinne, da er mit einem Prätendenten, ohne Vermögen, ohne Staat, ohne Beistand, zu thun habe, da hingegen der Herzog von Orleans, bei eintretendem Fall, den König von Spanien zum Mitbewerber haben würde, welcher zu Wasser und zu Land mächtig sey, und an alle Seiten von Frankreich angränze.

Der Herzog von Orleans verschluckte dieses Gift, das ihm, auf eine schlaue Art, von Personen gereicht wurde, auf deren Verstand er sich verlassen zu können glaubte, die ihn aber in der Folge bloß von der Verkehrtheit ihres Verstandes, von ihrer Unfähigkeit und geheuchelten, nur auf Eigennutz sich gründenden Anhänglichkeit, überzeugten. Es hätte ihm selbst indeß nicht an dem nöthigen Scharfsinn gefehlt, die Schlinge zu sehen. Er wurde bloß durch den krummen Weg dieser Politik, nicht aber durch das Verlangen zu herrschen, verführt.

VI.

Die Jacobiter werden aus dem Königreich vertrieben.

Es wurde unter Trompetenschall ein Befehl publicirt, vermöge dessen alle auswärtigen Rebellen, die folglich untersucht, und mit der äußersten Strenge bestraft worden waren, sich innerhalb 8 Tagen, aus allen Ländern des Königreichs, entfernen sollten. Diese „fremden Rebellen" waren die Engländer, und der Befehl erschien als eine Wirkung von der Reise des Grafen Stanhope nach Paris.

Er

Er war nur die Vollziehung einer, bis dahin ſtillſchweigend aufgeſchobenen, infamen Clauſel des Tractats, welchen Du Bois mit England gemacht hatte, durch welchen England alles gewann, Frankreich aber nichts als Schande und Nachtheil hatte. Die ſeit dem Edict von Nantes nach England geflüchteten Franzoſen konnten Frankreich durchaus keine Beſorgniſſe geben, indem niemand ein Recht auf die Krone hatte, als der, welcher ſie trug, ſowie die männliche Nachkommenſchaft ſeines Hauſes, von den Aelteſten zu den Aelteſten. Der gegenſeitig im Tractat aufgeſtellte Fall konnte alſo nicht auf die Franzoſen angewendet werden, unter denen weder Rebellen noch Gegner des regierenden Hauſes waren. Dieſer gegenſeitig aufgeſtellte Fall war alſo nur ein Schleier, oder vielmehr ein Spinngewebe, unter welchem, nicht allein das Intereſſe der Engländer, ſondern auch das des Königs von England und ſeiner Miniſter verſteckt war, die alles, ſogar den Schatten des wahren und rechtmäßigen Königs, ob er gleich in Rom eingeſchloſſen war, und zugleich die Engländer von ſeiner Partei, oder auch die, welche aus Unzufriedenheit ſeine Partei begünſtigten, ohne ſich übrigens um die Partei ſelbſt zu bekümmern, äußerſt fürchteten.

Der Hof fühlte, daß die engliſche Nation dennoch die Austilgung jener Königs-Familie nicht wünſche, wenn ſie gleich einen Widerwillen dagegen hatte, den Sohn eines catholiſchen Königs, den ſie vertrieben, und der alle ihre Privilegien angegriffen hatte, den Sohn, welcher in Frankreich erzogen, dort die Grundſätze ſeines Vaters eingeſogen hatte, und unter dem Beiſpiel der unumſchränkteſten, unwiderſprechendſten Gewalt aufgewachſen war, wieder auf dem Thron zu ſehen. Sie ſah ſogar die Gerechtigkeit ſeiner Anſprüche ein, und wünſchte eine Stütze für ſolche zu finden, um

das Haus von Hannover beſtändig fühlen zu laſſen, daß ſeine Erhebung auf den Thron nur das Werk ihres Willens ſey, daß ſie ihm eben ſo gut, und mit mehr Recht, die Krone wieder nehmen könne, als ſie den Stuarts genommen worden ſey. So wollte die Nation den König Georg, ſeine Familie und ſeine Miniſter gern im Zaum halten.

Frankreichs Lage, in Bezug auf England, beunruhigte ſie beſtändig, wegen der dahin geflüchteten Jacobiter, wegen ihrer, dadurch leicht möglichen, heimlichen Verſtändniſſe in England, und wegen der Möglichkeit einer ſchnellen und leichten Landung.

So ſchimpfliche Beweiſe die engliſche Regierung auch von der Nachgiebigkeit Frankreichs hatte, ſeit Dü Bois der einzige Schiedsrichter darüber war, ſo ſahen dieſe klugen Miniſter doch wohl ein, daß dieſes Betragen nur auf einem perſönlichen Intereſſe beruhe, nämlich auf Dü Bois Wunſch, Cardinal zu werden. Dieſen wollte er, durch den Einfluß des Königs Georg bei dem Kaiſer, welcher in Rom alles vermochte, erreichen. Sie wußten wohl, daß dieſe ſeine Handlungsweiſe dem Vortheil Frankreichs weſentlich entgegen, und der ganzen franzöſiſchen Nation äußerſt zuwider ſey; daß ſie folglich auch leicht ſich ändern könne, daß es alſo für das Haus Hannover und deſſen Miniſter äußerſt bedeutend ſey, ihre gegenwärtigen Verhältniſſe mit Frankreich ſchnell zu benutzen, um dieſes ſo viel möglich, für immer, außer Stand zu ſetzen, um England zu beunruhigen, die dortigen Jacobiter auf eine vortheilhafte Art zu begünſtigen, auch überdieß noch Parteien, oder gar feindliche Einfälle, zu Gunſten der Stuarts zu machen. Zu dieſem Endzweck waren zweierlei Dinge nothwendig. Es mußten alle Beſorgniſſe in Rückſicht auf Frankreich gehoben werden, um Frankreich in Gemeinſchaft mit ihnen, zur

öffent-

öffentlichen und erklärten Verfolgerin des Miniſteriums der Königin Anna, ſo wie der jener ganzen Partei zu machen, welche doch allein, durch den Separat-Frieden von London, durch die Trennung Englands mit ſeinen Alliirten, endlich durch den Frieden mit Utrecht, (bei welchem die Königin Anna ſich zur Geſetzgeberin erhob,) Frankreich aus dem tiefſten Verderben gerettet hatte; welche Partei ferner Frankreich, in dem Augenblick, da es angegriffen werden ſollte, gerettet, und Philipp dem V. die ſpaniſche Krone, ebenfalls in dem Augenblick, wo ſie für ihn unrettbar verloren geweſen wäre, erhalten hatte.

Das Miniſterium des Königs Georg wollte, daß alle Häupter des vorhergehenden Miniſteriums fallen ſollten, und zwar gerade deswegen, weil es den Frieden von London gemacht, und die Alliirten zu den Bedingungen des Friedens von Utrecht gezwungen hatte; es hatte auch ſeitdem nicht aufgehört, jene Partei zu verfolgen, welcher doch Frankreich öffentlich und ganz neuerlich ihr ganzes Wohl und die Erhaltung der ſpaniſchen Krone Philipps zu danken hatte. Dieſen Zweck hätten ſie auch beinahe erreicht. Dadurch hätte Frankreich in jeder Rückſicht einen ewigen Schimpf auf ſich geladen, und in England alles Vertrauen verloren, indem es gerade diejenige Partei unterdrückt hätte, der man für Frankreichs Rettung ſo viel Dank ſchuldig war.

Ein ſolcher Schritt, der nicht nur gegen alles Ehrgefühl, ſondern noch überdieß höchſt nachtheilig geweſen wäre, würde eben jene Partei, (welche Frankreich gerettet,) auf immer von Frankreich entfernt, und zu einer größeren Wuth gebracht haben, als ſelbſt jene herrſchende Partei, die das Verderben der andern ſuchte, hierin nicht bewieſen hatte. Dieſe ſelbſt hätte Frankreich, wegen ſeiner bedaurungswürdigen

Gefälligkeit für England, nur noch mehr gehaßt, gerade dadurch aber das Mittel gefunden, Frankreich für sich ganz unschädlich zu machen, ohne daß sie diesen, alles Interesse und Ehre zernichtenden Schritt, durch irgend eine Gegengefälligkeit von ihrer Seite, erkauft hätte. Denn sie hatten auf diese Weise nicht einmal einen kleinen Anschein von Kälte gegen ihre Alliirten, die Frankreich immer als seine wahren Feinde ansehen mußte, nicht einmal die unbedeutendste Gerechtigkeit gegen Spanien, nicht einmal die geringste Gegengefälligkeit dafür, daß wir um sie freiwillig, und auf eine höchst prejudicierliche Art, unsere Seemacht aufopferten und zerstören ließen, sich aufzulegen. Sie hatten, mit einem Wort, nichts anderes zu thun, als Dü Bois gränzenlose Herrschaft über seinen Herrn anzuerkennen und zu benutzen. Alles war gewonnen, dadurch, daß sie ihm Hoffnung machten, Cardinal zu werden.

Geheime Denkwürdigkeiten über die Regentschaft Philipps II. Herzogs von Orleans,

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

III. Buch.

Inhalt des III. Buchs.

1) Conſeil, worin der Regent den Proceß der legitimirten (für rechtmäßig erklärten) Prinzen entſcheiden läßt. Fall des Herzogs Dû Maine. 2) Philippiſche Satyren und Schilderung des la Grange Chancel. 3) Verſchwörung des Cellamare'; Schilderung dieſes Geſandten von Spanien. 4) Der Herzog von Saint-Aignan rettet ſich aus Spanien. 5) Berathſchlagung zwiſchen dem Herzog von Orleans und dem Duc von Saint-Simon über den Bruch mit Spanien. 6) Tod der Frau von Maintenon; Geſchichte ihrer Wittweuſchaft. 7) Geſchichte des geheimen Plans, die Parlamente zu zerſtören, Gründe des Herzogs von Saint-Simon, ſie zu erhalten.

I.

Conseil, in welchem der Regent den Proceß der für rechtmäßig erklärten Prinzen entscheidet. Sturz des Herzogs Dú Maine.

Der Herzog von Orleans sagte in seinem Regierungs-Conseil, er habe den, zwischen den Prinzen von Geblüt und den „Legitimirten" (er bediente sich dieses Ausdrucks, ohne das Wort Prinzen dazuzusetzen) entstandenen Rechtsstreit, entschieden. Er sagte: Er habe damals Gründe gehabt, nicht mehr zu thun, sey aber darum nicht weniger verpflichtet, den Pairs von Frankreich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie hätten diese durch eine gemeinschaftliche Bittschrift zu gleicher Zeit von dem König begehrt; der König habe diese auch selbst empfangen, und er, der Regent, habe sie den legitimirten Prinzen communicirt. Einem so ehrwürdigen Ganzen, das aus den vornehmsten Männern des Königreichs, aus den ersten Personen des Staats, welche die wichtigsten Stellen bekleideten, und wovon der größte Theil sich schon durch ihre, dem Staat geleisteten Dienste verdient gemacht hätten, könne man diese Gerechtigkeit nicht länger verweigern. Wenn er auch damals, als sie ihre Bittschrift eingegeben, nicht für nöthig gefunden habe, darauf zu antworten, so halte er es jetzt für desto nöthiger, ihnen eine Gerechtigkeit zu gewähren, die nicht länger aufgeschoben werden könne, und die alle Pairs einstimmig und vor allem wünschten. Er sehe mit Betrübniß,

daß

daß Leute (dieß war sein Ausdruck) zu einem Rang emporgestiegen seyen, wovon man noch kein Beispiel habe, zu einem Rang, der gegen alle Gesetze ausgedehnt worden sey. Er könne gegen die Wahrheit die Augen nicht verschließen. Durch eine Vergünstigung, welche man noch neuerlich einigen Prinzen bewilligt, sey der Rang der Pairs gestört worden; der dieser Würde zugefügte Nachtheil aber habe nur so lange gedauert, als die Gewalt, welche die Gesetze verletzt habe. So seyen bereits die Herzoge von Joyeuse und Epernon, so die Herren von Vendôme, gleich nach dem Tode Heinrich III. und Heinrich IV. wieder in ihre Würde und in ihren Rang nach dem Alter unter den Pairs eingesetzt worden. Herr von Beaufort habe selbst, da der verstorbene König lebte, keinen andern Rang gehabt, eben so wenig als Herr von Verneuil, welchen der König im Jahr 1663 nebst 13 andern zu Herzogen und Pairs ernannt habe; diese seyen ins Parlament aufgenommen worden, da der König dort seinen eigenen Gerichtstag (lit de justice) mit ihnen gehalten habe. Beaufort habe erst nach den Pairs, die von jeher dabei saßen, Platz genommen, und sich auch nie anderswohin gesetzt. Die Billigkeit, die gute Ordnung, und die Sache so vieler bedeutender und angesehener Personen erlauben ihm keinen längern Aufschub der Gerechtigkeit; die Legitimirten hätten Zeit genug gehabt, zu antworten; allein sie könnten gegen die Macht der Gesetze und Beispiele nichts gültiges anführen. Es sey jetzt nur davon die Rede, wegen einer Bittschrift über einen schon entstandenen und angefangenen Rechtsstreit, Recht zu sprechen. Man könne nicht sagen, der Proceß sey nicht genugsam eingeleitet. Als Entscheidung habe er eine Erklärung aufsetzen lassen, welche der Siegelbewahrer jetzt vorlesen würde, um sie nachher bei dem Gerichtstag, welchen

chen der König im Parlamente halten würde, einregistriren zu lassen.

Ein tiefes Stillschweigen folgte dieser unerwarteten Rede, welche einen Aufschluß gab, warum die legitimirten Prinzen aus dem Conseil herausgegangen waren. Tiefer Verdruß zeigte sich auf vielen Gesichtern, die Marschälle von Villars, von Bezoes, von Effiat, und sogar der von Estrées, brannten vor Zorn, Tallard wurde ganz bestürzt, und der Marschall von Villeroy verlor alle Fassung. Von Hüxelles und von Noailles konnte ich, so oft sie auch meine Augen suchten, doch nur hie und da durch kleine Zwischenräume sehen.

Ich, auf den nach und nach aller Augen gerichtet waren, weil man wußte, mit welcher Heftigkeit ich die Sache der Pairs gegen die legitimirten Prinzen vertheidigt hatte, suchte mich in meiner Gewalt zu behalten, und meinen Gesichtszügen einen Ausdruck von Ernst und Bescheidenheit zu geben. Langsam bewegte ich meine Augen, ohne jemand ins Gesicht zu sehen.

So bald der Regent nur den Mund geöfnet, hatte der Herzog schon einen triumphirenden Blick auf mich geworfen, wodurch er meine Ernsthaftigkeit stören wollte, allein ich wurde nur desto ernsthafter, und hütete mich desto mehr, seinen Blicken zu begegnen. Völlig gefaßt, aufmerksam auf alle Mienen der Anwesenden, meiner, so wie alles dessen, was um mich vorging, bewußt, unbeweglich auf meinem Stuhl, Herr aller meiner Bewegungen, durchdrungen von den lebhaftesten Empfindungen der Freude, von der angenehmsten Verwirrung, von dem über alles gewünschten Genuß, schwitzte ich aus Angst, weil ich mein Entzücken zurückhalten mußte. Und diese Angst sogar war eine Wollust, die ich weder vor noch nach diesem schönen Tage, je wieder empfunden habe.

Wie sehr sind die geistigen Freuden über die sinnlichen erhaben! und wie wahr ist es, daß die Erwartung eines Uebels zugleich von der wohlthätigen Empfindung von dessen Ende begleitet wird!

Einen Augenblick nachher als der Regent aufgehört hatte zu reden, sagte er dem Siegelbewahrer, er möchte die Erklärung vorlesen. Dieser that es sogleich, ohne, wie bei der vorhergehenden Angelegenheit, vorher zu sprechen. Während dieses Ablesens, das meinen Ohren die süßeste Musik war, gab ich aufmerksam Acht, ob es auch völlig dieselbe war, welche Millain aufgesetzt und mir gezeigt hatte; und mit Freuden erkannte ich sie als die nämliche.

Wenige Augenblicke nachher zeigte mir die abermalige Veränderung der Gesichter, was in der Seele der obengenannten Anwesenden vorging; und bald darauf wurde ich durch die Verzweiflung, welche den Marschall von Villeroy, durch die Wuth, welche Villars ergriffen hatte, aufmerksam gemacht, zu beobachten, was die Verwirrung, über die sie nicht mehr Herr zu seyn schienen, aus ihnen hervorrufen würde.

Ich hatte unsere Klagschrift gegen die legitimirten Prinzen in meiner Tasche, legte sie auf den Tisch vor mich hin, und ließ das letzte Blatt davon offen, worauf alle unsere in großen Lettern gedruckten Unterschriften standen. Die beiden Marschälle sahen sogleich darauf hin, und an der unterdrückten Wuth in ihren Augen, an der, besonders bei Villars, verschwundenen drohenden Miene, merkte ich, daß sie es bemerkt hatten. Meine beiden Nachbarn fragten mich, was dieß Papier enthalte; ich beantwortete diese Frage, indem ich ihnen die Unterschriften zeigte. Jeder betrachtete dieses sonderbare Papier, ohne daß mich auch nur einer nach dem Grund einer leicht erklärbaren Sache gefragt hätte. Nur der Prinz von Conti und der Her-

zog von Guiche hatten sich, weil sie mir so nahe waren, danach erkundigt. Diese beiden sehr von einander verschiedenen Männer merkten kaum, was in dieser wichtigen Sitzung bemerkbar war.

Ich selbst war unschlüssig gewesen, ob ich jene Demonstration (die Vorlegung der klagenden Bittschrift) machen sollte. Ich hatte zweierlei zu fürchten. Auf der einen Seite, daß man zu sehr merken würde, ich habe das Geheimniß gewußt; auf der andern aber den Lärm, welchen die beiden Marschälle im Begriff waren zu machen, und die Folgen, welche dieser vielleicht hervorbringen konnte. Nichts konnte sie gewisser zurückhalten, als wenn ich ihnen ihre eigene Unterschrift vorlegte; wenn ich dieß aber erst, nachdem sie schon gesprochen, gethan hätte, so würde es weiter zu nichts mehr geholfen haben; sie würden nur beschämt gewesen seyn, ohne daß ich dadurch irgend einen Schritt von ihrer Seite verhindert hätte. Ich schlug deswegen den sichersten Weg ein, den ich auch nachher für den besten hielt.

Während der Vorlesung des Aufsatzes waren sie äußerst aufmerksam, aber auch in äußerster Gemüthsbewegung. Als man damit zu Ende war, sagte der Regent: Er gehorche ungern dieser Nothwendigkeit; es betreffe seine Schwäger; allein er sey den Prinzen vom Geblüt Gerechtigkeit schuldig. Hierauf wandte er sich zum Siegelbewahrer, und befahl ihm, seine Meinung zu erklären. Dieser gab sie in wenig Worten, mit Würde und Feinheit, und votierte auf das Einregistriren. Seine königliche Hoheit sahen jedermann an, und sagten: Sie würden nun fortfahren, die Stimmen nach einander zu sammlen. Er foderte den Herrn Herzog dazu auf. Dieser erklärte sich kurz, aber kräftig und höflich, für die Pairs. Der Prinz von Conti stimmte ihm bei, war aber noch lakonischer.

Hierauf

Hierauf fragte mich der Herzog um meine Meinung; gegen meine Gewohnheit machte ich eine tiefe Verbeugung, jedoch ohne aufzustehen. Ich antwortete: Da ich der älteste unter den Pairs im Conseil sey, so mache ich Seiner königlichen Hoheit meine unterthänigste Danksagung, in ihrem Nahmen, wie im Nahmen aller Pairs von Frankreich, daß Er uns eine so inbrünstig gewünschte Gerechtigkeit gewähre, indem er beschlossen habe, uns das wieder zu geben, was den wesentlichsten Einfluß auf unsere Würde habe, und unsere Personen so nahe angehe. Ich bitte Ihn, von unserer Dankbarkeit versichert zu seyn, und für diesen so vollständigen, so sehr gewünschten Akt der Gerechtigkeit, auf unsere ganze Anhänglichkeit an seine Person zu zählen. Diese aufrichtige Erklärung unserer Gesinnungen sey alles, was wir zu sagen hätten, da wir, als Partei, nicht Richter seyn könnten. Ich endigte diese wenigen Worte mit einer leichten Verbeugung, ohne aufzustehen. Der Herzog von la Force war der einzige, der sich zu gleicher Zeit verbeugte.

Jetzt war ich aufmerksam, zu sehen, wen der Regent nun auffodern würde, seine Meinung zu sagen; um, wenn er etwa einen Pair auffodern sollte, dieses zu verhindern, damit den legitimirten Prinzen auch nicht der geringste Vorwand bleibe, wieder zurückzukommen. Allein ich hatte dieß nicht nöthig; der Herzog von Orleans hatte mich wohl verstanden, und rief den Marschall von Estrées auf. Dieser, so wie die Uebrigen, sagten ihre Meinung ganz kurz, indem sie das gut hießen, was doch den meisten von ihnen nicht angenehm war.

Ich hatte den Ton meiner Stimme so gemäßigt, daß ich nur so eben von jedermann verstanden werden konnte, und wollte sogar lieber von den Entfernteren

nicht verſtanden werden, als zu laut ſprechen. Ich gab meiner ganzen Geſtalt den höchſten Ausdruck von Ernſthaftigkeit, Beſcheidenheit und unbefangener Dankbarkeit. Der Herzog war ſo boshaft, mir durch ein Zeichen und Lächeln zu verſtehen zu geben, daß ich es gut gemacht hätte. Allein ich blieb ganz ernſthaft, und drehte mich, um die andern zu betrachten.

Es iſt nicht möglich, die Mienen und Geberden der Anweſenden zu beſchreiben. Ihre Gemüthsbewegungen, von denen ich ſchon geſprochen, und die Eindrücke, die ſie beſchäftigten, nahmen immer mehr zu. Man ſah lauter niedergedrückte Menſchen, die ſich gar nicht von ihrem Erſtaunen erholen konnten. Sie waren ganz auf einen Punkt geheftet, bewegt, einige ſogar aufgebracht, andere wieder froh, wie z. B. La Force und Guiche, der es mir gleich ganz offenherzig ſagte.

Nachdem die Meinungen eben ſo ſchnell gegeben als gefodert worden waren, ſagte der Herzog von Orleans: „Meine Herren! dieſe Sache iſt alſo abgethan. „Die Gerechtigkeit hat entſchieden, und die Rechte der „Pairs ſind geſichert. Ich habe ihnen nur noch einen „Akt der Gnade vorzuſchlagen, und thue dieß um ſo „zuverſichtlicher, da ich die dabei intereſſirten Parteien, „welche die Hände dazu bieten wollen, vorher zu Rath „gezogen, und die Sache ſo eingeleitet habe, daß „niemand dadurch beleidigt wird. Was ich ihnen „vorzulegen habe, betrifft einzig die Perſon des „Grafen von Toulouſe. Jedermann weiß, was „zu Gunſten deſſelben geſchehen iſt; er hat es ſeit der „Regentſchaft nur aus Achtung für den Willen des „verſtorbenen Königs beibehalten. Jedermann kennt „auch ſeine Tugend, ſeine Verdienſte, ſeinen Fleiß, „ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Uneigennützigkeit. Indeſſen habe ich nicht vermeiden können, ihn auch in

„der

„der eben gegebenen Erklärung mit zu begreifen. Die „Gerechtigkeit konnte keine Ausnahme zu Gunsten sei„ner machen, und ich mußte die Rechte der Pairs „sichern. Jetzt aber, da keine Eingriffe in diese mehr „statt finden, glaube ich das aus Gnade geben zu „können, was ich aus Gerechtigkeit der Geburt neh„me. Ich glaube bei dem Grafen von Toulouse eine „persönliche Ausnahme machen zu dürfen. Dieser „nämlich soll, indem er die Regel bekräftigt, allein „seinen gegenwärtigen Rang beibehalten, mit Aus„schließung aller Uebrigen, und ohne daß es, wenn „er sich vermählen und Kinder bekommen sollte, auf „diese übergehen kann, oder von irgend einem als „Beispiel angeführt werden darf. — Ich freue mich, „daß die Prinzen vom Geblüt einwilligen, und daß „diejenigen von den Pairs, gegen welche ich mich „darüber erklärt habe, eben diese Gesinnungen mit „mir theilen, und mich sogar darum ersucht haben. „Ich weiß, daß die Achtung, welche sich der Graf von „Toulouse erworben hat, ihnen diesen Vorschlag an„genehm machen werde." Und nun" — indem er sich zum Siegelbewahrer wandte, „mein Herr! wollen „sie wohl die Erklärung vorlesen?"

Dieser las, ohne weiter etwas zu sagen.

Während Seine königliche Hoheit diese Rede hielt, hatte ich aufmerksam beobachtet, welchen Eindruck sie auf die Gemüther machte. Die Bestürzung war allgemein und so groß, daß es schien, als ob diejenigen, an welche sie gerichtet war, sie gar nicht begreifen, und sich über die Ablesung dieses Aufsatzes gar nicht wieder fassen konnten. Besonders diejenigen, welche schon der vorhergehende beleidigt hatte, äußerten jetzt eine Bestürzung, welche als Lobrede für die Unterscheidung der beiden Brüder gelten konnte, in so fern sie die von jener Partei noch mehr beleidigte.

Die erſte unwillkürliche Bewegung machte die Parteiſucht kennbar und nicht irgend eine perſönliche Zuneigung. Denn in dieſem Fall hätte die neue Declaration Troſt ſeyn können. Dagegen litten ſie noch empfindlicher über die Tiefe, in welche der Herzog von Dü Maine durch den Vorzug ſeines Bruders geſtürzt wurde.

Ich triumphirte in meinem Innern über dieſen ſo auffallenden Erfolg, und behandelte den Herzog von Guiche, der mir ſein Mißfallen über die Ausnahme bezeugte, nicht allzu gut. Villars war beſtürzt, Villeroy wüthend, von Effiat rollte die Augen hin und her, von Eſtrees war außer ſich vor Erſtaunen; dieſe viere zeichneten ſich am meiſten aus; Tallard hing den Kopf vorwärts, und ſaugte gleichſam alle Worte ein, die vom Regenten ausgeſprochen, oder vom Siegelbewahrer vorgeleſen wurden. Noailles war in ſich ſelbſt verſunken, und verbarg dieß nicht einmal in ſeinem Aeußern; von Hüxelles, der über ſich Herr zu werden ſuchte, bewegte die Augenlider nicht mehr.

Meine Aufmerkſamkeit war auf zwei Gegenſtände gerichtet, auf das Betragen der Anweſenden, und die Leſung der Erklärung. Ich hatte das Vergnügen, zu hören, daß dieſe Erklärung ganz dieſelbe war, welche der Herzog von La Force aufgeſetzt hatte. Mit dem Beiſatz der zwei ausdrücklichen Klauſeln, über die Einwilligung der Prinzen vom Geblüt, und auf Anſuchen der Pairs, welche ich noch hineinſetzen ließ; unter dem Vorwand, den perſönlichen Vorzug des Grafen von Toulouſe für immer zu ſichern, eigentlich aber, um die Rechte der Pairs auf eine anſtändige Art ſicher zu ſtellen. Dieſe beiden Klauſeln vermehrten die Betrübniß der eben erwähnten Perſonen noch um einen Grad.

Als die Erklärung abgelesen war, gab der Herzog von Orleans in wenigen Worten seinen Beifall darüber zu erkennen, und sagte dem Siegelbewahrer: er solle seine Meinung erklären. Dieser that es kurz und zur Ehre des Grafen von Toulouse. Der Herzog äußerte seine Zufriedenheit mit Achtung und Freundschaft, nachdem er eben diesem Prinzen einige Lobsprüche gegeben hatte. Der Prinz von Conti sagte nur zwei Worte. Ich bezeugte Seiner königlichen Hoheit meine Freude über die gerechte Sicherstellung der Rechte der Pairs, verbunden mit dieser beispiellosen Belohnung der Tugend des Grafen von Toulouse, der durch Bescheidenheit, Wahrheitsliebe und Eifer für das Wohl des Staats Auszeichnung verdiene; um so mehr, da er die Ungerechtigkeit des Ranges, zu welchem er erhoben worden sey, anerkenne. Je mehr er sich dieses Ranges würdig mache, desto vortheilhafter sey es für die Pairs, ihre Persönlichkeit dem Verdienste nachzusetzen, da die Ausnahme mit so legalen Vorsichtsmaaßregeln in dieser Erklärung, nur auf seine Person allein eingeschränkt sey, und wir auf diese Art freiwillig zu dieser beispiellosen Erhebung beitrügen. Ich stimmte daher mit vielem Vergnügen für das Einregistriren dieser Erklärung, und bezeugte, als der Aelteste der versammelten Pairs, im Namen aller, unsern unterthänigsten Dank.

Als ich zu Ende war und auf die mir gegenüberstehenden blickte, bemerkte ich, daß ihnen mein Beifall, und vielleicht noch mehr meine Danksagung mißfiel. Mit gesenktem Haupt erklärten sie hierauf ihre Meinung; einige wenige murmelten etwas zwischen den Zähnen. Allein der Schlag, der die Cabale zernichtete, wurde ihnen mit jedem Augenblick fühlbarer, und so wie die erste Bestürzung nach und nach der Ueberlegung Platz machte, offenbarte sich auch ihr

bitterer empfindlicher Schmerz auf eine so auffallende Art, daß man wohl sah, es sey Zeit gewesen, diesen Schlag zu thun.

II.

Philippische Satiren, und Schilderung des de la Grange Chancel.

Nach dem Vorfall mit den legitimirten Prinzen, wurde der Herzog von Orleans der Gegenstand einer sehr bittern und heftigen Satire; ich meine die berühmten Philippiques (philippische Spottgedichte). Dieses Produkt wurde mit einer unglaublichen Schnelligkeit, und in großer Anzahl verbreitet. La Grange, der ehemalige Zögling und Page der Prinzessin von Conti, Tochter des Königs, war der Verfasser davon, und verläugnete es auch gar nicht. Alles was die Hölle wahres und falsches ausspeien kann, war in schönen Reimen, in poetischem Stil, mit allem möglichen Aufwand von Kunst und Geist darin enthalten.

Der Herzog wußte davon, er wollte das Gedicht sehen, konnte aber nicht dazu kommen, weil es ihm niemand zeigen wollte. Er sprach mehrere male davon mit mir und foderte es am Ende so ernstlich, daß ich mich nicht länger weigern konnte. Ich brachte es ihm also, erklärte aber, daß ich es durchaus nicht vorlesen würde. Er nahm es und las stehend am Fenster seines kleinen Winter-Cabinets, wo wir waren. Er beurtheilte es richtig; denn er hielt mehrere male inne, sprach mit mir darüber, ohne sehr bewegt zu scheinen. Er sagte mir: Es ist wirklich eine schöne Poesie. Allein plötzlich veränderte sich sein Gesicht;

Er

Er drehte sich gegen mich mit Thränen in den Augen, und wurde beinahe ohnmächtig. „Ach, sagte Er, das ist zu viel; diese Abscheulichkeit übersteigt meine Kräfte.“

Er war an der Stelle, wo der Böswicht den Herzog von Orleans als einen solchen vorstellt, der die Absicht habe, den König zu vergiften, und auf dem Punkt stehe, dieses Verbrechen auszuführen. Diese Stelle war durch Energie, poetischen Schwung, abscheuliche Schönheiten, heftige Schmähungen, gräßliche Schilderungen, durch ein rührendes Gemälde von der Schönheit, Jugend und Unschuld des Königs, von den Hoffnungen, zu welchen er berechtige, vorzüglich herausgehoben; sie enthielt ferner einen Aufruf an Frankreich, ein so theures Opfer zu retten ꝛc.

Ich wollte das tiefe Stillschweigen, in welches der Regent versunken war, benutzen, und ihm das verruchte Papier wegnehmen, allein es gelang mir nicht. Er ergoß sich in gerechten Klagen über diese frevelhafte Verläumdung, und in zärtlichen Gefühlen für den König. Nach diesem las er das Gedicht zu Ende, unterbrach sich aber noch einigemal, um mit mir darüber zu sprechen.

Ich habe nie einen Mann gesehen, den eine so planmäßige, unerhörte Ungerechtigkeit so sehr erschüttert, gerührt und niedergedrückt hätte; ich war außer mir darüber; auch die, welche je am meisten gegen ihn eingenommen waren, würden, wenn sie den reinen Ausdruck seiner Unschuld, seinen Abscheu gegen ein solches Laster gesehen hätten, gänzlich von der Unwahrheit dieser Beschuldigungen überzeugt worden seyn. Ich hatte Mühe, mich selbst wieder zu fassen, und mußte alles anwenden, um Ihn über diesen heftigen Schlag wieder ein wenig zu beruhigen.

La Grange war ein schlechter Kerl, und nichts als ein guter Dichter; durch dieses Talent hatte er

sich bei Seaux eingeschmeichelt, und war der Liebling von der Herzogin Dü Maine geworden. Sie und ihr Gemahl kannten seinen Lebenswandel, seine Sitten und seine eigennützige Lasterhaftigkeit, die sie zu benutzen wußten. Kurz nachher wurde er verhaftet, und nach der Insel St. Margaretha geschickt, von wo er, vor dem Ende der Regentschaft, die Erlaubniß erhielt, sich wegzubegeben. Dennoch hatte er die Kühnheit, überall in Paris zu erscheinen, und während er alle öffentliche Plätze und Theater besuchte, war man unverschämt genug auszusprengen, der Herzog von Orleans habe ihn umbringen lassen. Die Feinde des Regenten waren, so wie Er selbst, unermüdet, ihm zu schaden. Jene durch abscheuliche Beschuldigungen, und dieser durch seine unzeitige Güte; um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen.

III.

Verschwörung des Cellamare, und Schilderung dieses spanischen Gesandten.

Der Regent fühlte bald die Folgen seiner Unternehmungen gegen die legitimirten Prinzen, und die ersten Häupter des alten Hofs, deren Werk jene waren. Es entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, zwischen Spanien und dem Hause des Herzogs Dü Maine. Die Eilboten, welche den Plan davon nach Madrid bringen sollten, wurden zu Poitiers arretirt. Cellamare, der alles eingeleitet hatte, ging, um seine Unruhe zu verbergen, Nachmittags um 1 Uhr zu le Blanc, und bat ihn um die Zurückgabe eines Briefpakets, das er denselben bei Gelegenheit ihrer Rückreise

reise nach Spanien und mit Pässen vom König versehen, mitgegeben habe.

Le Blanc, der schon durch den Abbe' Dü Bois, welcher den Morgen bei ihm gewesen war, und nachher durch den Herzog von Orleans selbst, mit dem sich beide besprochen hatten, von allem unterrichtet war, wußte recht gut, wie er sich in allen vorkommenden Fällen gegen den Gesandten zu nehmen hatte. Er antwortete ihm: das Paket sey durchgesehen worden; es enthalte wichtige Dinge, und werde ihm sogar nicht zurückgegeben werden, daß er vielmehr Befehl habe, ihn selbst, mit dem Abbe' Dü Bois in sein Hotel zu begleiten. Dü Bois, dem man sogleich gemeldet hatte, daß Cellamare bei Le Blanc sey, kam schnell dahin; sie setzten sich mit ihm in Le Blancs Wagen, und fuhren mit dem Gesandten in seine Wohnung. (9. Dez. 1718.)

Der Gesandte fühlte wohl, daß man so etwas nicht wagen würde, ohne der Ausführung gewiß zu seyn. Er machte nicht die geringste Schwierigkeit, verlor aber während drei Stunden, die sie bei ihm mit Durchsuchung seiner Schreibtische, Cassen und Papiere zubrachten, keinen Augenblick, seine kaltblütige und ruhige Miene, gleich einem, der nichts fürchtet, und seiner Sache gewiß ist. Er war gegen Le Blanc sehr höflich, Dü Bois aber, gegen den er keine Schonung mehr nöthig zu haben glaubte, weil sein ganzes Complott gegen denselben entdeckt war, behandelte er mit einer affectirten Verachtung, die so weit ging, daß er, als Le Blanc an eine kleine Schatulle kam, ihm zurief: Herr Le Blanc, Herr Le Blanc, lassen Sie dieß, es ist nicht für Sie, sondern hier für den Abbe' Dü Bois. Hierauf sah er diesen an, und sagte: Er war immer ein Kuppler, und hier innen sind nichts als Briefe von Frauen. Der Abbe' fing an zu lachen, wagte aber nicht, etwas dagegen zu sagen.

Cellamare wollte wahrscheinlich nur einen bon mot machen. Er war alt, hatte viel Verstand, Einsicht und Fähigkeit; und dieses gab ihm etwas solides. Man konnte ihm durchaus keine Ausschweifung vorwerfen, und seine ganze Galanterie erstreckte sich bloß auf den Umgang mit der großen Welt. Er wollte alles ausforschen, dem König von Spanien Anhänger werben und erhalten, und auf eine kluge Art den Saamen der Unzufriedenheit gegen den Regenten aussäen. Dieß bewog ihn, sich in die besten Gesellschaften zu mischen; übrigens lebte er sehr eingezogen, und beschäftigte sich viel mit Lesen und Arbeiten.

Im Augenblick, als er mit den beiden Beauftragten in seiner Wohnung ankam, wurden die Thüren des Hauses durch ein Detaschement von Musketieren besetzt; und nachdem alles durchsucht war, wurden alle Schreibtische und Schatullen, worin seine Papiere waren, mit dem königlichen Sigill und dem Petschaft des Gesandten selbst versiegelt. Dü Bois und Le Blanc gingen mit einander zum Regenten, um ihm Rechenschaft abzulegen, und ließen die Musketiers in dem Hause des Gesandten, um ihn zu bewachen, eben so auch die Diener, und Herrn Dü Lbois, einen Cammerherrn des Königs. Dieser hatte viel Verstand, und wurde deswegen fast immer zu solchen Aufträgen gewählt.

VI.

Der Herzog von Saint-Aignan rettet sich aus Spanien.

Der Herzog von Saint-Aignan befand sich damals in einer unangenehmen Lage zu Madrid; sowohl

sowohl wegen der Verhältnisse beider Höfe, als auch vorzüglich deswegen, weil Alberoni sich ein Vergnügen daraus machte, den Haß gegen den Herzog von Orleans in Spanien zu erhalten, indem er seine Handlungen, seine Regierung, und sein persönliches Betragen in einen schlimmen Ruf brachte. Sogar seine, anfänglich für Spanien äußerst günstigen Schritte, die so sehr den Zweck einer Annäherung hatten, wurden durch ihn verdächtig gemacht.

Dieser erste Minister in Spanien betrug sich überdieß so unartig gegen den Herzog von Saint-Aignan, daß der ganze Hof zu Madrid, sogar auch die, welche Frankreich am wenigsten ergeben waren, ein Aergerniß daran nahm. Unser Gesandter konnte sich daher nur durch sein kluges Betragen auf seinem Posten erhalten, und war sehr froh, daß er zurückberufen wurde, als der Krieg beschlossen war. Er bat um seine Abschieds-Audienz, und nahm von seinen Freunden und dem Hof Abschied.

Alberoni, welcher damals von Cellamare Nachrichten über die Verschwörung erwartete, wollte der Person des Herzogs gewiß seyn, um im Fall, wenn es schief gehen sollte, Cellamare's Person dadurch sicher zu stellen. Er suchte daher diese Abschieds-Audienz zu verzögern. Endlich, als Saint-Aignan durch wiederholte und bestimmtere Befehle zur Abreise gedrungen wurde, weil man wohl vermuthete, daß es in kurzem mit Cellamare zum Ausbruch kommen werde, sprach er ernstlich mit dem Cardinal und erklärte, daß, wenn man ihm die Audienz nicht bewilligen wolle, er ohne Abschied abreisen werde. Alberoni gerieth in Zorn und antwortete drohend: Er werde dieß zu verhindern wissen.

Der kluge und besonnene Saint-Aignan sah, welchem Manne er ausgesetzt sey, und warum man ihn

in

in Madrid zurückbehalten wolle. Er wußte aber seine Maaßregeln und seine Zeit so geheim und gut zu nehmen, daß er noch in derselben Nacht mit seiner nöthigsten Bagage die Gränzen erreichte, und am Fuß der Pyrenäen anlangte, ehe man ihn einholen konnte. Da er wohl vermuthete, daß der heftige Alberoni ihm nachsetzen lassen würde, um ihn zu arretiren, so setzte er sich, weil mit den Wagen auf den Gebirgen schwer durchzukommen ist, mit seiner Gemahlin, einer Cammerfrau, drei Bedienten und einem sicheren Führer auf Maulthiere, um Saint-Jean zu erreichen. Er hielt sich unterwegs nirgends länger auf, als bis man gegessen hatte, befahl aber seinen übrigen Leuten, mit Bequemlichkeit nach Pampelune zu reisen. Er ließ eine Cammerfrau und einen verständigen, unterrichteten Bedienten in seinem Wagen sitzen, die, im Fall man sie arretiren wollte, sich für den Gesandten und seine Gemahlin ausgeben, und dieß recht laut machen sollten.

Die Sache geschah wirklich: Sie spielten ihre Rollen sehr gut. Die, welche sie arretirt hatten, berichteten ihre Verhaftung sogleich nach Madrid, und hielten sie zu Pampelune in strenger Verwahrung. Als der Herzog und seine Gemahlin zu Saint-Jean angekommen waren, ließen sie sich bis Bayonne eine Bedeckung geben wo sie glücklich anlangten und von ihren Strapazen ausruhen konnten. Der Herzog meldete es dem Regenten durch einen Eilboten, ließ aber auch dem Gouverneur zu Pampelune seine Ankunft zu Bayonne bekannt machen, und ersuchte ihn, man möchte ihm seine Equipage nachschicken. Sie schämten sich, daß sie sich hatten betrügen lassen, und schickten ihm seine Equipage. Aber Alberoni war so wüthend, als er es erfuhr, daß er das Versehen bestrafen ließ.

V.

V.

Berathschlagung des Herzogs von Orleans mit dem Duc de Saint-Simon über den Bruch mit Spanien.

Nach diesen Ereignissen, wurde der Bruch mit Spanien immer mehr durch die geheimen Anschläge des Abbe's Du Bois vorbereitet, der niemand, selbst seinen Vertrautesten, nichts davon entdeckte, als was er durchaus nicht verbergen konnte. Ungeachtet dessen, sagte mir einst der Regent, mit dem ich gewöhnlich wöchentlich Einen Tag allein arbeitete: er habe mir etwas von Wichtigkeit zu sagen, das er, ehe er anfange zu arbeiten, gründlich mit mir überlegen wolle.

Er erklärte mir hierauf, wie er mit dem Kaiser, mit England und mit Spanien stehe, und wie er genöthigt sey, sich öffentlich und mit den Waffen gegen Spanien zu erkären.

Nachdem ich ihm aufmerksam zugehört hatte, erinnerte ich ihn an das, was ich ihm damals als wir in seiner kleinen Loge in der Oper über die Angelegenheit der geheimen Hülfsgelder gesprochen, vorausgesagt hätte; ich brachte ihm umständlich alles wieder ins Gedächtniß, was ich damals gegen den Bruch mit Spanien angeführt, und wovon er so sehr überzeugt gewesen, daß er nicht mehr darauf beharrt habe, die Hülfsgelder, gegen meine Meinung, zu geben, als bloß unter der vorgeblichen Gewißheit, daß es geheim bleibe, auch keine Gefahr in Rücksicht einer weiteren Verpflichtung habe, und daß die Angelegenheiten von Seiten des Kaisers und von England gegen Spanien zu weit gehen könnten; Dinge, die ich ihm immer heftig bestritten hatte.

Der

Der Bruch, welchen ihm der Abbé Dû Bois so dringend anrieth, wurde nun genau geprüft. Der Regent fand keine gültige Antworten auf meine Gründe; allein er war in Verlegenheit mit dem Kaiser, von England bezaubert, und mehr als alles dieß, von seiner Schwachheit für Dû Bois hingerissen; dem es nur um sein eigenes Glück zu thun war, das er so heftig wünschte, und der auch nur deswegen so fest auf dem Bruch beharrte. Ich sah, daß der Regent zwar überzeugt, aber nicht geneigt war, dies zuzugeben; und seufzte in meinem Herzen, ihn in diese Ketten verstrickt zu sehen. Plötzlich fiel mir ein, sie durch etwas außerordentliches zu zerreißen.

Ich bat ihn, er möchte nicht böse werden, wenn ich etwas unmögliches voraussetze, und möchte mich ganz aushören und meiner Gedankenreihe folgen.

„Wenn Sie wüßten, sagte ich ihm, daß irgend„wo in Ihrer Nähe ein Wahrsager oder Prophet „wäre, wie dieß nicht der Fall ist, würden Sie es „nicht für eine Thorheit halten, einen Krieg zu unter„nehmen, ehe Sie ihn gefragt hätten, welchen Erfolg „er haben würde? und wenn dieser Wahrsager Ihnen „nichts als verlorne Festungen, verlorne Schlachten ꝛc. „voraussagen würde, ist es nicht gewiß, daß Sie „alsdann diesen Krieg nicht unternehmen würden? „Ich sage Ihnen aber, daß Ihr Entschluß in dieser „Sache, auch wenn Ihnen dieser Prophet nichts als „Glück weissagen würde, doch unabänderlich derselbe „bleiben müßte. In allen Fällen schwächen Sie da„durch den Staat, Sie stärken seine gebornen Feinde, „welche allein Sie zum Krieg verleiten; Sie reizen „eine Nation, die, seit sie in dem Lande existirt, wo „sie ist, an die Erstgeburt in dem Hause ihrer Könige „gewohnt ist; Sie riskiren eine precäre Macht, und „veranlassen, daß man öffentlich von Ihnen sagt,

„Sie

„Sie benutzten diese Macht nur für Ihr persönliches „Interesse, und um gegen die Rechte Philipps des V. „auf Frankreich, eine fremde Stütze zu haben. Des„sen Gewalt und Ihre Furcht wird dadurch sichtbar.“

„Wenn Sie ferner, im Fall eines glücklichen Er„folgs, von denselben Mächten gezwungen würden, „weiter zu gehen, als Sie selbst wollten; was würde „daraus entstehen, wenn der König von Spanien aller „Hülfsmittel entblößt, und des Verdrusses müde, „Sie fortfahren ließe, aber unbewaffnet nach Frank„reich käme, und erklärte, daß er sich den Franzosen „übergebe, die ihn auf den Thron gesetzt, ihn auf „demselben erhalten hätten, auch die Unterthanen sei„ner Väter und seines eigenen väterlichen Neffen seyen; „daß er nur komme, um eine Regierung zu übernehmen, die ihm nach den Rechten seiner Geburt ange„höre, so bald er nicht durch seine Abwesenheit davon „ausgeschlossen sey, und um sich, seine Nation, und „sein Erbrecht einem Gouverneur zu entreißen, den er „alsdann schildern wird, wie es ihm beliebt. Ich „weiß nicht, welche Revolution aus diesem Schritte „entstehen würde; aber ich bekenne Ihnen, und nur „Ihnen allein, daß ich, der ich den König von Spa„nien nur kenne, weil ich Versteckens und andere Kin„derspiele mit ihm gespielt habe, ich, der, wie Sie „wissen, mein ganzes Leben hindurch Ihnen so ganz „ergeben war, ich, der alles von Ihnen, und nichts „von irgend einem andern zu erwarten habe, ich be„kenne Ihnen, sage ich, daß wenn es dahin käme, ich „mit Thränen von Ihnen Abschied nehmen, zum Kö„nig von Spanien übergehen, und ihn für den wahren „Regenten erkennen würde. Wenn ich, der ich so „ganz Ihnen angehöre, so denke und empfinde, was „werden Sie von allen übrigen Franzosen zu erwarten „haben?“ — —

Der

Der Regent wurde von der Wahrheit und der Kraft dieſer Rede ergriffen. Er blieb lange, den Kopf auf beide Hände, und die Ellenbogen auf ſeinen Schreibtiſch geſtützt, ſitzen, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war; geſtand nachher, daß ich recht, und ihm einen Dienſt erzeigt habe, ihm dieß alles geſagt zu haben. Der Herzog trat hierauf in das Zimmer, der Regent führte ihn in die Galerie, und ich blieb allein.

Der Beſuch des Herzogs war nur kurz geweſen, der Regent kam wieder zu mir, ich ſetzte dann noch hinzu: ich glaubte genug geſagt zu haben, um ihn aus den Schlingen des Abbe's Dü Bois zu retten, der ihn dem Abgrund immer näher bringe. Der Regent betheuerte mir, er würde ihn in einen Kerker werfen laſſen, wenn er ſich unterſtände, ſich um die Cardinalswürde zu bewerben, und ſah ein, daß er nicht mit Spanien brechen dürfe. Ich ſuchte ihn darin zu beſtärken, und ſagte ihm ferner: „Sie ſind jetzt überzeugt und entſchloſſen; allein kaum werde ich weggegangen ſeyn, ſo wird Dü Bois ſich Ihrer wieder bemächtigen, und Sie abbringen; er wird merken, daß „Sie, nur ſeit ich mit Ihnen geſprochen, ſich nicht „mehr gegen Spanien erklären wollen; es wird ſeiner „Schlauheit gelingen, Ihre Geſinnungen zu ändern, „er wird Sie ſo lange umſtricken, bis er ſeinen Zweck „erreicht hat, und Sie ſich gegen Spanien erklären."

Der Regent verſicherte mich, ſein Entſchluß ſey ſo feſt, daß ihn nichts davon abbringen könne; dennoch wurde nach Verfluß von 8 Tagen der Krieg mit Spanien erklärt.

Während dieſer 8 Tage that ich, was ich ſeit der Regentſchaft noch nie gethan hatte. Ich ging 3 bis 4 mal zum Herzog von Orleans, wurde aber, was mir auch bis dahin noch nie begegnet war, nicht vorgelaſſen.

Meine

Meine Besorgnisse über diese Kriegserklärung nahmen zu, da ich sah, wie streng Du Bois den Herzog vor mir verwahrt hielt. Ich bat ihn schriftlich, um die Erlaubniß, ihn zu sprechen. Keine Antwort. Ich schrieb zum zweitenmal, und erhielt die Antwort: Er werde es mir sagen lassen, wenn er mich sprechen wolle. Nun vermuthete ich wohl, daß nichts mehr zu machen sey, und hatte mich nicht geirrt.

An dem Tage, als die Sache bekannt wurde, ließ er mir sagen, daß er mich sprechen wolle. Ich ging zu ihm, und fand an ihm einen Mann mit gesenkten Haupt, der sich schämte mich anzusehen. Auch ich war kalt; wir blieben lange stumm vor einander stehen. Endlich unterbrach er das Stillschweigen und sagte: Was werden wir uns zu sagen haben? „Nichts, „antwortete ich; über geschehene Dinge läßt sich nichts „mehr sagen; ich kann nur wünschen, daß Sie sich „gut dabei befinden möchten; übrigens bitte ich Sie, „zu glauben, daß ich Sie nicht aus irgend einem per„sönlichen oder besondern Interesse, seit 8 Tagen, „vergeblich verfolgt habe; es ist sonst nicht meine Sa„che, die Thüren zu sprengen; nur meine Anhänglich„keit und meine Pflichten haben in diesem Fall über „meine Neigung gesiegt. Sie haben mich nicht spre„chen wollen; ich wasche meine Hände."

VI.

Tod der Frau von Maintenon; Geschichte ihrer letzten Wittwenschaft.

Frau von Maintenon starb zu Saint-Cyr Abends den 15. April 1719, den Tag vor Quasimodogeniti. Wie viel Aufsehen würde dieses Ereigniß in Europa gemacht

haben, wenn es einige Jahre früher geschehen wäre. Nun wußte man es vielleicht kaum in Versailles, das so nahe liegt, und in Paris wurde kaum davon gesprochen.

Ich habe schon bei dem Tode des Königs so viel über diese unglückliche und zu berühmte Frau gesprochen, daß ich hier ihre Geschichte nur von jener Epoche an fortsetzen kann. Sie hat seit 35 Jahren unausgesetzt eine so mächtige und unselige Rolle gespielt, daß alles von ihr, auch die letzten Jahre ihrer Abgeschiedenheit, merkwürdig sind.

Im Augenblick, als der König starb, zog sie sich nach Saint-Cyr zurück, und war so klug, der Welt zu entsagen, und nie aus der Klausur dieses Hauses zu gehen. Sie nahm keine fremden Besuche an, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl, deren wir erwähnen werden. Sie verlangte nichts, empfahl niemand, und mischte sich in nichts, wo ihr Name compromittirt werden konnte. Die Frauen von Caylus, von Dangeau, und von Levi kamen zu ihr, aber nicht oft, und die beiden letztern speisten selten mit ihr zu Mittag. Der Cardinal von Rohan besuchte sie alle Woche, auch der Herzog Du Maine, der 3 bis 4 Stunden allein bei ihr zubrachte. Sie war immer voller Freude, wenn man diesen bei ihr anmeldete, und umarmte ihren Liebling mit großer Zärtlichkeit, ungeachtet er stark und übel roch. Auch der Herzog von Noailles war ziemlich oft bei ihr; doch schien sie sich wenig um ihn zu kümmern; noch weniger um seine Frau, ihre eigene Nichte, die auch nur selten, auf einen steifen Fuß, und ungern zu ihr kam. Sie wurde auch eben so von ihr aufgenommen.

Der Marschall von Villeroy besuchte sie, so oft er konnte, wurde auch immer mit großer Achtung von ihr empfangen. Der Cardinal von Bissy kam fast gar

nicht

nicht zu ihr; sondern nur einige unaufgeklärte und fanatische unter den Bischöffen; der Erzbischoff Aubigny, von Rouen, ziemlich oft, Blois von Zeit zu Zeit. Me'rinville, der Bischoff von Chartres, als bischöfflicher Vorgesetzter des Klosters, kam wöchentlich einmal. Als die Königin von England zu Saint-Germain war, speiste sie Mittags mit ihr; aber von Choillot aus, wo sie sich lange aufhielt, kam sie nie dahin. Beide saßen alsdann auf gleichen Lehnstühlen, die einander gegenüber standen; wenn es Zeit war zum Mittagessen, wurde ein Tisch zwischen sie gesetzt, mit ihren Gedecken, den ersten Gerichten, und einer Glocke. Bei Tische wurden sie von den jüngern Cammerfräuleins bedient, welche ihnen zu trinken reichten, Teller brachten und andere Gerichte austrugen, wenn ihnen geklingelt wurde; worüber sich die Königin immer sehr gnädig gegen sie bezeugte. Nach Tische räumten sie wieder ab, und brachten den Caffe. Die Königin blieb noch zwei bis drei Stunden bei der Frau von Maintenon allein, und dann trennten sie sich mit einer Umarmung. Wenn sie kam, ging ihr Frau von Maintenon drei oder vier Schritte entgegen, und beim Weggehen begleitete sie sie wieder eben so weit. Die Fräuleins, welche im Vorzimmer waren, begleiteten sie alsdann bis an ihren Wagen; sie liebten sie sehr, weil sie äußerst gütig gegen sie war.

Am angenehmsten waren ihnen die Besuche des Cardinal Rohan's, der nie mit leeren Händen kam, und ihnen so viel Backwerk und Confect mitbrachte, daß sie mehrere Tage daran zu essen hatten. Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten gefielen der Frau von Maintenon.

Ungeachtet sie nur von einer kleinen Anzahl besucht wurde, die jedoch nie ungemeldet kamen, und sich immer vorher den Tag und die Stunde von ihr bestim-

men ließen (ihren Liebling ausgenommen, der ihr zu jeder Zeit willkommen war), verging doch selten ein Tag, an welchem niemand bei ihr war. In solchen Tagen, und den freien Morgenstunden, beschäftigte sie sich mit Lesen und Beantworten vieler Briefe, die sie bekam. Sie correspondirte fast mit lauter Vorgesetzten von geistlichen Häusern, Priestern, oder Seminarien, mit Aebtissinnen, sogar auch mit bloßen Nonnen; denn ihre Neigung zu dirigiren zeigte sich in allem. Da sie leicht und gut schrieb, dictirte sie gern ihre Briefe alle so, als ob sie für den Druck bestimmt wären.

Alle diese nähern Umstände weiß ich von der Frau von Thibouville, eine Rochechouart, ohne Vermögen, die als Kind in das Kloster Saint-Cyr gekommen war.

Frau von Maintenon hatte außer ihren Cammerfrauen (denn keiner ihrer männlichen Bedienten durfte in ihr Zimmer) zwei, bis drei, alte Fräuleins und 6 jüngere, die in ihrem Zimmer waren; unter diesen jungen und alten, wechselte sie zuweilen ab. Fräulein von Rochechouart war unter den jüngeren eine von denen, welche sie mit ihrer Freundschaft beehrte, und gegen die sie einiges Zutrauen hatte, so viel als es bei der Verschiedenheit ihres Alters möglich war; und da sie Verstand hatte, auch eine gute Hand schrieb, so dictirte sie dieser. Sie verließ Saint-Cyr erst nach dem Tode der Frau von Maintenon, deren Verlust sie immer beklagt hat, ob sie ihr gleich nichts gegeben hatte. D'Antin, bei dem sie sich, seit sie Saint-Cyr verlassen hatte, aufhielt, verheirathete sie, weil es ihr gänzlich an Vermögen fehlte; allein ihre Ehe war nicht glücklich. Thibouville verzehrte sein sehr beträchtliches Vermögen mit Nichtsthun. Er verkaufte sein Regiment, so bald der Krieg beschlossen war, und betrug sich so, daß seiner Frau nichts anderes übrig blieb, als sich zu ihrem Bruder, dem Bischoff von Evreux, zu

begeben. Das Landgut dieſes Biſchoffs liegt nur 5 Meilen von la Ferte'. Wir kamen nachbarlich zuſammen, und ſie waren oft mehrere Monate bei uns zu la Ferte'. Dieſe Umſtände ſind zwar nicht intereſſant, allein von denen, welche ich nicht geſehen, oder mit denen ich nicht ſelbſt Umgang gehabt habe, will ich wenigſtens anführen, was ich von ihnen weiß, und woher ich es weiß.

Frau von Maintenon ſtand, wie bei Hof, früh auf, und legte ſich bald nieder. Ihr Gebet dauerte lange; auch Erbauungs-Bücher las ſie ſelbſt. Sie ließ ſich zuweilen von ihren jungen Fräuleins aus hiſtoriſchen Schriften vorleſen; hörte ſie gern darüber urtheilen, und belehrte ſie. In einer Tribüne, die gerade an ihrem Zimmer war, hörte ſie die Meſſe, oft wohnte ſie auch dort dem Gottesdienſt bei, ging aber ſelten in das Chor. Sie communicirte, nicht, wie Dangeau in ſeinen Memoiren angibt, alle zwei Tage um Mitternacht; ſondern wöchentlich zweimal, gewöhnlich Morgens zwiſchen 7 und 8, nachher ging ſie alsdann in ihre Tribüne, wo ſie an ſolchen Tagen länger blieb. Ihr Mittagstiſch war einfach, aber ſchmackhaft, ausgeſucht und in allem Uiberfluß.

Der Herzog von Noailles, und nach ihm Mornay und Blois ſchickten ihr häufig Wildpret von Saint-Germain und von Verſailles, eben ſo auch Früchte. Wenn keine fremden Damen bei ihr waren; ſo ſpeiſte ſie allein, von ihren Cammerfräuleins bedient, von denen ſie, höchſtens 3 bis 4 mal jährlich, einige zu ſich an den Tiſch ſitzen ließ.

Auch Fräulein von Aumale, die alt, und ſchon lange bei Hof in ihrem Dienſt geweſen war, wurde von dieſer Seite nicht von ihr ausgezeichnet. Fräulein von Aumale und die übrigen Cammerfräuleins bekamen noch ein beſonderes Abendeſſen. Von dieſen

Damen machte Madame Maintenon gleichsam die Aufseherin dabei. Sie selbst aß des Abends nichts.

Bei recht schönem und windstillem Wetter, ging sie ein wenig im Garten spatzieren. Sie ernannte alle Superiorinnen, die oberen und niederen, so wie alle, die ein Amt in dem Kloster bekamen. Man legte ihr die Rechnung des laufenden Jahrs oder Monats zur Uibersicht vor; über alles übrige aber ertheilte sie der Priorin ihre Befehle. Im Hause wurde sie nur Madame genannt; und ungeachtet sie sich sehr sanft und höflich gegen die Damen im Kloster, und sehr herablassend gegen die Fräuleins benahm, zitterten doch alle vor ihr. Sehr selten sah sie welche von den Nonnen, außer der Priorin und den Dienerinnen; und auch diese nur, wenn sie gerufen wurden. Noch seltener geschah es daß eine es wagte, um eine Audienz zu bitten, was sie jedoch nie verweigerte. Die Oberpriorin konnte zu ihr kommen, wann sie wollte, doch ohne diese Erlaubniß zu mißbrauchen. Diese gab ihr von allem Rechenschaft, und erhielt über alles Befehle von ihr; Frau von Maintenon sah fast niemand außer ihr.

Keine von den Aebtissinnen, auch die nicht, welche, wie ehmals der Fall gewesen, Prinzessinnen von Frankreich waren, hatte so unumschränkt geherrscht, wurde so pünctlich befolgt, so gefürchtet und verehrt wie sie; und dabei wurde sie doch fast von jedermann zu Saint-Cyr geliebt. Die Priester außer dem Kloster standen in derselben Abhängigkeit.

Nie sprach sie in Gegenwart ihrer Fräuleins, von Dingen, welche die Regierung oder den Hof betrafen. Sie sprach oft mit Lobeserhebungen von dem verstorbenen König; aber ohne sich in etwas einzulassen; nie von den Intriguen, von den Cabalen, oder von ihren ehmaligen Verhältnissen.

Als der Herzog von Orleans die Frau von Maintenon besuchte, nachdem die Regentschaft erklärt war, bat sie ihn um nichts, als um seinen Schutz für Saint-Cyr. Er versicherte ihr, die 4 Tausend Livres, welche ihr der verstorbene König monatlich ausgesetzt habe, würden ihr pünctlich ausbezahlt werden. Sie hatte also vom König eine Pension von 48 Tausend Livres. Ich weiß nicht einmal, ob sie nicht auch ihren Gehalt als Gouvernantin der Kinder der Frau von Montespan und des Königs, einige andere Einkünfte aus jener Zeit, und ihre Besoldung als Hofdame bei der Dauphine von Baiern, beibehalten hat; so wie dieß bei der Marschallin von Rochefort, als erster Hofdame von der Prinzessin, und bei der Herzogin von Anjou der Fall war, die seit dem Tode der Dauphine von Baiern, lebenslänglich ihren Gehalt behielt. Außerdem hatte sie die Einkünfte von dem Landgut Maintenon, und einigen andern Gütern. Saint-Cyr war, nach seiner Fundation, verbunden, ihr und ihren Leuten Wohnung und Tisch frei zu geben, auch ihre Leute und Pferde auf Kosten des Klosters zu erhalten, so lange sie wollte; und dieß wurde pünctlich erfüllt, bis auf Holz, Wachslichter, Kohlen und Lichter; mit einem Wort, sie hatte keine andern Ausgaben, für sich, ihre Leute und ihre Pferde, als Kleidung und Livrée.

Außer dem Hause hatte sie einen Haushofmeister, einen Cammerdiener, Stall- und Küchenbediente, einen Wagen, ein Gespann von 7 oder 8 Pferden, und 1 oder 2 Reitpferde. Im Hause, Fräulein von Aumale, ihre Cammerfrauen und Cammerfräuleins, die aber aus dem Kloster Saint-Cyr selbst waren. Ihre Ausgaben bestanden also in Allmosen, und im Lohn für ihre Dienerschaft.

Ich habe mich oft gewundert, daß der Marschall von Harcourt, der so eng mit ihr verbunden war, die

Marschälle von Tallard und von Villars, die ihr alles zu verdanken hatten, die Herzogin Du Maine nebst ihren Kindern, für deren Wohl sie alle göttliche und menschliche Gesetze umgestürzt hatte, der Prinz von Rohan ꝛc. sie nie besucht haben.

Der Sturz des Herzogs Du Maine durch das königliche außerordentliche Gericht in den Tuillerien, war die erste Veranlassung zu ihrem Tode. Man vermuthet nicht zu viel, wenn man glaubt, sie sey von den Absichten und Maaßregeln ihres Lieblings unterrichtet gewesen, und diese Hoffnung habe sie erhalten. Sie unterlag, als sie hörte, er sey verhaftet. Ein anhaltendes Fieber überfiel sie, und sie starb im 83. Jahre, bei vollem Bewußtseyn und Verstand. Die Trauer über ihren Verlust, welche in Saint-Cyr nicht allgemein war, verbreitete sich kaum über die Mauren des Klosters. Aubigny, der Erzbischoff von Rouen, ihr vorgeblicher Vetter, ist der einzige, der thörigt genug war, sich über ihren Verlust zu Tode zu grämen.

VII.

Geschichte des geheimen Plans, die Parlamente zu zerstören; und Gründe, warum sie der Herzog von Saint-Simon erhalten wollte.

Den Regenten beschäftigten andere Angelegenheiten; denn das Parlament, mehr gereizt als niedergeschlagen über den Gerichtstag in den Tuillerien, hatte sich, nachdem es einige Zeit unthätig und in Furcht gewesen war, wieder von seiner Betäubung erholt. Es

fand

fand in dem Betragen des Regenten, in Rückſicht auf den Herzog Dû Maine etwas beruhigendes, und ſuchte daher nur, alles, was bei dem Einregiſtriren, das der König in ſeiner Gegenwart hatte vornehmen laſſen, ſie anging, auf eine liſtige Art zu verdrehen.

Dieſe Geſellſchaft iſt für ihr Intereſſe ſehr conſequent; ſie behauptet, wiewohl ohne allen Grund: die Macht der minderjährigen, ſogar der volljährigen Könige ſtehe unter ihrer Leitung, und ungeachtet ihr dieſer Punct ſo oft ſtreitig gemacht wurde, will ſie ihre Meinung hierüber doch nicht aufgeben.

Aus dieſer neu aufgeſtellten Maxime, leitet ſie eine andere ab, das enrégistrement betreffend. Sie ſieht nämlich dieſes nicht als eine Publication an, welche verbindlich mache, weil ſie nicht unbekannt ſeyn kann; ſie giebt nicht zu, daß das Einregiſtriren bloß nothwendig ſey als Bekanntmachung, in ſofern der Gehorſam gegen Geſetze daraus folge, daß man ſie weiß. Vielmehr behauptet das Parlament, das Einregiſtriren ſey bei Geſetzen und Verordnungen ein weiteres Hinzukommen einer nothwendigen Macht. Die Macht des Königs zwar könne Geſetze, Verordnungen ꝛc. machen, aber ſie durch ſich allein noch nicht geltend machen, noch weniger ſie vollziehen, ohne den Beitritt der zweiten Macht, welches diejenige ſey, die das Parlament durch das Einregiſtriren der königlichen hinzufüge, und durch deren Beitritt dieſe erſt executoriſch werde; was außer dem nicht der Fall ſeyn würde.

Aus dieſer letzten Maxime folgt nun weiter, daß alle Wirkung der nothwendigen Macht, wenn ſie gezwungen wird, von rechtswegen Null iſt, daß folglich alles, was der König im Parlament vorträgt, und durch Furcht oder mit Gewalt einregiſtriren läßt, vergeblich einregiſtrirt, und von rechtswegen ungültig iſt. Endlich, daß kein Einregiſtriren gültig ſey, und den

Edicten, Erklärungen ꝛc. jenen, der königlichen Macht nöthigen Zusatz, durch den sie erst Gesetze würden, und vollzogen werden könnten, gebe, außer wenn es freiwillig sey; und daß es nur freiwillig sey, so lange alles was vorgehe und im Parlament zum Einregistriren vorgetragen werde, dorthin communicirt, geprüft und gebilligt werde, oder wenn das, was der König geradezu bei einer königlichen Sitzung selbst vorlege, daselbst zwar nicht gebilligt, weil niemand reden dürfe, aber doch genau und mit völliger Freiheit untersucht worden sey, um entweder angenommen oder verworfen zu werden.

Nach dieser Ansicht war es ganz natürlich und consequent, daß das Parlament sich nicht für verbunden hielt, etwas zu beobachten, das gegen seinen Willen und seine Rechte in der Gerichtssitzung in den Tuillerien einregistrirt worden sey; daß es sich sogar für berechtigt hielt, sich dem, was auf diese Art einregistrirt worden, zu widersetzen. Dieß that auch das Parlament wohlbedächtlich, und mit aller möglichen Beharrlichkeit, aber auch mit einer Vorsicht, die ihm den Erfolg seiner Absichten versicherte; indem es sich allen verschiedenen, den Operationen von Law nothwendigen Enregistrements, unter allen Formen entgegensetzte. Der Regent war von diesem Benehmen genau unterrichtet, und sehr ärgerlich darüber; so wie Law unendlich in Verlegenheit war, weil er Kunstgriffe und Operationen zu machen hatte, bei denen er den Beistand eines Parlaments bedurfte; und mit einem Regenten zu thun hatte, der die forcirten Schritte nicht liebte, und schon durch andere, zu denen er seine Zuflucht zu nehmen, genöthigt gewesen war, in diesem Punct sich erschöpft hatte.

In dieser Verlegenheit meinte Law ein Mittel zu finden, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen.

Sein

Sein Papiergeld war schon beinahe auf seinem höchsten Punct. Nur wenige, in Vergleich mit der übrigen großen Anzahl, zogen das Geld diesen Assignaten vor. Er machte nun dem Regenten den Vorschlag, mit diesem Papier alle Parlaments-Stellen, gutwillig oder mit Gewalt, wieder zurückzukaufen, und die Verkäuflichkeit der Aemter, gegen welche ehmals so sehr geschrien worden war, und die nothwendig zu großen Mißbräuchen verleitete, wieder aufzuheben; um dem König die freie und unentgeltliche Austheilung davon wieder zu überlassen, wie dieß vor der Verkäuflichkeit der Aemter der Fall gewesen war. Auf diese Art sollte der Monarch zum Herrn des Parlaments gemacht werden, indem der König von einer Erledigung zur andern bloße Commissionen anordnen sollte, um Parlament zu halten, diese aber bei jeder Parlaments-Session, entweder fortdauren, oder aber zu Gunsten eben derselben, oder auch anderer Subjecte, nach seinem Gefallen verändert werden könnten.

Ein so vortheilhafter Vorschlag blendete den Regenten; der Herzog von la Force unterstützte die Idee gemeinschaftlich mit Dü Bois, der in dieser Sache nicht zu thätig scheinen, doch aber wirken wollte, deswegen aus Furcht vor einem Unfall sich hinter der Tapete hielt, und bloß seine Abgeordneten ausschickte. Er selbst fand seine Rechnung bei dieser Loskaufung; weil er die Absicht hatte, sich unter dem Namen des Königs, wenn er volljährig seyn würde, zum unumschränkten Herrn der Staatsverwaltung zu machen. Allein er fühlte das ganze Wagstück dieses Uibergangs, und wollte sich der Gefahr nicht aussetzen.

Law, der alle Mittwoche Vormittags zu mir kam, hatte mich nicht das geringste von diesem Vorhaben merken lassen; ich habe Ursache zu glauben, daß sie

sich

ſich vor meinem Examen fürchteten, und daß ſie meine Neigung, meinen Haß und mein Intereſſe, gefangen nehmen wollten, durch einen Vorſchlag, den mir der Regent, gleichſam unverſehens machen ſollte, um meinen Beifall zu gewinnen, und dieſen gleich zu einem Antrieb für die Ausführung zu benutzen. Ich glaubte deswegen immer. der Regent ſey durch dieſen Kunſtgriff bewogen worden, mich über dieſe Sache zu Rath zu ziehen. Sie kannten mich als einen Mann, dem die Foderungen und Unternehmungen gegen die königliche Macht ungeduldig machten, und der aus Eifer für ſeine eigene Würde am lauteſten, und öffentlich gegen alle Uſurpationen, die ſich die Geſellſchaft des Parlaments erlaubt hatte, und gegen alles, was kürzlich, ſo wie gegen das Ende der Regierung des verſtorbenen Königs, und ſeit ſeinem Tode, im Stillen vorgegangen war, erbittert ſey. Aus dieſem Geſichtspunct hatte auch der Regent, der ſogar gegen die rechtſchaffenſten Männer argwöhniſch war, alles betrachtet, was ich ihm gleich zu Anfang der Unternehmungen des Parlaments gegen ſeine Macht, geſagt hatte. Er erklärte ſich eben daraus auch dieß, daß ich ſeit dieſer Zeit völlig über dieſen Punct geſchwiegen, und nur aus Zwang dieſes Stillſchweigen unterbrochen hatte, als er mit mir über den, bald nachher in den Tuillerien gehaltenen lit de justice geſprochen hatte.

Derſelbe Grund, nämlich, das angeborne Mißtrauen des Regenten, mußte ihn abhalten, mit mir über die Loskaufung des Parlaments zu reden, wenn er nicht anderswoher dazu angetrieben worden wäre.

Allein wenn ich wirklich der war, vor welchem er, nach ſeiner Meinung, ſich am meiſten in Acht zu nehmen hatte; ſo mußten es die Theilnehmer dieſer Sache vielleicht für einen Hauptſtreich halten, wenn ſie den

den Regenten nöthigten, sich darüber mit einem Manne zu berathschlagen, den sie für so ganz vorzüglich tüchtig hielten, ihre Absichten zu unterstützen, und der alles in sich vereinigte, was ihnen einem schnellen und vollkommenen Erfolg versprechen konnte.

Wie dem auch war; eine Stunde nach dem Mittagessen, wo ich, wie gewöhnlich, mit dem Regenten allein arbeitete, lenkte er, ohne alle Veranlassung, das Gespräch auf das Parlament, und fing an, mir zu erzählen und zu erklären, wie diese Gesellschaft ihm beständig so viel Verdruß mache, wie sie von dem königlichen Gerichtstag der Tuillerien öffentlich so wenig Notiz nehme, und wie wenig Vortheil er davon habe. Gleich darauf legte er mir das ihm angegebene Auskunftsmittel vor, und zeigte mir zugleich einen wohl überdachten Aufsatz, diesen Plan betreffend, von dem ich bis dahin nicht das mindeste erfahren hatte.

Ich billigte die Klagen des Regenten über das Parlament, so wie seine Gründe, es in seine Pflichten zurückzuweisen; und vergaß nicht, in Rücksicht auf die königliche Gewalt, die Ursachen anzuführen, warum ich für meine Person wünschte, das Parlament gedemüthigt und in die gehörigen Schranken versetzt zu sehen, so wie auch die Vortheile, welche durch Ausführung dieses Plans meiner Würde zufallen müßten. Allein ich setzte sogleich hinzu: daß mir dieser Vorschlag, auf den ersten Blick, von der einen Seite ungerecht, und von der andern gewagt scheine, und ein solcher Entschluß eine reifliche Ueberlegung, und die Abwägung der großen und sehr bedeutenden Folgen, die er haben könne, erfodere.

Er ließ mich nicht weiter reden, sondern wollte erst (ungeachtet seines schlechten Gesichts) den Aufsatz

nach einander fort, und ohne Unterbrechung zu Ende lesen. Nachher las er ihn zum zweiten mal, setzte aber während des Lesens ab, und besprach sich mit mir darüber.

Schon das erstemal als er den Aufsatz las, wurde ich in meiner Abneigung, die ich gleich anfangs gegen diesen Plan gehabt, und die ich nicht hatte verbergen können, bestärkt. Beim zweitenmal prüfte ich, und widerlegte den Regenten, der verwundert, mich abgeneigt zu sehen, hingerissen aber und entzückt über den Plan, mit meinem Widerstand nicht zufrieden war. Er äußerte mir sein Erstaunen, und gab sich alle Mühe, mir die Sache, durch die Vortheile, welche meinem Ansehn dadurch zufallen würden, einleuchtend zu machen: Er sagte mir, er müsse entweder das Parlament Herr seyn lassen, oder durch das einzige mögliche Mittel durchzugreifen suchen. Nachher sprach er über das Unangenehme der Verkäuflichkeit, über das allgemeine Glück, das diese Veränderung hervorbringen, und über die Freude, mit der es aufgenommen werden würde.

Da er so sehr dafür eingenommen, und eben im Begriff war, den Aufsatz wieder in die Tasche zu stekken, wurde mir bange, ihn in diese Gefahr verwickelt zu sehen, und ich sagte ihm, wenn wir gleich schon lange über diese Materie gesprochen hätten, so sey sie doch in jedem Fall zu wichtig, um nicht eine reifliche Uiberlegung darüber anzustellen. Ich hätte ihm zwar gesagt, wie ich es im ersten Augenblick beurtheile, allein ich würde noch allein über den Aufsatz nachdenken, und vielleicht meine Meinung ändern können; ich wünschte dieß recht ernstlich, theils um ihm zu gefallen, theils aus eigenem Interesse für meine Würde, und aus persönlicher großer Neigung, mich an

dem

dem Parlament zu rächen. Allein er möchte doch auch nicht vergessen, was ich ihm so oft bewiesen, was ich, wiewohl fast ohne Erfolg, bei Gelegenheit der Erziehungs-Veränderung des Königs, bei der Wiedereinsetzung der legitimirten Prinzen, in den Rang und die Ancienneté ihrer Pairschaft, so standhaft verfolgt hätte. Ich wiederholte ihm bei der gegenwärtigen Gelegenheit, daß mir meine Würde näher am Herzen liege, als mein Vermögen, daß aber beides, in Vergleichung mit dem Wohl des Staats, bei mir in keinen Betracht komme.

Hierauf bat ich ihn, mir den Aufsatz mitzugeben, um ihn mit Ruhe durchlesen zu können. Er bewilligte es unter der Bedingung, daß ihn niemand außer mir zu sehen bekomme, und daß ich ihn Uibermorgen wieder zurückbrächte. Ihn länger zu behalten, gab er durchaus nicht zu. Ich hielt Wort; ja ich that noch mehr; indem ich dem Regenten eine so kräftig entscheidende Antwort darüber aufsetzte, die ihn überzeugte, daß dieser Plan ein höchst gefährliches Hirngespinnst sey. Es war gar nicht weiter die Rede davon.

Die, welche ihm dazu gerathen hatten, fanden den Regenten so sehr gegen ihre Gründe gewaffnet, daß sie nichts mehr dagegen zu sagen wußten, und sich zum Schweigen bequemten, wiewohl nicht für immer.

Außer den Gründen gegen die Zurückkaufung der von der Krone verkauften Stellen, welche den Regenten überzeugten, hatte ich auch noch andere. Der erste ist: daß so falsch und ungereimt auch die Grundsätze des Parlaments sind, so schädlich der Mißbrauch auch war, den es davon, besonders bei

der

der Minderjährigkeit des verstorbenen Königs Ludwig des XIV. gemacht hatte, man doch nicht vergessen dürfe, welche wesentliche Dienste es zur Zeit der Ligue geleistet, um sich nicht eines gleichen Beistands, in ähnlichen möglichen Fällen, zu berauben. Auch sey es nicht gut, gegen Uibertreibungen der königlichen Macht alle Einschränkungsmittel wegzunehmen, indem sie so oft durch Minister, Günstlinge, Maitressen, sogar durch geringere Diener, die ihrem eigenen Interesse das Wohl des Staats, und sogar das Interesse des Königs, der ihnen dazu sein Ansehen borge, aufopfern, auf eine tyranische Weise ausgeübt werde.

Mein zweiter Grund war die Nothwendigkeit, in einer Monarchie wie Frankreich, den Unternehmungen Roms, der Geistlichkeit, und eines gewöhnlich ungestümen Ordens, Schranken zu setzen, indem dieser einen schwachen, unwissenden, furchtsamen König von Seiten des Gewissens beherrschen könne, auch sogar ein König, der weder schwach noch furchtsam sey, schon allein durch die Macht eines zu zarten Gewissens, beherrscht werden könne.

Man lese nur die Geschichte aller Länder, und des Unsrigen, so wird man von der Richtigkeit dieser Gründe überzeugt werden; und diese beiden Betrachtungen, die ich in meinem Aufsatz nicht anführen konnte, schienen mir wichtiger als die, welche ich dem Regenten angegeben hatte.

Allein dieser Plan war dem Law und Du Bois allzu lieb. Dem Letzteren, um sich die gegenwärtigen und zukünftigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und seine Macht zu versichern und zu erhalten; dem Law aber, um sich ein Gewicht zu geben, indem der ungeheure Uiberfluß der Bankpapiere, so sehr sie auch

damals

damals im Gang waren, ihn doch schon zum Voraus nichts Gutes hoffen ließ.

Das nächstfolgende Jahr verging unter Kämpfen zwischen der Regierung und dem Parlament. Diese Streitigkeiten gaben den Urhebern des aufgegebenen Plans Anlaß, die Sache wieder in Gang zu bringen; doch hat keiner von beiden je wieder mit mir darüber gesprochen. Nur ein oder zweimal waren Law einige Klagen darüber entschlüpft, daß ein so schöner Plan mißlungen sey.

Im Sommer war ich auf einige Tage nach La Ferte' verreist; und meine Abwesenheit ließ sie vielleicht hoffen, es durchsetzen zu können. Den andern Tag nach meiner Zurückkunft machte ich dem Regenten meine Aufwartung; ich fand ziemlich viel Gesellschaft bei ihm. Er nahm mich auf die Seite, und sagte mir: er hätte Morgen über wichtige Dinge mit mir zu reden. Ich drang in ihn mir zu sagen, worüber? Er war etwas verlegen und antwortete mir endlich: Da das Parlament ihn so weit treibe, so sey er genöthigt, den Vorschlag der Zurückkaufung der Stellen wieder vorzunehmen.

Ich bezeugte ihm mein Erstaunen darüber, daß er dieses verderbliche Auskunftsmittel wieder ergreifen wolle, das er doch mit völliger Ueberzeugung verworfen habe. Er bestand darauf, brach kurz ab, und bestimmte mir eine Stunde.

Ich wurde krank, und hielt mich mehrere Tage eingeschlossen. Allein der Herzog von la Force drang, auf Befehl des Regenten, in mein Zimmer ein, fand mich im Bett, und außer Stand, über etwas urtheilen zu können. Er sagte mir: die Sache sey dringend, und fragte: wann er sich mit mir darüber besprechen

könne. Ich gab ihm zur Antwort: daß ich dem Regenten schon seit länger als einem Jahre meine ganze Meinung darüber gesagt, und nichts mehr hinzuzusetzen hätte; übergab ihm meinen Aufsatz, den ich aufbewahrt hatte, und den man wahrscheinlich für so entscheidend hielt, daß la Force mir ihn einige Tage nachher wieder zurück gab, worauf gar nicht weiter davon die Rede war. Die Aufsätze über diese Angelegenheit sind in den Depots niedergelegt worden, und ich zweifle nicht, daß Männer, wie Law und Dü Bois, sie eines Tags wieder an das Licht bringen werden.

Geheime Denkwürdigkeiten

über die

Regentschaft

Philipps II. Herzogs von Orleans,

von

Ludwig, Herzog von St. Simon.

IV. Buch.

Inhalt des IV. Buchs.

1) Fortsetzung der Schilderung des spanischen Hofs; Einfluß der von den Spaniern gehaßten Königin. 2) Gewohnheiten und tägliche Gebräuche dieses Hofs; seine Sitten. 3) Alberoni bekommt Stockprügel. 4) Dessen Fall.

I.

Fortsetzung der Schilderung des spanischen Hofs; Einfluß der von den Spaniern gehaßten Königin.

Außer den besonderen Feindseligkeiten und Spaltungen, die der Ehrgeiz an den Höfen erregt, herrschte an dem Madrider Hof auch noch ein Nationalhaß. Die Königin hatte in allen Angelegenheiten, bei Ernennungen und Gnadenaustheilungen ein starkes Gewicht; und wenn sie auch gleich der Annahme ihrer Begünstigten nicht immer gewiß war, so konnte sie doch diejenigen ausschließen, welche ihr mißfielen. Ihr gewisser und unverletzlicher Credit war im Innern, so wie im Ausland, allgemein bekannt.

Sie war eine Italienerin, Alberoni ein Italiener; und beide regierten vereint, wie die verstorbene Königin mit der Prinzessin von Ursini. Sie hatten lauter Italiener an den Hof und in militairische Dienste gezogen.

Das Bedürfniß, die spanische Nation zu schonen, die Erkenntlichkeit, welche man ihrer, in den verzweifeltsten Unfällen bewiesenen Treue, ihrem ganz ausgezeichneten Beistand, durch den sie Philipp dem V. zweimal die Krone erhielt, schuldig war, dauerte fast bis zum Tode dieser Königin, welche von den Spaniern wegen ihres rechtschaffenen und liebenswürdigen Betragens geliebt und fast angebetet wurde.

Nach ihrem Tode, lebte der König ganz einsam in dem Hotel von Medina Celi mit der Prinzessin von Ursini. Er sah den ganzen Tag niemand, außer ihr, und hie und da eine von den 7 bis 8 von ihr hiezu, mit Ausschluß aller andern, gewählten Personen. Diese lösten sie ab, durften auch den König auf der Jagd und auf dem Spaziergange begleiten; denn auf sie konnte sie sich sicher verlassen. Die Gefahren waren vorüber; sie regierte allein, unumschränkt, öffentlich und ohne Einsprüche.

Der Titel Hoheit, welchen sie sich eben so wie dem Herzog von Vendôme beigelegt hatte, reizte die Wuth der Spanier aufs höchste, und ihr Haß gegen sie brach, ungeachtet ihrer ganzen Macht, von allen Seiten gegen sie aus. Die Rücksichten, die man zu nehmen gehabt hatte, hörten mit dem Kriege auf; die Prinzessin von Ursini wußte den König dahin zu bringen, daß er den verstorbenen König von Frankreich, den sie beleidigte, und der ihr Verderben wurde, nicht mehr fürchtete. Sie erwiederte den Haß der Spanier mit Haß, der aber von ihrer Seite allmächtig war. Die zweite Vermählung des Königs von Spanien war ihr Werk, darüber war in Spanien so wie anderer Orten kein Zweifel. Sie war sogar froh darüber; allein die Folge war, daß diese zweite Vermählung den Spaniern mißfiel. Da sie aus andern Gründen dem Staat und dem Hause nicht sehr vortheilhaft war, so wurde sie es eben so wenig für die Person der neuen Königin. Sogar der, durch ihre Ankunft beschleunigte Fall der Prinzessin von Ursini konnte die Spanier nicht mit der Königin versöhnen. Noch viel weniger versöhnte sie sich mit den Spaniern; denn sie konnte es ihnen nie verzeihen, daß ihre Vermählung ihnen mißfiel.

Man hat gesehen, wie sie sich gleich bei ihrer Ankunft des Königs von Spanien bemächtigte, und wie dieß bald nachher auch dem Alberoni, durch sie, und mit ihr gelang. Zwischen Alberoni's Erscheinung, bis zu dem höchsten Grad seiner Macht, blieb den Spaniern gerade so viel Zeit, daß sie die Freiheit hatten, ihn für einen Erdschwamm, der durch eine, ihnen schon verhaßte, Hand zum Wachsthum getrieben worden sey, zu erklären. Als die Unterdrückung sie zu reden abhielt, waren ihre Empfindungen desto stärker.

Bei dem Fall der Prinzessin von Ursini wurden sie zwar laut; allein auch dieser Fall war das Werk der Königin, die dadurch nur noch mächtiger und unumschränkter wurde. Sie liebten sie daher eben so wenig als vorher, und dieß war auch so sehr ihr eigener Wille, daß sie einen so günstigen Umstand, wodurch sie sich die Spanier hätte näher bringen können, nicht einmal benutzen wollte.

Es ist unglaublich, wie weit dieser gegenseitige Widerwillen ging. Wenn sie mit dem König auf den Fischfang oder auf die Jagd ging, schrie das Volk und die Bürger in ihren Buden ohne Aufhören: Es lebe der König und die Savoyerin! und die Savoyerin! und aus vollem Halse wiederholten sie beständig: die Savoyerin. Dieses war die verstorbene Königin. Damit man sie nicht mißverstehen konnte, wurde nie: Es lebe die Königin! gerufen. Die Königin that, als ob ihr dieß gleichgültig sey; allein man sah wohl, daß sie äußerst aufgebracht darüber war, und sich nicht daran gewöhnen konnte. Sie gestand auch ganz frei, und hat mir mehrere male gesagt: Die Spanier lieben mich nicht; ich hasse sie aber auch sehr. Und dieß sagte sie in einem zornigen und gereizten Tone.

Es gab deswegen aber doch Personen, denen sie gewogen war; nur wenige: Unter diese gehörte Santa

Cruz,

Cruz, die Gräfin von Altamire, Montigo und noch einige wenige. Gegen Manche betrug sie sich auch gut, ja sogar vertraulich und freundlich wegen ihres Amts und Rangs; gegen den Herzog von Arco zum Beispiel, weil ihm der König gewogen war. Unter den damaligen Umständen behandelte sie auch die Franzosen, denen sie im Herzen nicht wohl wollte, dennoch gut. Sie liebte bloß die unter ihrer Protection stehenden, und gegen die Spanier cabalirenden Italiener. Auch die Flamänder schlossen sich an diese an, um der Königin zu gefallen, und aus eingewurzeltem Widerwillen ihrer Nation gegen die spanische. Alle dortigen Irländer, sowohl Offiziere, als andere Herren von Stande und Civilpersonen hingen wieder jenen an, obgleich der Herzog von Ormond, und der Marquis von Lede, in denen sich beide Nationen vereinigten, mit der Königin und den Spaniern gut standen.

Auch Spanier waren unter der Partei der Königin, doch nur sehr wenige; sie vereinigten sich mit der italienischen Cabale, eben so wie der noch ganz junge Montigo, wie Mirabal der Gouverneur von Castilien ꝛc., entweder um ihr Glück dadurch zu machen, oder weil sie noch dem österreichischen Hause anhingen. Die Spanier begegneten diesen Italienern, und nach ihnen den Flamändern mit Haß, Stolz, Verachtung, und dem höchsten Abscheu; sie duldeten die Irländer; und in Rücksicht auf die Franzosen hielten sie sich aus Achtung für den König, der die spanische Nation sehr liebte, zurück. Auch machte dieß noch einen Unterschied, daß viele Männer von den beiden ersten Nationen ihnen bei Aemtern, Glücks- und Ehrenstellen, oder andern bedeutenden Plätzen, im Wege standen, was bei den beiden übrigen nicht der Fall war, weil unter diesen keiner war, der sich mit ihnen gleich stellen konnte. Außerdem machten die

Franzoſen, welche dort wohnhaft waren, keine bedeutende Anzahl aus.

Caylus war der einzige, welcher ſein Glück ſuchte; er war mehr Soldat als Hofmann, und nicht verheirathet; hatte den Orden des goldenen Vließes, und die Abſicht, General-Lieutenant einer Provinz und Armee zu werden. Dieß gelang ihm wirklich; er ſtieg ſogar bis zur Grandezza, und zur Vice-Königſchaft von Peru. Allein dieß war nur ein einziger Mann.

Was den Herzog von Liria betrifft, ſo hatte dieſer ſich mit beiden Theilen zu vertragen gewußt; er galt für einen gebornen Spanier, weil ſeine Frau in Spanien ein Erbgut hatte. Die italieniſchen und flamändiſchen Edelleute hingegen hatten nichts als ihre Titel, Aemter und Stellen, ohne einen Daumen breit Landes; Liria aber beſaß nur in Spanien Landgüter, und konnte nirgends ſonſt ein Glück erwarten.

Die beiden Cabalen, die ſpaniſche innerhalb ihrer eigenen Pfähle, die fremde aber unter dem Panier der Königin verſammelt, machten übrigens kein Aufſehen, und zeigten ſich im Ausland gar nicht thätig. Allein im Innern lauerten ſie beſtändig auf einander. Ihr Haß, Neid und Eiferſucht verurſachte beſtändige Bewegungen. Die Königin konnte, bei ihrer Lebensweiſe, nicht immer von allem benachrichtigt werden; die unbedeutenderen Dinge entgingen ihr, weil die Staats-Secretairs, und die Mitglieder des Conſeils und der Junta's alle Spanier waren, und weil die vornehmen Spanier doch bei dem König Zutritt hatten, ſo ſehr ſich dieſer auch verſchloß. Denn dieſer Monarch achtete ſie, und gab ihnen nach ſeinem Herzen und nach ſeiner Neigung einen großen Vorzug vor jeder andern Nation, die franzöſiſche ausgenommen, gegen welche er ſich nur aus Rückſicht für die ſpaniſche

sche zurückhaltend zeigte. Die Königin wußte dieß auch wohl, und that ihm hierin oft vielen Zwang an.

II.

Tägliche Gewohnheiten und Gebräuche dieses Hofs; sein Ceremoniel.

Dieses leitet uns natürlich auf die Beschreibung von der täglichen Lebensweise des Königs und der Königin, denn nichts giebt uns so viele Einsicht ins Große und Kleine der Staatsbegebenheiten, als die häusliche Einrichtung der Monarchen. Alle die, welche entweder als Günstlinge, oder weil es ihre Geschäfte mit sich bringen, damit bekannt sind, machen beständig diese Erfahrung, eben so wie die, welche mit solchen so vertraut sind, daß sie offenherzig mit ihnen darüber sprechen. Ich habe während 20 Jahren, auf eine und die andere Art die Erfahrung gemacht, daß diese Einsicht der beste Schlüssel ist zu allen andern, und daß gerade diese den Geschichtsschreibern immer, und den Verfassern der Memoiren oft fehlt. Ihre interessantesten und lehrreichsten Werke würden es noch weit mehr seyn, wenn die Verfasser diesen Punct weniger vernachlässigt hätten. Wer den Nutzen davon nicht einsieht, hält dieß für Kleinigkeiten, die keiner Beschreibung werth sind; aber ich bin überzeugt, daß jeder Staats-Minister, jeder Günstling, der als Diener oder Geschäftsmann, mit der häuslichen Einrichtung seines Monarchen bekannt ist, meiner Meinung seyn wird.

Als die Königin in Spanien ankam, suchte sie den durch die Verbannung der Prinzessin von Ursini leer gewordenen Platz bei dem König wieder allein aus-

zu-

zufüllen. Der König, dem sein Temperament eine Gemahlin unentbehrlich machte, sein Gewissen aber nicht erlaubte, zu einer andern zu gehen, machte ihr dieß so leicht, als sie nur wünschen konnte. Allein da er gewohnt war, nur mit zwei, höchstens drei Personen zusammen zu seyn; so blieb der Königin keine große Wahl.

Bei diesem Mangel an Bekanntschaft, wählte sie Alberoni, als den einzigen Mann, welchen sie kannte, zur dritten Person bei ihr und dem Könige. Dieser theilte ihr Interesse für Parma, das einzige, das sie, wenigstens in der ersten Zeit nach ihrer Abreise von Parma, haben konnte. Er wurde also bald, bei dem König und der Königin, das, was die Prinzessin von Ursini bei der vorigen gewesen war, mit Unterschied des Geschlechts, wodurch das Lächerliche wegfiel, und er des Titels eines Premierministers fähig wurde.

Die Prinzessin von Ursini hatte sich bei diesem Regieren sehr gut befunden, wie alle die klugen Leute, welche die Könige auf eine oder die andere Art beherrschen, und die vortheilhaft für sich, aber so abscheulich für ihre Herren, und nachtheilig für ihre Unterthanen und die Regierung selbst zu benutzen wissen. Alberoni hatte daher weiter nichts nöthig, als auf dem alten Wege fortzuschreiten. Auch er benutzte den traurigen Hang zur Gefangenschaft, den der König nun einmal hatte, und der ihm durch die Prinzessin von Ursini beigebracht worden war. Denn diese hatte ihn nach und nach erst mit der Königin, und nachher, als der König Wittwer war, mit sich allein einzuschließen gewußt. Die neue Königin und Alberoni schlugen dieselbe Methode ein; sie hielten ihn eingeschlossen, und machten ihn unzugänglich.

Da aber Alberoni vertrieben wurde, versuchte die Königin, jetzt ein Opfer ihres eigenen Ehrgeizes, und

dieses

dieſes ſtolzen Italieners, mehrere mal ihre Sklaverei zu erweitern; aber immer vergeblich. Die Gewohnheit war ſo eingewurzelt, daß ſie dem König gleichſam zur andern Natur geworden war, und die Königin mußte die Hoffnung aufgeben, ihre ſelbſtangelegten Ketten zu erleichtern.

Ihre Lebensart war folgende: Der König und die Königin wohnten in Einem Zimmer und ſchliefen in Einem Bett; weder Fieber, Krankheit, noch Wochenbett konnten ſie auch nur eine einzige Nacht trennen; die verſtorbene Königin war an Drüſengeſchwüren beinah verfault; dennoch ſchlief der König mit ihr in einem Bette, bis wenige Tage vor ihrem Tode.

Morgens gegen neun Uhr öfnete die Aſſaſeta, von einem einzigen franzöſiſchen Diener begleitet, den Vorhang, und brachte ein Couvert nebſt einer Schale voll chaud'eau. Bei meiner Wiedergeneſung von den Blattern erklärte mir Huyghens, was dieß iſt, und ließ mir ſelbſt ein ſolches Getränk bereiten, das in einer Miſchung von etwas Fleiſchbrühe, Milch, mehr aber von Wein, einigen Eierdottern, Zucker, Zimmt und ein wenig Gewürznelken beſtand. Es hat eine weißlichte Farbe, und einen ſtarken, aber dabei doch angenehmen Geſchmack. Mein Lieblingsgericht wäre es nicht, wiewohl es nicht unangenehm ſchmeckt. Es iſt ein ſtärkendes Mittel, durch das die in der vergangenen Nacht verlornen Kräfte ſchnell wieder erſetzt werden, und der Körper für den Verluſt der folgenden vorbereitet wird. Während der König dieſes kurze Frühſtück einnahm, brachte die Aſſaſeta der Königin eine kleine künſtliche Arbeit, zog den beiden Majeſtäten ihre Schlafröcke an, legte einen Theil, der auf den nächſten Stühlen liegenden Papiere auf das Bett, und entfernte ſich alsdann wieder mit dem Kammerdiener,

und

und dem gebrachten Frühstück. Alsdann hielten Ihre Majestäten ihre Morgenandacht.

Grimaldo, der wohl wußte, wann er kommen durfte, wartete doch noch erst in seiner Cavachuela im Pallast, bis er gerufen wurde. Alsdann ging er hinauf und trat zu Ihrer Majestät ins Zimmer. Zuweilen gaben sie ihm während des Hereingehens ein Zeichen, daß er noch warten solle. Wenn ihr Morgengebet zu Ende war, so riefen sie ihn; denn es war sonst niemand in dem kleinen Schlafzimmer.

Nun legte Grimaldo seine Papiere vor, zog ein Schreibzeug aus seiner Tasche, und arbeitete mit dem König und der Königin, die sich durch ihre weibliche Arbeit nicht abhalten ließ, ihre Meinung zu sagen. Dieses Geschäft dauerte nach Umständen, je nachdem viel dabei gesprochen wurde, kürzer oder länger. Alsdann entfernte er sich mit seinen Papieren, und ging durch das nächste leere Zimmer in das folgende, wo ein Bedienter wartete, der alsdann gleich durch das leere Zimmer ging, und es der Assafeta meldete. Diese reichte dem König sogleich einen Uiberrock und seine Pantoffel. Hierauf ging der König ganz allein durch das leere Zimmer in ein Cabinet, wo er sich durch drei französische Cammerdiener, und zwar immer durch die nämlichen, ankleiden ließ, wobei der Herzog von Arco oder der Marquis von Santa Cruz, öfters auch beide, die Aufwartung hatten, ohne daß je irgend ein Anderer bei seinem Ankleiden zugegen seyn durfte.

Wenn dieß bald zu Ende war, ging einer von den Cammerdienern und holte den Jesuiten, Pater d'Aubenton, aus dem Spiegel-Saal, welcher den König immer in diesem Cabinet zu besuchen pflegte. Die Cammerdiener entfernten sich alsdann, trugen auf einmal die Nachtkleider weg, und kamen auch nicht wieder. Wenn der König nach dem Weggehen der Diener

ner den beiden Cammerherren ein Zeichen gab, so entfernten sich auch diese; allein dieß geschah nur zuweilen. Sie blieben immer nahe bei der Thüre stehen, der König aber unterhielt sich gewöhnlich am Fenster mit dem Pater d'Aubenton.

Sobald der König ins Ankleidezimmer gegangen war, kleidete sich auch die Königin um; dabei war niemand als die Assafeta, welche ihr ihren Schlafrock gab. Dieß war der einzige Augenblick, wo sie mit der Königin, und diese mit ihr sprechen konnte; und dieser Augenblick dauerte höchstens, aber nicht immer, eine halbe Viertelstunde. Wenn sie sich länger verweilt hätten, würde es der König erfahren, und nach der Ursache gefragt haben.

Hierauf ging die Königin durch das leere Zimmer in ein großes schönes Cabinet, wo sie ihre Toilette machte. Bei dieser waren, die Camerera Major und zwei Damen aus dem Pallast, auch zwei Hofdamen, welche eine Woche um die andere mit einander abwechselten, und einige Cammerfrauen, zugegen. Zuweilen waren auch einige Damen aus dem Pallast oder einige Hofdamen dabei, die nicht gerade die Woche hatten; doch geschah dieß selten.

Wenn die Unterredung des Königs mit dem Pater d'Aubenton geendigt war, begab sich ersterer in Begleitung der beiden Herren, die während seines Gesprächs mit dem Pater d'Aubenton entweder innen oder außen an der Thüre des Cabinets gewartet hatten, zur Toilette der Königin. Die Infanten, nur von ihrem Hofmeister begleitet, kamen ebenfalls zur Toilette; und seit der Vermählung des Prinzen von Asturien, auch der Herzog von Popoli und die Herzogin von Monteliano, zuweilen auch eine Pallastdame der Prinzessin. Dem Cardinal Borgia war ebenfalls der Zutritt gestattet, allein er benutzte es selten. Eben so

der

der Marquis von Villena; welchen es kränkte, nur bei dieser Gelegenheit vorgelassen zu werden, und allen übrigen Vorrechten, die ihm sein Amt gab, entsagen zu müssen. Er erschien fast nie.

Der Gegenstand der Unterhaltung war gewöhnlich die Jagd, die Reisen und die schönen Kleider des Königs und der Infanten. Zuweilen hörte man, daß die Königin ihren Damen einen kleinen Verweis über ihre Nachlässigkeit im Dienst, über ihren Umgang, oder über versäumte Andachtsübungen gab. Denn sie wurden sehr streng von ihr gehalten, durften nicht in große Gesellschaften gehen, und waren in der Wahl ihres Umgangs beschränkt. Um gut bei ihr zu stehen, mußten sie oft zu Fuße gehen, nicht lange in Wochen liegen, nicht oft krank seyn, vor allem aber, alle acht Tage ihre Andacht halten. Der Cardinal Borgia erheiterte oft die ganze Gesellschaft durch lustige Einfälle, die er theils selbst hatte, theils veranlaßte.

Diese Toilette dauerte wohl 3 Viertelstunden; wobei der König und alle Anwesenden standen. Während man im Begriff war sie zu endigen, machte der König die Thüre des Spiegelsalons auf, gab denen, die sich daselbst in geringer Anzahl einfinden durften, seine Befehle, und ging darauf zur Königin zurück. Dieses war die Stunde der besondern Audienzen für die fremden Minister, Grandes und andere. Um eine solche Audienz zu haben, wendete man sich an Laroche, der darüber die Befehle des Königs empfing, den Audienzsuchenden davon Nachricht gab, und einen nach dem andern, ohne selbst dabei gegenwärtig zu bleiben, in den Spiegelsalon führte, wo die Audienz, wie gesagt, gewöhnlich statt fand. Einmal in der Woche, des Montags, war öffentliche Audienz, was immer eine lobenswürdige Sache ist, sobald man den Mißbrauch derselben vermeiden kann. Anstatt die Thüre

nur

nur halb aufzumachen, öfnete sie jetzt der König völlig, und gab seine Befehle auf der Thürschwelle, ging mitten durch seine Hofleute bis zu der entgegengesetzten Seite des Zimmers, setzte sich in einen Armstuhl vor einen Tisch mit Papier und Schreibzeug hin, und bedeckte sich; was sogleich auch alle Grandes ebenfalls thaten. In diesem Augenblick öfnete Laroche eine andere Thür, trat mit einer Liste in der Hand heraus, und rief mit lauter Stimme den Namen des Ersten auf, der oben stand. Der Genannte tritt herein, macht eine tiefe Verbeugung, in der Mitte des Zimmers eine zweite, und kniet hierauf vor den König. Hiervon sind jedoch die Geistlichen ausgenommen, die bloß ihre Kappe abnehmen, und nur beim Gehen und Kommen eine leichte Kniebeugung machen, an der sie überdem der König zu verhindern pflegt. Der Audienzhabende kann nun mit dem König sprechen, was, wie lange und wie er nur will; er kann ihm seine Wünsche auch schriftlich eingeben. Doch sind die Spanier in diesem Punct gar sehr von den Franzosen verschieden, da bei ihnen alles Ehrfurcht, Ernst, Kürze und Abgemessenheit ist. Hat der Audienzhabende geendigt, so steht er auf, küßt dem König die Hand, macht eine tiefe Verbeugung und geht auf demselben Wege zurück. Jetzt ruft Laroche den Zweiten und so weiter, so viel deren vorhanden sind.

Will jemand mit dem König unter vier Augen reden, so wird es ihm nicht verweigert, sobald er hinlänglich bekannt ist. In diesem Falle dreht sich Laroche gegen die Grandes herum, und ruft in dem vorigen Tone: Geheime Audienz. Sogleich nehmen die Grandes ihre Hüte ab, gehen eilig bei dem König vorbei und ziehen sich in das benachbarte Zimmer zurück. An die Thür desselben stellt sich nun der Garde-Capitain, doch so daß er den König und den Audienz-

habenden immer im Geſichte behält. Sobald er ſieht, daß dieſer geendigt hat, tritt er wieder in das Audienzzimmer hinein, welches eben ſo alle übrigen Grandes thun. Ich habe nie eine öffentliche Audienz ohne geheime Audienz geſehen; oft fielen deren ſogar zwei oder drei während meiner kurzen Anweſenheit in Madrid vor. Die Grandes hatten mich erſucht, denſelben als Duque (Herzog) beizuwohnen, und da ich mit ihnen einen Rang hatte, ſo that ich es.

Wenn alles zu Ende iſt, wird der König auf dieſelbe Art wieder zurückbegleitet; und bei welchem Wetter, und unter welchen Umſtänden es auch immer ſeyn möge, ſo ſetzt er nie den Hut dabei auf. In der nämlichen Stunde pflegen auch die öffentlichen Audienzen der Ambaſſadeurs, die Einführungen der Grandes, die Präſentationen der wöchentlichen Urtheile des caſtiliſchen Raths u. ſ. w. ſtatt zu haben. Hierauf, ſo wie auf die kurze Audienz, welche der König dem Präſidenten des Raths zu ertheilen pflegt, ſind höchſtens anderthalb Stunden, und auf die öffentliche Audienz auch nur drei Viertelſtunden zu rechnen.

Dieſe Augenblicke mußten für die Königin um ſo koſtbarer ſeyn, da ihr eigentlich in der ganzen Woche nur dieſe kurze Zeit zu ihrem eigenen Gebrauch übrig blieb. Ja, auch dieſes iſt eigentlich nur von ihrem Aufenthalt in Madrid zu verſtehen; denn außerhalb Madrid, wo keine ſolche Audienzen ſtatt hatten, fiel auch dieſer Vortheil für ſie weg. Sie hatte alſo im Eskurial und zu Balſaim zu meiner Zeit in San Ildephonſo, nachher im Pardo und zu Aranjuez nur die Zeit für ſich, wo ſie aus dem Bette ſtieg und die Strümpfe anzog.

Wer nicht von ſehr hohem Stande iſt oder einen hohen Militairrang hat, kann bloß in die öffentlichen Audienzen gehen; hier werden Bittſchriften und dergleichen

gleichen übergeben, die der König empfängt und auf den Tisch hinwirft, und die Laroche nachher in das Cabinet trägt, mit Ausnahme der Wenigen, die der König in die Tasche steckt oder in der Hand weg trägt. Dieß waren unsere ursprünglichen placets, die aber nun abgekommen sind, und die ich nur unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans gesehen habe.

Nach der Audienz, oder nachdem sich der König mit der Königin unterhalten hatte, gingen sie zusammen in die Messe: Alle 8 Tage communicirten sie gewöhnlich, entweder mit einander oder jedes allein, und dann hörten sie eine zweite Messe.

Wenn der König beichtete, so geschah dieß immer nach seinem Lever, ehe er zur Toilette der Königin ging. Auch der Gottesdienst in der Capelle wurde in der nämlichen Stunde gehalten. Die Königin ging durch den Corridor, der König aber mit seinem Hof ging durch die Zimmer in den Kirchstuhl, der Marquis von Santa Cruz und der Herzog von Arco besuchten weder den Betstuhl noch die Capelle. Zuweilen ging der Marquis von Villena in den Betstuhl, wenn kein Gottesdienst gehalten wurde, und er gern den König sprechen wollte.

Bald nach der Messe ging es zur Mittagstafel, wobei aber nur die, welche zur Toilette kommen durften, Zutritt hatten.

Das Mittagessen, so wie das Abendessen war immer bei der Königin. Der König und die Königin hatten ihre besondern Schüsseln. Er aß nur kleine Portionen und immer dieselben Gerichte; die Königin aber große, denn sie aß gern, und aß von allem. Die Mahlzeit bestand gewöhnlich in einer einfachen Suppe, in Kapaunen, gekochten und gebratenen Tauben, Nierenbraten, ohne Obst, Salat noch Käse; nur selten hatten sie Backwerk; nie Fastenspeisen, aber öfters frische, oder

auf verschiedene Arten zubereitete Eyer. Der König und die Königin tranken nur Champagner. Nach geendigter Mahlzeit hielt der König und die Königin ihre Andacht mit einander.

Wenn etwas pressantes vorfiel, wurde es von Grimaldo gemeldet. Ungefähr eine Stunde nach dem Essen, verließen sie ihre Zimmer, stiegen durch die kleine Treppe in den Hof hinunter, setzten sich in den Wagen und kamen nach einer kurzen Spatzierfahrt auf demselben Wege wieder zurück. Herren, die etwas bekannter am Hofe waren, pflegten sich immer bei dieser Gelegenheit am Eingang zu halten, um ihre Majestäten an den Wagen zu begleiten: Die Königin hatte immer etwas höfliches zu sagen.

Auch wenn die Königin beichtete, hatte sie und ihr Beichtvater nicht Zeit, lange miteinander zu sprechen; das dazu bestimmte Cabinet war nämlich neben dem Zimmer des Königs, und sobald dieser die Beichte zu lange fand, öfnete er die Thür und rief die Königin.

War Grimaldo weg, so brachten ihre Majestäten die Zeit bis zum Abendessen mit lesen geistlicher Schriften oder mit Beten zu. Die Speisen bei dem Abendessen waren eben so wie des Mittags; bei beiden Mahlzeiten waren weit mehr Schüsseln auf französische, als auf spanische und selbst als auf italienische Art zubereitet. Nach dem Essen ward geschwatzt oder gebetet, alles unter vier Augen, worauf es zu Bett ging, und dieselben Ceremonien, wie bei dem Lever, beobachtet wurden; doch fand dabei die Ausnahme statt, daß weder der Prinz, noch die Prinzessin von Asturien, noch die Infanten, noch der Cardinal Borgia, sich dabei einfanden.

Ihre Majestäten hatten, um alles zu sagen, in allen Schlössern nur eine Garderobe. Auch ihre beiden

den Nachtſtühle waren immer einer neben dem andern zu ſehen.

Nie konnte man mit dem König ohne die Königin, nie mit ihr ohne ihren Gemahl ſprechen, und beide waren in dieſer Hinſicht außerordentlich eiferſüchtig auf einander. Dieſer Umſtand machte auch ihre erſte Cammerfrau für ſie ſo äußerſt wichtig, denn dieſe war es, die der Königin in dem Augenblicke des Strumpfanziehens alles überreichen konnte. Es iſt wahr, daß die Königin dabei äußerſt furchtſam war; indeſſen konnte ſie doch in dieſen Augenblicken Briefe empfangen und leſen, ja ſogar ſchreiben, freilich mit großer Haſt und Aengſtlichkeit.

Philipp der V. war von der Natur ſchlechterdings mit keinen großen Talenten, auch nicht mit Phantaſie begabt. Kalt, traurig, verſchloſſen, mäßig, bloß für das Vergnügen der Jagd eingenommen, gegen jedermann, wie gegen ſich ſelbſt, mißtrauiſch, die Einſamkeit aus Geſchmack und aus Gewohnheit liebend, intereſſirte er ſich ſelten für jemand anders, außer ſich. Sonſt hatte er ziemlich Mutterwitz, war gewandt und begriff ſo ziemlich, was ihm vorkam. Er ſchien hartnäckig, wenn es ihm einfiel, und beharrte alsdann ſehr oft auf ſeinem Sinn ohne Veränderung. Bei alle dem war er im Ganzen ſehr leicht und nach Belieben zu allem zu bringen, und überhaupt zu beherrſchen.

Auf ſeinen Feldzügen war er ziemlich gleichgültig über ſich. Er ließ ſich hinſtellen, wo man wollte, ſelbſt ins ärgſte Feuer, ohne dabei ſehr unruhig zu ſeyn. Indeſſen unterſuchte er doch, ob die Nebenſtehenden Beſorgniſſe zeigten, und ob er ſelbſt in Sicherheit oder in eigentlicher Gefahr ſey; ob aber ſein königlicher Ruhm dabei ins Spiel kommen konnte, fiel ihm gar nicht ein. Er ging gern in den Krieg, ohne doch eigentlich eine Leidenſchaft dafür zu haben. In jedem

Falle, er mochte zugegen oder abwesend seyn, pflegte er alles seinen Generalen zu überlassen, ohne selbst etwas zu verfügen.

Dennoch war er äußerst ehrsüchtig, und konnte schlechterdings keinen Widerspruch vertragen, auch glaube ich, daß er sich gern loben ließ; denn die Königin lobte ihn unaufhörlich, sogar über seine Figur, und fragte mich oft, ob ich ihn nicht sehr schön fände, und so weiter; mehr als ich darauf zu antworten im Stande war.

Seine Frömmigkeit war eigentlich bloß Gewohnheitssache, Bedenklichkeiten, Aengstlichkeiten, kleine Observanzen, ohne eigentliche Religion zu haben. Der Pabst war eine Gottheit für ihn, so lange sie nämlich nicht in Streit geriethen: Dazu kam endlich noch ein gewisser jesuitischer Anstrich, der sich bei ihm um so mehr über alles erstreckte, da er für diesen Orden äußerst eingenommen war.

Ob er sich gleich im Grunde sehr wohl befand; so war er doch unaufhörlich für seine Gesundheit besorgt. Ein ehrgeiziger Leibarzt hätte bei ihm ein Mann von großem Vermögen und Einfluß werden können; zum Glück war der Seinige zu ehrlich dazu; dessen Nachfolger war eine Creatur der Königin, die ihn im Zaum zu halten verstand.

Seine Langsamkeit im Sprechen, überhaupt seine Abneigung davor, kam nicht sowohl aus Trägheit, als aus Mißtrauen in seine Einsichten. Dieß ist die wahre Ursache seiner Zurückhaltung, und warum er so wenig Antheil an den Unterredungen nahm, die er der Königin beim Mailspiel und den Audienzen anzuknüpfen erlaubte. Uebrigens konnte niemand ein so scharfes Auge für die Fehler und Lächerlichkeiten anderer haben, oder in vertrauten Zirkeln besser und witziger erzählen, als er. Er wußte sich mit der größten Vollkom-

kommenheit auszudrücken, wiewohl es ihm sehr selten einfiel, sich die Mühe dazu zu nehmen.

Gegen das Ende meines Aufenthalts hatte ich ihn ein wenig leutseliger gemacht. In meinen Audienzen, die fast immer Gespräche wurden, redete er daher oft mit viel Verstand und Einsicht; in anderer Gegenwart aber, richtete er fast immer nur ein einziges Wort, oder eine kurze Frage, an mich. Im übrigen war er gut, sehr nachsichtig gegen seine Leute, sehr ungenirt in vertrauten und oft auch in großen Zirkeln, wenn er mit einem oder dem andern näher bekannt war. Seine Vorliebe für Frankreich ward jeden Augenblick sichtbar. Für den verstorbenen König äußerte er eine große Verehrung und Dankbarkeit; für seinen Oncle nicht weniger Zärtlichkeit, und für den Dauphin, seinen Bruder, eine solche Anhänglichkeit, daß er noch immer mit Thränen von ihm sprach. Besonderes Interesse an den übrigen Gliedern der Familie schien er nicht zu nehmen, so wie er auch von keiner, mit dem Hofe in Verbindung stehender Person, außer von der Düchesse von Beauvilliers, mit Freundschaft sprach.

Sehr schwer läßt sich übrigens begreifen, wie seine Bedenklichkeit über den Besitz der spanischen Krone, doch mit der Besorgniß sie zu verlieren, zusammen zu denken ist; eben so wenig, wie er im schlimmsten Falle sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, wieder die französische zu erhalten, auf die er doch so feierlich und mehrmals Verzicht gethan hatte. Seine Gewissensbisse kamen daher, daß er sich immer die Entsagungsacte der Königin in ihrem Ehecontrakte als gültig ins Gedächtniß zurückrief. Es war ihm unmöglich zu begreifen, wie Carl der II., der letzte König von Spanien, in seinem Testamente über eine Monarchie disponiren konnte, von welcher er bloß der Genußbesitzer

gewesen sey. Dieß war der Hauptpunct, den der Pater d'Aubenton unaufhörlich zu bekämpfen hatte.

Der König hielt sich für einen Usurpator, und in dieser Voraussetzung wünscht er unaufhörlich nach Frankreich zurückzukehren, und Spanien zu verlassen, um seinen Bedenklichkeiten ein Ende zu machen. Alles das lag freilich verwirrt in seinem Kopfe, aber vorhanden war es in der That; nur die Unmöglichkeit widersetzte sich seinen Plänen; nur diese Ideen waren es denn auch, die ihn hauptsächlich zur Niederlegung der Regierung (er hatte dieselbe schon vor meiner Reise im Sinne gehabt,) bestimmten. Freilich mußte er die Krone seinem Sohne überlassen, was eine Folge derselben Usurpation zu seyn schien, aber da er darüber nicht verfügen konnte, so that er wenigstens, was von ihm abhing.

Eben deswegen war es ihm auch so unangenehm, als er sie nach dem Tode seines Sohnes wieder übernehmen mußte, ob er gleich viel Langweile und Aerger ausgestanden hatte, weil man ihn nicht oft genug um Rath gefragt, und sein Sohn nebst seinen Ministern nicht immer seiner Meinung folgten. Die Königin wünschte eben so sehr Spanien, das sie haßte, zu verlassen, und in Frankreich zu regieren, wenn sich dort ein Unglück ereignet hätte. Dieß hat man bei ihr und Alberoni gesehen.

Die Königin war sehr hart erzogen worden. Ihre Mutter hielt sie in einem Winkel des Pallastes von Parma eingesperrt, wo sie kaum den Tag sehen konnte. Auch seit ihre sonderbare Vermählung beschlossen war, hatte sie so wenig als möglich, und nur unter ihren Augen erscheinen dürfen. Diese strenge Behandlung hatte ihr Herz von der Mutter (einer Schwester der Wittwe des Kaiser Leopolds) abgewandt; zwischen Mutter und Tochter war nur so viel Berührung, als der

äußere

äußere Wohlstand nothwendig machte, und auch diese war oft mit Bitterkeit begleitet. Nicht so war es zwischen dem Herzog von Parma, dem Bruder und Nachfolger ihres Vaters, und dem zweiten Gemahl ihrer Mutter. Dieser hatte sie mit Freundschaft und Achtung behandelt, und die rauhe Gemüthsstimmung ihrer Mutter sanfter zu machen gesucht. Auch die Königin von Spanien hatte den Herzog von Parma immer zärtlich geliebt, und er galt viel bei ihr.

Diese Prinzessin hatte viel Geist und angeborne Grazie. In ihrer Handlungsweise und ihrem Betragen wußte sie ihren Verstand und Geist gut und zu rechter Zeit zu gebrauchen, so wie sie ihre natürliche Anmuth aufs vortheilhafteste zu benutzen verstand. Jeder, der sie genau gekannt hatte, wunderte sich, wie sie die ihr fehlende Menschen- und Weltkenntniß durch ihren Verstand zu ersetzen wußte. Denn bei ihrer eingeschränkten Erziehung und ihrem beständigen Alleinseyn mit dem König, hatte sie sich nicht eigentlich unterrichten können. Eben so war man erstaunt über ihren Scharfsinn, der sie alles schnell von der richtigen Seite ansehen und beurtheilen ließ.

Sie fühlte den Werth ihrer Geistesanlagen, aber ohne sich damit zu brüsten. Im Umgang war sie einfach und schlicht; dabei hatte sie eine angeborne Fröhlichkeit, die auch bei dem ewigen Zwang, in dem sie lebte, doch hervorleuchtete.

Sie war mit dem Vorsatz nach Spanien angekommen, die Prinzessin von Ursini zu verdrängen, und ihre Stelle bei dem Regierungswesen zu ersetzen; dieß gelang ihr auch vollkommen. Sie beherrschte den König und den Staat; keine Staatsangelegenheit konnte ihr verborgen bleiben. Der König arbeitete nur in ihrer Gegenwart; alles was ihm allein übergeben wur-

de, mußte ſie leſen, und mit ihm beſprechen. Sie war bei allen beſonderen Audienzen gegenwärtig, er mochte ſie Unterthanen oder auswärtigen Miniſtern geben; ſo daß ihr weder von Geſchäftsangelegenheiten noch Gnadenbezeugungen etwas unbekannt bleiben konnte.

Da ſie Tag und Nacht mit dem König allein war, ſo war es ihr leicht, ihn vollkommen kennen zu lernen. Sie wußte, wann es Zeit war, etwas bei ihm anzubringen und nach und nach einzuleiten. Sie wußte den Erfolg und den Anſtoß, welchen dieſe oder jene Sache haben konnte, voraus, die Gründe und die Art ſie vorzutragen, den Zeitpunct, wo ſie für den Augenblick nachgeben, oder aber auf ihrem Willen beharren und ihn mit Gewalt durchſetzen mußte. Aller dieſer Kunſtgriffe mußte ſich die Königin bedienen; beſonders aber kam ihr das Temperament des Königs zu ſtatten, das ſie zuweilen benutzte. Ihre nächtlichen Weigerungen erregten jedesmal einen gewaltigen Sturm bei Hofe; der König tobte, drohte auf alle Weiſe und gerieth allemal außer ſich: Allein die Königin blieb ſtandhaft, weinte, und vertheidigte ſich auch wohl zuweilen. Am andern Morgen war alles in Bewegung, und der ganze innere Hof in Verwirrung, ohne daß man die Urſache davon erfahren konnte. Die folgende Nacht wurde der Friede wieder hergeſtellt, und faſt immer zum Vortheil der Königin, die dadurch ihre Abſichten erreichte.

Ein Streit dieſer Art ereignete ſich während meines Aufenthalts in Madrid. Ich erfuhr es durch Bourk und durch Sartine, die es von der Aſſafeta gehört hatten, unter Umſtänden, die ich nicht vergeſſen habe, die ich aber nicht wieder erzählen werde. Sie ſuchten mich zum Antheil zu bewegen und verſicherten mich,

daß

daß die Assafeta ihnen diesen Auftrag gegeben habe; allein ich fing an zu lachen und versicherte ihnen, daß ich mich wohl hüten würde, diesen Rath zu befolgen, oder nur meine Mitwissenschaft von der ganzen Sache merken zu lassen.

Man sieht aus dem Erzählten, daß das Leben der Königin äußerst unruhig war, so groß auch ihr Einfluß immer seyn mochte. Sie hatte so viel Kunst, so viel Geschmeidigkeit, so viel Feinheit, so viel Geduld dazu nöthig, daß sie in der That alles, was sie war, nur zu theuer zu erkaufen gezwungen war; allein bei ihrer Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Entschlossenheit, bei ihrem Eigensinn, ihrer Bestimmtheit und Heftigkeit verfolgte sie ihre Pläne so hartnäckig, daß ihr zu der Erreichung ihrer Zwecke nichts zu groß oder zu theuer schien. Vor allen Dingen unterließ sie nichts; um sich auf alle Art vor dem einsamen, traurigen und verlassenen Leben einer verwittweten Königin von Spanien zu schützen, und sich gegen alle die Maaßregeln in Sicherheit zu setzen, die der Nachfolger ihres Gemahls, wenn er etwa nicht ihr Sohn wäre, gegen sie nehmen könnte. Sie bekam verschiedene Prinzen von dem König und suchte einen von diesen, noch während des Lebens ihres Gemahls, zu einem unabhängigen Souverain zu machen, um bei ihm nach dem Tode des Königes ihren Wittwensitz nehmen und gewissermaßen noch regieren zu können. Es kam also darauf an, sich Creaturen zu machen und ihnen Aemter und Stellen zu geben, damit sie ihr behülflich wären. Hier ist die Ursache zu suchen, warum Alberoni durch seine schlauen oder hinterlistigen Ideen, die er ihr mittheilte, so viel Einfluß auf sie bekam, und warum es seinen Nachfolgern, Riperda und Paccino, auf dieselbe Art gelang.

In der Zwischenzeit zwischen der Administration des Cardinals Alberoni und des Herzogs Riperda, wo ich in Madrid war, und wo Grimaldo allein mit dem König arbeitete, war sie gewissermaßen völlig isolirt, weil Alberoni sie gegen Grimaldo eingenommen hatte, und sie gegen diesen mißtrauisch war. Zum Unglück war das Geheimniß bekannt geworden; denn Alberoni, außer sich vor Wuth, hatte es verrathen. Zwar hoffte sie, daß niemand den Aeußerungen eines abgesetzten Ministers, und eines Mannes von diesem Charakter, glauben würde; dennoch war sie in außerordentlicher Verlegenheit. So sich selbst überlassen, neigte sie sich daher nur desto stärker zur italienischen Cabale hin, und gab den Italienern selbst nur einen desto größern Einfluß.

Sie bezeugte dem Prinzen und der Prinzessin von Asturien außerordentliche Höflichkeit, sie affectirte überhaupt für die Kinder der verstorbenen Königin die größte Freundschaft und Gefälligkeit; was aber nach meiner Zurückkunft hieher sich sehr geändert hat.

Ihre Absicht, ihren Söhnen eine Souverainetät zu verschaffen, die zu Alberonis Zeit bekannt, oder doch vermuthet wurde, war der beständige Punct, um den sich nachher alle Angelegenheiten mit Spanien, so wie alles was darauf Bezug haben konnte, drehte. Nur durch den Zwang, in welchem sie mit den spanischen und auswärtigen Ministern leben mußte, wurde diese vereitelt. Die Ersteren konnten nicht mit ihr reden, und die Andern nicht anders als in ihrer Gegenwart mit dem König arbeiten. So gut sie indessen auch beobachtet hatte, so fehlte es ihr doch immer an hinlänglicher Einsicht der zweckmäßigsten Mittel; Mißgriffe vereitelten nur zu oft ihre Pläne, machten die besten Rathschläge unnütz, und veranlaßten von ihrer

Seite

Seite oft ganz entgegengesetzte Maaßregeln, die sie dann mit vieler Hartnäckigkeit vertheidigte.

Nichts ist auch wirklich für Spanien so nachtheilig gewesen, als dieses Bestreben der Königin, ihre Kinder zu Souverains zu machen. Jeder, der nicht gerade ihrer Meinung zu seyn schien, war ihr verdächtig; sie suchte ihn so unschädlich zu machen, als sie nur konnte, und verfolgte dieses System auch in Ansehung diplomatischer Verhältnisse und Vorfälle mit gleicher Aengstlichkeit. Wollte man ihr ja eine andere Meinung beibringen, so kostete es so viel Mühe und Zeit, daß die besten Gelegenheiten dadurch verloren gingen und alles verdorben ward.

Alles wäre gut gewesen, wenn man sie hätte allein sprechen können. Denn, da sie Geist genug besaß, so hätte man sie bald überzeugen oder ihre Ideen berichtigen können; allein dieses war unmöglich, wie man aus dem Vorigen gesehen hat, und so wurden selbst Maaßregeln vereitelt, die ihre großen Pläne hätten befördern können. Aus Furcht sich Ungnade zuzuziehen, wagten die spanischen Minister keinen Schritt, und die ausländischen hätten wüthend werden mögen, wenn sie alle ihre Eröfnungen so oft vereitelt sahen.

Was innere Angelegenheiten und Gnadenbezeugungen anlangt, so drang sie zwar damit nicht immer durch, im Ganzen glückte es ihr aber größtentheils; am meisten gelang es ihr, Leute von Stellen auszuschließen, und dieses Mittels bediente sie sich sehr oft, um ihren Creaturen den bestrittenen Platz denn doch noch zu verschaffen.

Nichts war der Verschlagenheit zu vergleichen, mit der sie dergleichen Dinge einzuleiten wußte, nichts der Feinheit an die Seite zu setzen, mit der sie den König

bei

bei seiner schwachen Seite zu fassen und ihn von seinen Neigungen abzubringen verstand. Weit entfernt, sie geradezu anzugreifen, wußte sie tausend Gelegenheiten, tausend kleine Umwege, tausend verborgene Springfedern dabei zu benutzen, und die Laune des Königs in jedem Augenblicke richtig zu beurtheilen. Unaufhörlich nur mit ihm beschäftigt, zwischen Schmeicheleien und Gefälligkeiten getheilt, ließ sie, weder Verdruß noch Langweile in ihrer Unterredung sichtbar werden. Was der König auch sagen, was er auch unternehmen mochte, er hatte immer recht; immer kam sie seinen Wünschen entgegen; nie verließ sie die Seite ihres Gemahls. Mehr als einmal sah ich sie auf der Promenade nur einige Schritte hinter ihm zurückbleiben, um irgend eine verstohlne Nachricht zu empfangen. Ein einziger Blick von dem Könige und sie flog in zwei Sprüngen wieder an seine Seite, um das vorige Gespräch fortzusetzen.

Das waren die Verhältnisse zwischen der Königin und ihrem Gemahl. Dieser Monarch war bekanntlich immer kränklich, und die Königin und Alberoni hielten ihn, auch in dieser Beziehung, in der größten Eingeschlossenheit. Der Duque von Escalona, dem man häufiger Marquis de Villena nennt, einer der achtungswürdigsten Männer im ganzen Lande, hatte als Major Domo des Pallastes das ganze Collegium der Leibärzte unter sich; in seiner Gegenwart mußten sie ihre Consultationen anstellen, und nur mit seiner Bewilligung und in seiner Gegenwart durfte dem König Arznei eingegeben werden. Villena wollte sein Amt verwalten; Alberoni ließ ihm aber zu erkennen geben: der König wünsche allein zu bleiben und man könne ihm keinen größern Dienst erzeigen, als wenn man ihm Ruhe lasse und das Nöthige in den Vorzimmern besorgen wolle.

Das

Das Bett des Königs stand im Hintergrunde eines sehr tiefen und dunkeln Zimmers. Ohne auf die Fingerzeige Alberoni's zu achten, stellte sich Villena noch denselben Nachmittag zur Ausübung seiner Hofcharge pünctlich ein. Er klopft, ein Bedienter öfnet von innen und sagt ihm mit vieler Verlegenheit: es sey ihm verboten, irgend jemand einzulassen! Unverschämter, erwiederte der Marquis, das ist nicht möglich, und so schiebt er die Thür mit Gewalt zurück und tritt hinein. Der Thüre gegenüber, ganz im Hintergrunde des Zimmers, erblickt er jetzt die Königin, am Bette ihres Gemahls sitzend, wo der Cardinal und ein kleiner Zirkel Vertrauter an ihrer Seite stand.

III.

Alberoni bekommt Stockprügel.

Der Marquis, welcher trotz seines großen Ruhms, sehr schlecht auf den Beinen war, näherte sich mit langsamen Schritten, auf seinen kleinen Stock gestützt. So wie ihn die Königin und der Cardinal erblickten, sahen sie einander an. Der König befand sich zu schlecht, um auf irgend etwas Achtung zu geben; überdem waren die Vorhänge nur auf der Seite geöfnet, wo die Königin saß. So wie demnach der Cardinal den Marquis kommen sah, so winkte er einem der umstehenden Bedienten äußerst ungeduldig, ihn hinausgehen zu heißen. Da sich aber der Marquis nicht daran kehrte, sondern immer näher kam; so stand Alberoni endlich auf, ging ihm hastig entgegen und sagte ihm: daß der König allein seyn wolle, und ihn also bitten lasse,

fort-

fortzugehn. Das ist nicht wahr, erwiederte der Marquis, ich habe Sie immer beobachtet, Sie haben sich keineswegs dem Bette genähert, der König hat Ihnen also nichts gesagt. Der Cardinal fuhr fort, hartnäckig das Gegentheil zu behaupten, und faßte endlich, da alles fruchtlos schien, den Marquis beim Arm, um ihn zurückzutreiben. Der Marquis ward hierauf selbst noch ungestümer, sagte ihm, daß es unverschämt sey, einen Mann von seinem Hofdienst zurückzuhalten. Der Cardinal benutzte seine Stärke, ihn weiter gegen die Thür zu treiben, behauptete indessen doch in seinen Reden noch immer eine gewisse Mäßigung, während der Marquis immer heftiger ward. In höchster Wuth stemmte sich dieser ihm entgegen, und sagte: daß er nur ein Schuft wäre, dem man mores lehren müsse. Während dieses Wortwechsels, während diesem Handgemenge, thut der Marquis, der, wie gesagt, sehr schlecht auf den Beinen war, einen Fehltritt, fällt aber zum Glück rücklings auf einen leerstehenden Lehnstuhl hin. Außer sich vor Wuth über diesen Zufall, hebt er jetzt sein kleines Stöckchen auf, und haut damit aus allen Kräften unter beständigen: Schuft, Schurke, Unverschämter ꝛc. auf den gravitätischen Cardinal hinein, den er zu gleicher Zeit am Arme fest hält. Nur mit Mühe gelang es dem Cardinal, sich endlich loszureißen, und in den Hintergrund des Zimmers sich zu retten; während der Marquis unter beständigem Schreyen und Schimpfen, ihm immer fort mit seinem Stöckchen drohte, und die Königin mit ihrem ganzen Hofe schweigend und gravitätisch dem Vorfalle zusah.

Nach den glaubwürdigsten Zeugen, kann ich versichern, daß diese Erzählung in den kleinsten Details wahr ist. Der Cardinal, außer sich vor Wuth,

dachte

dachte an nichts als ſich in Sicherheit zu ſetzen, ſo daß ein ziemlicher Raum zwiſchen ihm und dem Marquis blieb. Dieſer letztere ſchrie ihm von weitem zu, daß ohne den Reſpect vor dem König und der Königin, er ihn nach Verdienſt behandeln, und zur Thür hinaus werfen würde. Mit dieſen Worten aber verließ er ſelbſt das Zimmer und flohe nach ſeinem Pallaſte zurück.

Keine Viertelſtunde, ſo erhielt er den Befehl, ſich 30 Leguas von Madrid auf eines ſeiner Güter zu begeben, hatte aber die Genugthuung, noch dieſen ganzen Nachmittag, eine Menge Viſiten von den erſten und größten Familien der Hauptſtadt zu erhalten, indem der Vorfall allerdings allgemeines Aufſehn erregte. Er reiſte ab; erhielt aber 5 bis 6 Monat nachher die Erlaubniß zurückzukommen, ohne daß von ſeiner Seite der mindeſte Schritt deswegen geſchehen war. Beinah unglaublich, aber dennoch gewiß iſt es, daß der König weder von dem Vorfall, noch von der Verbannung, noch von der Zurückkunft des Marquis eher etwas erfuhr, als bis Alberoni völlig vom Hofe entfernt war. Aber auch ehe dieſe Kataſtrophe eintrat, blieb ſich der Marquis in ſeinem Betragen völlig gleich, und wollte den Cardinal weder ſehen, noch von ihm reden hören. Dieſer hingegen vergaß, trotz ſeines hohen Poſtens, und ſener großen Beleidigung nichts, um ſich mit dem Marquis auszuſöhnen, erlangte aber damit bloß neue Beleidigung und einen Zuwachs der öffentlichen Verachtung.

IV.

Sein Fall.

Man erinnert ſich aus Tercy's Nachrichten, wie vieler deſpotiſcher Handlungen, wie vieler Schänd-

lichkeiten, ſich Alberoni ſchuldig gemacht hatte. Ganz Europa, das unter ſeinen Verbrechen duldete, verabſcheute den unumſchränkten Beherrſcher von Spanien, der ſich bloß durch ſeinen Ehrgeiz, durch ſeine verkehrten Pläne, oft auch bloß durch ſeine Tollheit und ſeine Launen leiten ließ, ſeine politiſchen Projecte unaufhörlich nach ſeinem wechſelnden Intereſſe veränderte, der den König und die Königin gleichſam in ſeinen Feſſeln hielt, ganz Spanien zittern machte, und alles Größere gegen ihn anſtrebende, zu vernichten bemüht war. Gewohnt, alles vor ſich niederzuſtürzen, und voll von der geheimen Verachtung, die ihm die blinde Ergebung des Königs und der Königin nur zu natürlich einflößen mußte, hatte er allmählich alle Mächte von Europa zu beſchäftigen gewußt. Er hatte nichts geringeres im Sinne, als eine nach der andern zu betrügen, ſich allmählich einen beſtimmten Einfluß auf ſie zu verſchaffen, und ihre Kräfte zu Ausführung ſeiner Pläne zu benutzen. Da eben dieſe liſtigen Anſchläge dennoch mißlangen, ſo führte er deſſen ungeachtet, ganz allein und ohne Alliirte, ſeine großen Staats-Entwürfe aus. Dieſe beſtanden in nichts geringerem, als, dem Kaiſer alles zu nehmen, was er von vorigen ſpaniſchen Beſitzungen in Italien durch den Frieden von Utrecht, noch behalten hatte. Weiter ſollte der Pabſt unterjocht, und dem König von Sicilien dieſe, ehmals unter ſpaniſcher Hoheit geſtandene Inſel, abgenommen werden. Eben ſo ſollte der Kaiſer die Allianz von Frankreich und England nicht benutzen können, indem er beide Mächte durch bürgerliche Unruhen beſchäftigen wollte. So glaubte er dieſe allgemeine Verwirrung benutzen zu können, um unter dem Vorwande von Kriegsgeldern, die ungeheuren Summen nach Italien zu befördern, die er in Spanien auf tauſend verſchiedenen Wegen zuſammen

gerafft

gerafft hatte. Vielleicht war dieser letzte Zweck beinahe die Haupturſache ſeiner ungeheuren Entwürfe, zumal da er als Cardinal, Italien auf jeden Fall als ein ſicheres Aſyl anſah.

Die Tollheit jenes großen politiſchen Planes, war anfangs nicht in ihrem ganzen Umfang bemerkbar. Nur allmählich zeigte ſie ſich, zum großen Erſtaunen von Europa, da man ihn mit der größten Hartnäckigkeit einen Vorſatz befolgen ſah, zu deſſen Ausführung er nur die ſchwachen Kräfte von Spanien gegen vier mächtige Feinde, Oeſterreich, Frankreich, England und Holland, benutzen konnte. Was ſeine Tollheit am meiſten bewies, war die Hartnäckigkeit, mit der er den Krieg fortſetzte, ſelbſt nachdem die Verſchwörung von Cellamare entdeckt, und jede Möglichkeit eines andern Verſuchs vereitelt worden war; auch die Umſtände im Norden ſich gänzlich verändert hatten, und für Alberoni keine Hoffnung übrig blieb, dieſe beiden Mächte hinlänglich in ihren Reichen ſelbſt zu beſchäftigen. Dieſer politiſche Wahnſinn erſcheint noch größer, wenn man bedenkt, daß Spanien durch die ungeheuren Zurüſtungen zu dieſem Kriege vollends erſchöpft und außer Stand geſetzt worden war, ſich gegen die verbündeten Mächte zu vertheidigen, durch deren Hülfe der Kaiſer Neapel und Sicilien und einen Theil der Lombardei wegnahm.

So ſehr indeſſen Alberoni in Spanien, England und Italien verabſcheut, ſo ſehr er von dem Kaiſer als ſeinem unverſöhnlichen Feinde gehaßt war; ſo ſchien er doch völlig ruhig dabei zu ſeyn. Gleichwohl war es unmöglich, daß dem König und der Königin die Niederlage ihrer Truppen, ihrer Flotte in Sicilien, die nahe Gefahr Neapels, und die Unmöglichkeit, bei einer ſo geſchwächten Macht, ſo vielen verbündeten

Feinden zu widerstehen, verborgen blieb. Dazu kam noch, daß der Herzog Regent und Dü Bois, welche Alberoni als ihren persönlichen Feind betrachteten, unaufhörlich mit seinem Sturze beschäftigt waren. Der gegenwärtige Augenblick schien ihnen günstig dazu zu seyn, und sie benutzten ihn.

Auf welche Art sie dieses bewirkten, ist ein Geheimniß für mich geblieben. Der Herzog von Orleans starb zu bald nach Dü Bois, als daß ich mich, nach diesen und andern Staatsbegebenheiten hätte erkundigen können. Ich hatte dieses, nachdem er mich wieder mit seinem Zutrauen zu beehren anfing, zu fragen immer aufgeschoben, und so verlor ich ihn, ehe ich Gelegenheit dazu fand.

Alles was ich im Vorbeigehen von dem Regenten, nachher aber in Spanien erfuhr, beruht auf folgenden Details. Alberoni zitterte vor dem geringsten Parmesaner, der nach Madrid hätte kommen können, und benutzte seinen ganzen Einfluß auf den Herzog, um ihm den Weg dahin zu versperren. Dieses geschah besonders wegen der alten Amme der Königin, die er außerordentlich fürchtete, und auf alle nur mögliche Art entfernt zu halten suchte. Diese Amme war ein gemeines parmesanisches Bauernweib, Namens Laura Piscatori. Die Königin, welche sehr an ihr hing, hatte sie zu ihrer ersten Cammerfrau (Asafeta) gemacht, was in Spanien eine viel wichtigere Stelle, als in Frankreich ist. Laura hatte ihren Tölpel von Mann mitgebracht, der freilich so gut als nicht da war, sie selbst aber hatte Geist, Verschlagenheit und Ehrgeiz genug, so wenig man es bei ihren bäurischen Sitten, die sie vielleicht aus List beibehielt, hätte vermuthen sollen. Sie fürchtete den Einfluß Alberoni's auf die Königin; denn sie wollte dieselbe ganz allein

be-

beherrschen. Weit mehr empfindlich gegen seine geheimen Maaßregeln, sie vom Hofe zu entfernen, als dankbar gegen seine gewöhnlichen Gefälligkeiten, betrachtete sie ihn wie einen gefährlichen Feind, gegen den sie sich immer waffnen müßte. Bei dieser Lage der Sachen, kostete es nur wenig Mühe, dieses Wesen theils durch Geld, theils durch Intrigue, von Seiten des Herzogs Regenten und des Cardinals Dû Bois zu gewinnen. Es war sehr leicht, durch sie Alberoni bei der Königin und durch diese, bei dem König, als einen Minister darzustellen, welcher Spanien ruinirt habe, und das einzige Hinderniß des Friedens sey, indem er das Interesse ihrer Majestäten, die er mit allen Mächten Europens entzweit, seinen persönlichen Absichten aufopfern wolle.

Laura erreichte ihre Absicht vollkommen. In dem Augenblick, wo sich Alberoni dessen am wenigsten versah, erhielt er ein Billet vom König, worin ihm befohlen ward, ohne noch einmal ihre Majestäten zu sehen, oder an dieselben zu schreiben, in 48 Stunden von Madrid abzureisen, und Spanien völlig zu verlassen. Zugleich wurde ein Garde-Offizier abgesendet, der ihn bis an die Gränze begleiten sollte.

Wie der Cardinal diesen niederschlagenden Befehl empfing, was er that, was überhaupt aus ihm wurde, ist mir unbekannt geblieben; ich weiß bloß, daß er sogleich gehorchte, daß er die Reise durch Arragonien machte, und daß man ihn, unklug und nachlässig genug, an Papieren und Kostbarkeiten alles, was ihm beliebte, mitnehmen ließ. Erst einige Tage darauf, meldete man dem König, daß das Original des Testamentes von Carl dem II. nicht mehr vorhanden sey. Da man sogleich vermuthete, daß Alberoni dieses kostbare Dokument entwendet habe, um

ſich durch Aufopferung deſſelben die Gunſt des Kaiſers zu verſchaffen, ſo holte man ihn ein und foderte es ihm ab. Es koſtete ſehr viel Mühe, und man mußte die größten Drohungen anwenden, ehe er ſich zur Zurückgabe dieſes, und einiger anderer Dokumente entſchloß, wobei er in lautes Geſchrei ausbrach.

Das Schrecken, das dieſer furchtbare Mann ſo lange verbreitet hatte, war ſo groß, daß bis zu dieſem Augenblick niemand ſeine Freude zu äußern wagte, ob man ihn gleich abreiſen ſah. Da man ſich aber durch dieſen Vorfall von ſeiner völligen Ungnade, und von der Unmöglichkeit ſeiner Zurückkunft überzeugt hatte; ſo brach die öffentliche Freude in lauten Jubel aus. Von allen Seiten wurden nun dem König und der Königin eine Menge Dinge angezeigt, die jedermann, nur nicht ihnen, bekannt geworden waren, eine Menge Bedrückungen, Schändlichkeiten ſogar, die am beſten mit Stillſchweigen zu übergehen ſind.

Anmerkungen

zum 28ſten Bande.

Digitized by Google

Ueber das System des Law.

Law, der sich ins Palais-Royal zurückgezogen hatte, glaubte daselbst nicht müssig seyn zu dürfen. Er wohnte im Appartement des Hrn. Coche, des ersten Kammerdieners vom Herzog von Orleans, und hier machte er neue Actien der Compagnie, die nur in Billets von 100 Livres und von 10 Livres bezahlt werden konnten, und die auch noch schnell abgiengen. Sie erhielten einigen Beifall durch die allgemein verbreitete Speculationssucht, obgleich es notorisch war, daß die Sachen der Compagnie sehr gefährlich standen.

Da die Bank kein Geld herausgab, so war es nicht möglich, denjenigen kleine Billets zu verweigern, welche große zurückbrachten. Man hatte sie sehr sparsam und gab sie ungern, weil diese kleinen Billets sich unter die Handwerksleute und die Armen verbreiteten, die weit mehr als die Reichen im Stande waren, gefährliche Bewegungen zu verursachen, da diese Art Leute gewöhnlich nichts zu verlieren haben.

Law hatte die Bankrechnung aufgebracht, und sie war durch einen Schluß vom 13. Junius auf den Fuß von 600 Millionen gesetzt. Zu gleicher Zeit war verordnet worden, daß die Auszahlung der Wechsel nicht anders als auf diese Weise geschehen sollte. Man machte zu diesem Zweck bei der Compagnie Bücher, in die man unter eines jeden Artikel die Summen eintrug, die er in Bankozetteln eingebracht hatte, und wenn er Wechsel zu bezahlen hatte, zog man die Summen von seiner Rechnung ab, und schlug sie auf die Rechnung desjenigen, der den Wechsel bezahlt bekommen sollte, für den man eine neue Rechnung eröfnete, wenn sich noch keine in den Büchern fand.

Crozet, der den Beinamen des Armen führt, weil er nicht 15 oder 20 Millionen wie sein Bruder besitzt, wurde zum Director dieser Bankrechnung ernannt.

Das Publikum brachte beträchtliche Summen ein, und dadurch wurden Bankozettel eingezogen; indessen hatte die Bankrechnung keinen Beifall mehr, und Law sah wohl, daß er sie nicht behaupten konnte; er wollte ihr eine andere Wendung geben, und ließ zu dem Ende am 15. Sept. einen Schluß fassen, nach welchem alle Bank-Papiere auf das Viertheil ihres Werthes herabgesetzt, und es freigestellt wurde, die auf Bankrechnung eingebrachten Summen wieder zurückzunehmen, wenn man zur Zahlung Actien auf den Fuß von 2000 Liv. nehmen wollte, die auch in demselben Werth in der Bankrechnung angenommen wurden.

Man glaubte, wenn man auf diese Weise die Bankrechnung realisirte, die durch einen Schluß vom 22. October auf 100 Millionen regulirt wurde, so würde sie mehr Beifall erhalten, aber es geschah nicht.

Law, der immer darauf dachte, sein so ganz wankendes System wieder aufzurichten, wollte, daß durch förmliche Schlüsse der Umlauf aller goldenen Münze im Königreich gänzlich verboten würde; aber er konnte es nicht dahin bringen. Er hatte auch den Plan gehabt, von der Compagnie die ganze Ernte des Königreichs kaufen zu lassen; aber er fand immer an dem Directeur einen Gegenmann, den er nicht bewegen konnte.

Während alle diese Dinge gemacht wurden, wohnte Law bald in seiner Wohnung, bald im Palais-Royal, wo er, wenn er auf sieben oder acht Tage daselbst bleiben wollte, im Appartement des Hrn. Noce wohnte, welcher abwesend war; und man kann vermuthen, daß ihn theils die Furcht, die er vor dem Publikum hatte, theils die Besorgniß, bei dem Regenten in Mißcredit gebracht zu werden, dazu bestimmte; und vielleicht konnte ihn dieser der Wuth des Volkes oder der Rache des Parlamentes überlassen, welches ihn, nach dem Fall der Bankozettel, hängen lassen und ihm binnen Zeit von vier Stunden den Proceß machen wollte, wovon er noch bald genug Nachricht bekam, um dem Ungewitter zu entfliehen.

Er war fruchtbar an neuen Projecten, und das letzte, das er vorlegte, war, daß man im Königreiche zwei Arten von Münze einführen sollte, die eine Art sollte Bankmünze heißen, und 60 Liv. die Mark gelten, die andere, welche Courantmünze heißen sollte, sollte die wirkliche Münze seyn,

und

und 75 Liv. die Mark gelten; und man sollte verordnen, daß alle Einkünfte des Königs und alle Abgaben in Bankmünze bezahlt würden.

Er wollte sich zu dem Ende der Bankrechnung bedienen, die er auf 100 Millionen reguliert hatte, und in welcher er die Compagnie, mittelst der Actien, die sie hinein gegeben, 60 Millionen hatte nehmen lassen, und der Uiberschuß dem Publikum gehörte; es gab Personen und zwar solche, die von Law begünstigt und im Stande waren, seinen Plan zu unterstützen, welche Certificate von Summen, die sie in die Bankrechnung gegeben haben sollten, besaßen, welche sich auf zwei Millionen beliefen, und diese Certificate waren in Bücher als Schuld für sie eingetragen. Er ließ es anstehen, andern dergleichen weiche auszustellen, und schlug vor, daß sie nur der Compagnie sollten gegeben werden können, die ihre Certificate an diejenigen, welche sie acquiriren wollten, verkaufen solle, für Zahlung in Ludwigsthalern zu 40 Sous. Zu gleicher Zeit schlug er vor, um diese Bankrechnung gelten zu machen, und das Publikum zu Kaufung dieser Certificate zu ermuntern, daß sie um fünf Pc. geringer gegeben werden sollten, als sie in Zahlung der Steuern und Abgaben angenommen werden würden.

Er setzte noch hinzu, daß man in der Folge, wenn das Commerz sich zu heben anfange, nach und nach die den Kaufleuten gehörigen Certificate und Bankrechnungen passiren lassen könnte. Wenn der König größere Auflagen, als die gegenwärtigen, nöthig haben würde, so habe man nichts zu thun, als die Bankmünze herabzusetzen, um eine neue Auflage zu ersparen.

Es läßt sich hieraus zweierlei abnehmen. Erstens, da mittelst der Steuern und Auflagen immer Certificate an die Compagnie zurückkommen werden, so wird sie immer im Stande seyn, davon an die Privatleute zu verkaufen und die, weiche eine Bankrechnung eingegangen, werden dergleichen nur durch besondere Vergünstigung erhalten können.

Zweitens, diese Operation vermehrt die Einkünfte des Königs um ein Fünftheil, weil man einen Ludwigsthaler, der im Commerz zu 50 S. ausgegeben wird, dem Könige nur zu 40 S. zurückgeben kann, und dadurch werden gewisse Ausgaben des Königs, als Besoldungen, Sagen und dergleichen

chen um ein Fünftheil vermindert, weil er mit einem Ludswigsthaler, den er zu 40 S. erhalten, 50 S. bezahlt.

Auch ist abzusehen, daß wenn man in der Folge die Bankmünze auf einen niedrigern Preis als 60 Liv. die Mark herabsetzte, und die Courant auf 75 Liv. ließe, dieß eine gröſsere Vermehrung der Einkünfte des Königs und Verminderung seiner Ausgaben wäre.

Es war die Frage, bevor man diesen Vorschlag eingehen konnte, ob das Königreich im Stande sey, eine Erhöhung der Abgaben zu ertragen, und ob diejenigen, die in Besoldung des Königs stehen, und die Truppen eine Verminderung ihrer Einnahme erleiden könnten; man war der Meinung, daß beides nicht möglich sey, und der Vorschlag konnte nicht ausgeführt werden.

Law hörte aber nicht auf, ihn zu rühmen, und suchte die Vortheile desselben fühlbar zu machen, obgleich seine Abreise beschlossen, und ihm bekannt gemacht war, und sogar Hr. von Houssaye zum Generalcontroleur gewählt werden sollte. Er reiste zu Ende des Decembers ab. M. le Duc gab ihm eine Postkutsche, und Sanrobert, Capitain und Castellan des Schlosses Chantilly, geleitete ihn bis zur Grenze.

Law war ein Mann von groſser Statur und einer schönen Physionomie, von einem ruhigen Aeuſsern, aber von sehr lebhaftem, feurigen Geist. Er hatte die bessere Zeit seines Lebens mit Spielen zugebracht, und mittelst seiner Combinationsgabe sehr viel gewonnen.

Er hatte das Papiergeldwesen vollkommen inne, das in England so sehr in Gebrauch ist, wodurch einer Sache ein sogenannter reeller Werth gegeben wird, die eigentlich nur einen eingebildeten hat. Dieses Papier, das die Engländer accreditirten, und denen es die übrigen europäischen Nationen nachgethan haben, ist der Grund des groſsen Handels, den England hat; denn dieses Königreich hat nicht mehr als den Drittel des Geldes in Händen, das Frankreich besitzt, und ist ihm doch im Handel weit überlegen.

Er hatte hiernach ein neues Finanzsystem gebildet, das sehr viele Dinge in den Handelsumlauf brachte, die vorhin nicht darin statt hatten, als die Renten, welche auf dem König beruhten; er wollte alle Renten auf Privatgütern vernichten, welche Art von Eigenthum immer sowohl dem Commerz als dem Ackerbau Schaden thun wird.

Um

Um dieses System, das zur Zeit des verstorbenen Königs Desmaretz vorgelegt und verworfen worden war, in Ausübung zu bringen, mußten Bankozettel eingeführt werden; er schlug es dem Herzog von Orleans vor, und die Einführung dieser Bankozettel geschah durch eine besondere Compagnie.

Es gelang ihm: man bekam Zutrauen zu diesen Papieren, die man im Anfang nicht 24 Stunden in Händen behalten wollte, und dieser Credit, wozu das Geldbedürfniß kam, in das der Herzog von Orleans durch den projectirten Krieg gegen Spanien gesetzt wurde, war die Ursache, daß der König alle Actien der Bank an sich kaufte, und diese zur königlichen Bank erklärt wurde.

Es schien dem Regenten unmöglich, wegen des Krieges gegen einen Monarchen, der von einem großen Theil der Franzosen als der präsumtive Erbe der Krone, im Fall der König mit Tode abginge, angesehen wurde, neue Auflagen einzuführen, und er fühlte zu gleicher Zeit sehr wohl, daß er mit diesem Fürsten nicht in Frieden würde leben können, der ihm stets Unruhen im Königreiche erwecken würde, sobald er ihm durch Unternehmung eines Krieges gegen ihn gezeigt haben würde, daß er den Herrn mache.

Der Credit, den die Bankozettel hatten, gab ihm die Mittel an die Hand; er konnte, ohne daß es jemand merkte, Summen an baarem Gelde, und zum Rückenhalt Papiere einziehen, und so geschah es auch.

Law's Project war, mehrere Handelscompagnien zu stiften, und dadurch dem Publikum verschiedene Gelegenheiten sein Geld anzubringen, zu verschaffen, jedoch immer in derselben Art.

So war die Occidentalische Compagnie gestiftet worden, und er ließ mit ihr die Tabackspachtung verbinden, weil das Land Taback liefern kann.

Er hätte eine eigne Compagnie für Ostindien, eine für die Südländer, und eine Assecuranzcompagnie errichtet, und mit diesen verschiedenen Compagnieen hätte man Pachtungen verbunden, welche die Interessen der Gewinnsantheile der Actien bezahlt hätten.

Der Widerstand, den er fand, hat alle seine Projecte verrückt, die gut seyn konnten, und gut gepflegt, sich hätten erhalten können, aber er hatte nicht genug Fähigkeit, um, bei

dies

diesem Fehler, andere an die Stelle zu setzen, die nicht solchen Nachtheilen ausgesetzt waren.

Auf die Compagnie von Indien, worüber er Herr war, legte er alles; er glaubte, was er freilich nicht hätte glauben sollen, daß die Actionnärs die Vertheidiger der Bank seyn würden, das heißt, daß sie verhindern würden, daß man kein Geld herauszöge; aber es geschah gerade das Gegentheil, und der große Werth, den er den Actien gab, die er als eine Münze betrachtet haben wollte, indem er sie in Bankozettel umsetzbar machte, für den Kauf und Verkauf, der damit bei der Compagnie geschah, verursachte die Vereitelung seines Projects.

Was er seit dem Monat September 1719 gethan hat, kann man als das Planmäßige und Beabsichtigte betrachten. Durch das Zusammentreffen der Umstände erhielten die von ihm neu gemachten Actien Beifall; das Glück, das sie machten, berauschte ihn, und er bedachte nicht, daß es unmöglich wäre, sie in demselben Preise zu erhalten, auf den er sie gesteigert hatte.

Sein Geist war fruchtbar an neuen Erfindungen. Immer wollte er neue Projecte ausführen, selbst noch ehe die angefangenen vollführt waren, und zwar in der grundlosen Hoffnung, daß diese letztern besser als die ersten gelingen würden. Das Publikum ging anfangs, nach Gewinn begierig, in diese Projecte ein, zog sich aber mit derselben Schnelligkeit wieder zurück, und damit man nicht über das Geld, das man gewonnen und realisirt, schalten und walten könnte, schaffte man es ins Ausland. Law glaubte dieß dadurch verhindern zu können, wenn man dazu alle Wege öfnete; aber wenn der Schluß, den man hierüber gab, vier Tage lang bestanden hätte, so wäre alles Geld, was im Königreiche war, hinausgegangen.

Manche glaubten damals, man habe diese Erlaubniß nur gegeben, um auf das Geld Beschlag legen zu können; aber dieß war nicht seine Absicht, sondern er wollte dadurch Zutrauen erwecken.

Law war ein stolzer, nichts weniger als schlichter Charakter, und kümmerte sich zu wenig um die Feinde, die er hatte; er sagte, man müsse sich nicht um sie kümmern, wenn man das Recht und die Vernunft für sich habe, und man müsse es mit ihnen wie mit den Fliegen machen, die sich ei-

nem

nem auf das Gesicht setzten, deren man leicht los werden könne. Er that etwas in Rücksicht seiner Tochter, was alle Welt gegen ihn empörte: er gab ihr einen Staatswagen mit seinem Wappen in Rautenform, und ließ sie ein eignes Haus machen; was niemanden als nur immer Prinzen von Geblüt zugekommen ist.

1722 — 1723.

Taxirung der reichgewordenen Agioteurs.

Die Agioteurs, die durch ihr gutes Glück oder kluge Speculation, während der Dauer des Systems, sich bereicherten, wurden durch ein königliches Edict, einer Taxe unterworfen. Die Speculationen mit den Papieren brachten ihnen auf Kosten des verarmten Theils der Bürger, große Summen Gewinn. Es wurde daher durch einen Schluß vom 14. Sept. 1721 allen Notarien des Königreichs der Befehl gegeben, von allen seit dem 1. Jul. 1719 bis zum Ende des Jahres 1720, das heißt, während der Herrschaft der Papiere, geschlossenen Verträgen, Extracte einzubringen. Nach der Einrichtung der Taxen wurden alle Extracte verbrannt.

Die Chefs der Büreaus, die einen Etat von dem Vermögen der reichgewordenen Actionnärs entwerfen sollten, waren während den 10 Tagen, so lange diese Operation dauerte, unzugänglich, und zu Ende des Julius wurde erkannt, daß ein großer Theil sein Vermögen nicht über 100000 Liv. gebracht, und daß der kleinste Theil im Stande sey zu beweisen, daß sie durch ihren Handel ihre Acquisitionen gewonnen hätten.

Da es schwer hielt, durch die Taxen eine große Summe herauszubringen, so that man zwei Vorschläge: 1. ein allgemeines Gesetz zu geben, daß die Taxen auf die Beweise vom Bestande des Actienhandels gegründet würden, so daß die Agioteurs, die sich um mehr als 100000 Liv. bereichert hatten, in Contribution gesetzt würden.

Der 2te Vorschlag war, zu verordnen, daß den reichgewordenen Agioteurs ein Auszug von dem angegebenen Bestand ihres Gewinnes zugeschickt würde, wogegen sie sich binnen acht Tagen verantworten müßten, nach deren Verlauf sie nach der Strenge der Beweise taxirt werden sollten. Die

Furcht

Furcht vor einer zu ſtarken Contribution ſollte diejenigen verrathen, die unter der Hand gebraucht worden waren.

Ueber dieſe beiden Vorſchläge wurde im Conſeil ſehr debattirt, und am 29. Jul. 1722 gab es einen Schluß, der aber bis zum 15. Sept. dieſes Jahres geheim blieb, durch welchen eine außerordentliche Kopfſteuer auf die Leute von zu beträchtlichem Vermögen verordnet wurde. Sechs Staatsräthe wurden ernannt, welche die Regiſter zu dieſer Auflage entwerfen ſollten.

Die Commiſſärs ſchloſſen aus der Claſſe der Taxierbaren den Adel und die Magiſtratur aus: Diejenigen, die von 100000 bis 200000 Liv. gewonnen hatten, wurden aufs Viertheil geſetzt, die von drei zu fünf hundert tauſend Liv., auf die Hälfte, und die von fünf hundert tauſend und drüber, auf drei Fünftheile. Nur 277 Perſonen wurden dieſer Auflage unterwerfbar gefunden, und das Verzeichniß, das auf 191 Millionen ſich belief, wurde den 15. Sept durch einen Schluß beſtätigt Die Taxirten, die von dieſer Operation nicht unterrichtet waren, konnten keine Verſuche machen, die Taxe von ſich abzuwenden, und das Publikum nahm kein lebhaftes Intereſſe an einer Auflage, die ſo wenig Menſchen betraf, und die ſchon beſtimmt war, ehe man etwas davon wußte; eine Vorſicht, die man, um den Commerz nicht zu hemmen, gebraucht hatte.

Die Taxe ſollte in richtigen königl. Effecten bezahlt werden.

Da kamen Klagen von allen Seiten. Gewiſſe Agioteurs gaben zur Antwort, ſie hätten nur für andere ihre Namen gegeben; andere, ſie hätten bloß ihren Vorſchuß wieder ausgezahlt bekommen.

Am 1. December 1722 hatte man bloß 800000 Liv. einbekommen. Man verordnete, daß auf das Vermögen mehrerer Taxirten Beſchlag gelegt würde, und man fand bei dem größten Theil ſchon früher das Vermögen in Beſchlag genommen. Hierauf wurde durch einen Schluß verordnet, daß bei den übrigen nur Einſpruch gethan werden ſollte.

Das Unternehmen ſchlug vermöge ſeiner Anlage fehl. 1. Hatte man die Taxe nur denjenigen Agioteurs auferlegt, die in den redimirten Regiſtern genannt waren, folglich waren der größte Theil nur Namens-Leiher. 2. Der größte Theil hatte durch Solicitationen zu entwiſchen gewußt.

Neu-

Aeußerung

des Hrn. von Broglie über Law's Syſtem.

„Es iſt Ihnen ſchon geſagt worden, rief eines Tages Broglie, einer der Roués des Regenten, als er mit Law ſprach, daß Sie uns unſer Syſtem geſtohlen haben; in der That machen wir es alle für uns ſo, wie Sie es als Generalcontroleur machen; Ihr Syſtem beſteht darin, zahlbare Billets zu machen, das iſt auch das unſrige; Sie machen deren mehr als Sie bezahlen können, und ſo auch wir; wir richten uns zu Grunde, und Sie den Staat; wir bezahlen nicht mehr, wenn wir mehr Schuldſcheine gemacht haben, als wir Geld haben, und Sie machen es eben ſo.

Pro Memoria *)

Uiber die Finanzen Frankreichs zu Ende des Miniſteriums von M. le Duc, Vaters des Prinzen von Condé.

Obgleich Frankreich zu Ende des Jahres 1723 eines zehnjährigen Friedens genoſſen hatte, ſo war doch der Zuſtand der Finanzen weit ſchlimmer als im Jahr 1719, wo man erſt einen lange unglücklich geführten Krieg geendigt hatte, welcher beträchtlichen Aufwand verurſacht haben mußte.

Im Monat September 1715, der Sterbezeit Ludwigs XIV., beliefen ſich die Zinskapitalien auf nicht mehr als ungefähr tauſend Millionen. Außerdem waren noch für fünfhundert und achtzig Millionen unverbrieſte Schulden da, an Vorſchüſſen der Obereinnehmer der Finanzen und Pächter und Papieren aller Art, die auf zweihundert und funfzig Millionen reducirt und in billets d'etat (Staatscaſſenbilleten) bezahlt wurden. Dieß waren in allem tauſend zweihundert und funfzig Millionen Schulden.

Zu Ende des J. 1723, nach einem zehnjährigen Frieden, und nach der Unterſuchung über die Finanzbedienten, die im J. 1716 durch die chambre de justice, angeſtellt wurde, um das Reich von den billets d'etat zu befreien, ver-

lieſ

*) des königlichen Conſeils.

liefen ſich die Zinscapitalien auf tauſend neunhundert und fünf und dreißig Millionen, welche bis heute noch da ſind. Die Schulden überſtiegen alſo den Schuldbeſtand von 1715 um ſechs hundert und fünf und achtzig Millionen.

So war es auch mit dem Rückſtand der Zinſen, er belief ſich im J. 1715 nur auf acht und dreißig Millionen neun hundert tauſend Livres, und im J. 1723 fanden ſich ein und funfzig Millionen fünf hundert tauſend Livres, obgleich der Rückſtand von vier Procent auf drittehalb und zwei Procent reducirt worden war, was den Finanzen eine große Erleichterung hätte machen ſollen; aber außer, daß ſie unter der Laſt der zwölf Millionen ſechs hundert tauſend Livres ſeit 1715 aufgelaufenen Rückſtandes erliegen, iſt ihnen auch die Einnahme der Tabacksferme entzogen, die ſeit 1723 der Indiſchen Compagnie für neunzig Millionen, die ſie in billets d'état zu fodern hatte, abgetreten worden iſt.

Die Vermehrung der Schulden, ſowohl an Capitalien als rückſtändigen Zinſen, hat die Operationen der Indiſchen Compagnie und der Bank zum Urſprung, die ohne Zweifel in der Abſicht den Staat zu befreien, unternommen wurden, aber deren Erfolg ſehr davon verſchieden war. Es wäre unnütz, den Zuſtand des Reichs zu Ende des Jahres 1720 hier zu ſchildern: man wird ſich ſehr leicht erinnern, wie das Volk mit einer unendlichen Menge von Papieren aller Art belaſtet war, die auf ungewöhnlichen Wegen ins Publikum gebracht worden, und in gänzlichen Mißcredit gefallen waren, da ſie nur einen erdichteten Werth hatten; wie die Indiſche Compagnie durch Verluſt der Fonds ihrer Actienhändler erſchöpft war, und unter der Laſt der ungeheuren Schulden, die ſie mit dem Publikum contrahirt hatte, faſt erlag; wie die Stände des Königreichs durch den Verfall der alten blühenden Familien, und durch das Emporkommen neuer umgekehrt waren, und viele alte Gläubiger des Staates mit neuen Inhabern von Schulden, die ihnen nichts gekoſtet hatten, verwechſelt wurden.

Das neue Gouvernement traf Maaßregeln, um dieſes Chaos der öffentlichen Geſchäfte in Ordnung zu bringen.

Vermittelſt des Vidimirens der Papiere, und durch andere Rechnungen fand man, daß für drei tauſend und ſiebzig Millionen neunhundert und dreißig tauſend vierhundert Banzettel gemacht worden waren; daß die im Publikum verbrei-

breiteten Papiere ſich auf dreitauſend Millionen zweihundert tauſend Livres beliefen, mit Inbegriff des Preiſes, den nach Erklärung der Actienhändler ihnen ihre Actien gekoſtet hatten, und daß die Indiſche Compagnie tauſend vierhundert und ſiebzig Millionen *) verloren hatte, ſowohl durch den Ankauf als durch die Umſetzung der Actien in Banknoten und ihre übrigen Operationen, wovon die meiſten von der Regierung autoriſirt geweſen waren. Dieſer letzte Beweggrund war es, warum man die von den Commiſſarien des Conſeils gemachte Reduction an vidimirten Papieren zum Nutzen dieſer Geſellſchaft anwandte, und was, weil dieſe Reduction nicht hinreichend war, um ſie frei zu machen, die Regierung beſtimmte, ihr Kraft eines Schluſſes des Conſeils für fünfhundert und fünf und ſiebzig Millionen auf Sicht zahlbare Scheine (ordonnances au porteur) ausfertigen zu laſſen, die ihr dazu dienten, den Reſt der Banknoten, welche die Unterthanen in den königlichen Schatz gebracht hatten, einzuziehen, um Zinſen dadurch zu erhalten; und dadurch iſt dieſe Geſellſchaft in Stand geſetzt worden, in der chambre des comptes Rechnung abzulegen.

Nach Anwendung dieſes Palliativmittels zum Erſatz des ungeheuren Verluſtes der Compagnie, ſah ſich die Regierung verpflichtet, dieſelbe zu unterſtützen, nicht allein der Billigkeit wegen, und um den Untergang einer Menge von Familien zu verhindern, welche in der Zeit, wo die gezwungenen Zahlungen ihnen kein anderes Geſchäft übrig ließen, um ſich ein Einkommen zu verſchaffen, Actien titulo oneroso acquirirt hatten; ſondern auch um der Unmöglichkeit willen, in welcher ſich der König befand, ſich einer ſo wichtigen Sache als der Berechnung der Actien in Geldeswerth zu unterziehen, um ſo mehr, da ſie ihnen nach Erklärung der Actienhändler den Werth von neunhundert Millionen hatten, und weil ſelbſt nach der Reduction dieß eine Vermehrung der Staatsſchulden um fünfhundert Millionen an Capitalien, und um zehn Millionen an Rückſtand zu 2 Procent geweſen wäre.

Wir ſprechen hier nicht von den verſchiedenen Verluſten, welche die Familien durch Veräußerung ihrer Güter, und

*) Der Verluſt der Indiſchen Compagnie von tauſend vierhundert und ſiebzig Millionen, und die ungeheure Erhöhung der Münzen, iſt die Quelle aller der Uibel, die man jetzt zu heben ſtrebt.

durch den Erfolg der Unternehmungen der Bank und der Indischen Compagnie erlitten haben, indem wir hier nur zeigen wollen, woher die Vermehrung der Staatslaſten um sechshundert und fünf und achtzig Millionen an Capitalien und um zwölf Millionen und sechshundert tausend Livres an Rückstand im J. 1723, und die Entziehung der Einnahme der Tabacksferme hergekommen sey.

Die Lage der Finanzen war nicht weniger schlimm in Rücksicht der unverbrieften Schulden und des Werthes der Münzen beschaffen. Im J. 1715 geschah die Zahlung der Zinsen auf den Tag hin, und alle unverbriefte Schulden waren in den zwei hundert und funfzig tausend (Millionen) Livres an billets d'etat begriffen.

Im J. 1723 war man dagegen mit drei und vierzig Millionen im Rückstand, sowohl an Zinsen als an andern Summen, die aus dem königl. Schatze bezahlt werden sollten; die Gehalte und Besoldungen nicht gerechnet, welche bei der königlichen Haushaltung gegeben werden mußten.

Im J. 1715 versprachen die Münzen, die Mark Silbers zu acht und zwanzig Livres, der Regierung eine Hülfsquelle; auch sind in den acht folgenden Jahren drei hundert und zwei und funfzig Millionen, dadurch daß man die übermäßige Erhöhung machte, in den Münzen die Mark Silbers bis zu hundert und zwanzig Livres zum Vortheil des Königs auszuprägen, vom Volke erhoben worden, wobei außerdem noch den Unterthanen durch die im Auslande gemachten falschen Münzsorten ein ungeheurer Verlust verursacht wurde.

Im J. 1723 mußte der Staat unvermeidlich einen Verlust durch die Herabsetzung des Geldes erleiden, das noch auf neun und sechzig Livres die Mark Silbers stand; diese Herabsetzung war unvermeidlich, um den Uibeln, welche die Erhöhung der Münzsorten seit langer Zeit im Königreiche hervorgebracht hatte, nämlich der übermäßigen Theurung der Lebensmittel, Waaren und Handarbeit, ein Ende zu machen, um die Truppen in Stand zu setzen, von ihrem Solde leben und sich kleiden zu können, (was sie jetzt nicht konnten, so daß sich auch in diesem volkreichen Königreiche keine Soldaten finden wollten), und um den Gläubigern des Staats Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die nach Herabsetzung der Zinsen und Gehalte von fünf und vier Procent auf drittehalb und zwei Procent in der That nicht ein Procent rückständiger

Zins

Zinsen auf die Capitalien zu dreißig Livres die Mark Silbers erhielten, womit sie den verstorbenen König in den langen mühseligen Kriegen, die er zu führen gehabt, unterstützt hatten. Alle diese Beweggründe bestimmten das Gouvernement, daß es im J. 1724 die Mark geprägten Silbers auf ein und vierzig Livers und zehn Sous herabsetzte.

Am 24. Jan. 1724 befanden sich vier und funfzig Millionen in der Kasse von Paris und der der Provinzen, man war drei und vierzig Millionen Rückstand schuldig, die Gagen und Chargen nicht mitgerechnet, es sind in diesem Jahre neun und zwanzig Millionen auf die drei und vierzig Millionen Rückstand gezahlt worden, und die Herabsetzung des Geldes hat einen Verlust von vierzig Millionen verursacht. Man hat fast in alle Theile der Ausgabe und Einnahme gute Ordnung und Präcision gebracht, um, durch reelle Einrichtungen und eine beständige Controlirung der Entwendung der öffentlichen Gelder, und den ehemals so bekannten Betrügereien im Finanzwesen ein Ende zu machen. So verging das J. 1724.

Die Herabsetzung des Geldes machte, daß das Geld im Commerz verschwand, und hemmte den Umlauf der Münzsorten, die gewöhnliche Wirkung der Herabsetzung des Geldes während einer Zeit; und daher folgt, daß es in den Einkünften des gegenwärtigen Jahres ein Minus geben, und daß es an baarem Gelde zur Bestreitung der gewöhnlichen Kosten, die immer fix, und nicht wie die Einnahmen veränderlich sind, mangeln wird.

Jemehr man sich von der Zeit der Herabsetzung der Geldsorten entfernt, desto mehr gewinnt der Geldumlauf wieder durch sich selbst Kraft. Das Gouvernement ist auch in den gegenwärtigen Umständen dazu beförderlich, indem es durch Wiedereinführung der Stipulationen zu fünf Procent die Privatverträge erleichtert. So kann man also mit Grund hoffen, daß das Geld von Tag zu Tage immer weniger selten werden wird, und daß die Einkünfte des künftigen Jahres nicht so wie die des vorigen Jahres mangelhaft seyn werden. Außer diesem Minus der Einnahme, das nothwendig ersetzt werden muß, um die Ausgaben des laufenden Jahres zu bestreiten, bleiben noch vierzehn Millionen auf den Rückstand von 1723 und ungefähr acht Millionen auf den von 1724 zu zahlen.

Die Reise der Infantin, die der Königin, ihr Hofetat, und die Vermählung des Königs verursachen noch einen Zuwachs der Ausgaben. Dieß ist der Zustand der gegenwärtigen Bedürfnisse, und dazu sind noch die Unkosten zu rechnen, welche die Vermehrung der Truppen des Königs, und die Errichtung von Korn- und Hafermagazinen an den Grenzen des Reichs verursachen wird; Vorkehrungen, welche die Regierung nöthig findet, um den Staat gegen einen ihm zu erregenden ungerechten Krieg gerüstet zu halten, und damit wenn ein Jahr der Unfruchtbarkeit einträte, die Subsistenz der Truppen gesichert sey, und das Getraide der Provinzen einzig zum Gebrauch des Volkes bleiben könne.

Diese Bedürfnisse ist man nicht im Stande ohne außerordentliche, schnelle Hülfsmittel zu bestreiten. Daher sieht sich das Conseil genöthigt, die Schatzung wegen des erfreulichen Regierungsantritts zu erheben, deren Einfoderung es aufgeschoben hatte, um, wenn der Zustand der Finanzen es irgend erlaubte, sie dem Volke zu erlassen. Und da sogar diese Abgabe nicht hinreicht, so sieht sich das Conseil noch überdieß in der Nothwendigkeit, wegen der Vermählung des Königs neue Handwerksabgaben zu verordnen, und von den Domainen-Einnehmern eine Finanzvermehrung, von den Besitzern der Stadtactien aber das Dreifache zu verlangen.

Durch diese Mittel werden die gegenwärtigen Ausgaben und die Reste vom vorigen Jahre abgetragen werden können.

Für die Zukunft wird die Regierung auf zwei Wegen sorgen, die dem gemeinen Wesen gar nicht zur Last seyn werden. Erstlich hat sie mehrere beträchtliche Einschränkungen in verschiedenen Theilen der gewöhnlichen Ausgaben festgesetzt. Zweitens hat sie einen Plan entworfen, wie durch eine gute Verwaltung einige Artikel der Einnahme verbessert werden können, ohne daß es den Unterthanen etwas mehr kostet. Diese beiden Mittel, die die Wirkung der guten Ordnung und guten Verwaltung sind, können einen jährlichen sichern Zuschuß von zwölf Millionen geben, die zur Unterhaltung der neu formirten Truppen, und zur Abtragung derjenigen Ausgaben angewandt werden können, die die Einkünfte nicht bestreiten können, um so mehr da man natürlich hoffen kann, daß durch Wiederherstellung des Geldumlaufs in Zukunft kein so großes Minus in den Einnahmen wie im J. 1725 vorkommen wird.

Die

Die Zahlung aller Ausgaben des Staates und der rückständigen Zinsen und anderer Lasten kann also für gewiß angesehn werden; man kömmt der Verspätung der Einnahme der fixen Auflagen und der Verminderung der übrigen Gefälle des Königs zuvor. Im Laufe dieses Jahres werden die Magazine des Königs gefüllt, die Grenzen in Sicherheit, und die Truppen vollzählig seyn, nicht um Krieg zu beginnen, sondern um im Zustand der Vertheidigung zu seyn, und um den benachbarten Mächten zu zeigen, daß man kluge Vorkehrungen trifft, und die Unterthanen werden in der Folge gestehen müssen, daß sie die Ruhe dieses Königreichs eben diesen Vorkehrungen zu danken haben werden.

Indessen würde der Staat immer mit einer Schuldenlast von 195 Millionen an Capitalien, und ein und funfzig Millionen fünf hundert tausend Livres an Rückständen belastet seyn, (eine Last, die ihn endlich zu Boden drücken müßte,) wenn man nicht an seiner Befreiung arbeitete. So würden die Einkünfte des Königs immer auf die Zahlung der Rückstände aufgehn; Se. Majestät würde nie baares Geld in Casse haben; und das Volk würde unnützer Weise und ohne Hoffnung auf Erleichterung mit Auflagen belastet seyn.

Diesen im J. 1719 und 1720 ungeheuer angewachsenen Uibeln muß abgeholfen werden, um den Staat zur wahren Stärke gelangen zu lassen, und das allgemeine Vertrauen wieder herzustellen, und um zur Minderung der Auflagen zu gelangen und das Volk wieder glücklich zu machen; und wenn die Hülfsmittel denen, die sie tragen müssen, eine mäßige Last auflegen, wenn sie aus den sichersten Einkünften der Unterthanen geschöpft, und mit gerechter Proportion unter sie vertheilt werden; so wird niemand sich zu beklagen Ursache haben, indem er dadurch, daß er zur Unterstützung des Staates beiträgt, zugleich zur Sicherung seiner eignen Existenz und seiner eignen Einkünfte, von welcher Art sie seyn mögen, beiträgt.

Von Einführung des funfzigsten vom Ertrag der Ländereien, Häuser und liegenden Gründe giebt uns Holland ein Beispiel, das übrigens so viele andere Abgaben von seinem Volke erhebt; die Bewohner des Landes und ihr Gewerbe sind genug mit Zahlung der Steuern belastet, und es kann ihnen wenig an Zahlung der vom Könige schuldigen Zinsen liegen: die Besitzer der liegenden Gründe sind also diejenigen, die in gegenwärtiger Lage zur Rettung des Staates gerufen werden müssen.

Anmerkung.

Ueber Ludwig XV., seine Jugend, seinen Charakter, seine blinde Zuneigung zu Fleury, seinem Lehrer; über die Königin und ihren Hof und ihre Minister zu Anfang ihrer Vermählung, und über die Liebschaften dieses Monarchen.

Zurücksendung der Infantin.

Januar 1724.

Monsieur le Duc, welcher die zärtliche Gesundheit des Königs kannte, und im Fall seines Todes den Herzog von Orleans den Thron besteigen zu sehn fürchtete, verlor die Geduld, und hatte keine Lust, länger auf das Alter der Infantin zu warten, wo sie dem Reiche einen Erben geben konnte. Frau von Prie, seine Favoritin, fürchtete ihren Platz zu verlieren, und betrieb daher unablässig die Zurücksendung der Infantin; und um ihren Credit zu erhalten und die Orleans's vom Throne zu entfernen, die ihr den Untergang geschworen hatten, beschloß sie, Frankreich eine Königin zu geben. Von einer andern Seite drang Madame la Duchesse Tag täglich in ihren Sohn, den Minister, daß er dem jungen Könige Fräulein von Vermandois zur Gemahlin geben möchte. Er entschloß sich also, Frau von Prie nach Tours zu schicken, wo sie im Kloster war; aber die junge Prinzessin wollte nicht aus dem Kloster gehen, und erklärte, daß sie die Freuden des religiösen Lebens dem Pomp der Krone vorzöge; aber als sie es verlassen hatte, und als man besonders ihre Aufführung kannte, sah man ein, daß wenn sie auch Frömmigkeit und Mäßigung gehabt hätte, doch keine Stands

haft

haftigkeit in ihrem Charakter sey; denn sie überließ sich allen möglichen Ausschweifungen. Madame la Dücheſſe war über ihre Weigerung äußerst aufgebracht und wollte, daß man an ihrer Stelle Fräulein von Charolois nehmen möchte, zu der der König einige Liebe hatte, oder Fräulein von Clermont. Aber Frau von Prie hatte schon bemerkt, daß eine Prinzeſſin ohne Credit der Erhaltung ihrer Gunst bei M. le Düc, ihrem Liebhaber, günstiger seyn würde.

Sie suchte also in Vereinigung mit ihrem Freunde, Düverney, eine Prinzeſſin zu finden, und die Zurücksendung der Infantin wurde beschlossen; aber statt daß man gegen Spanien dasjenige ehrerbietige und schonende Betragen hätte behaupten sollen, das gekrönte Häupter sich schuldig sind, geschah dieser Schritt auf eine Art, die ganz Europa anstößig war, und die Philipp V. und die Königin von Spanien beleidigte, und sogar in eine Art von Verzweiflung setzte.

So vermählte sich der König mit der Tochter des Stanislaus, statt mit der Infantin. Er hatte schon die gehörige Reife zur Ehe, um durch die Geburt eines Dauphins Europa die Ruhe zu versichern; statt daß, wenn er auf die Infantin hätte warten sollen, es noch lange hätte Zeit haben müssen, weil die Prinzeſſin von sehr langsamer Natur war, und ihre Gesundheit sehr schwach und schwankend schien.

Hier sind einige interessante Details über das Innere des Hofes nach der Vermählung Ludwigs XV.

Briefe des Hrn. Marquis von Silly vom 18. bis zum 24. September 1725.

Fontainebleau den 18. September 1725.

Der König scheint sehr mit seiner Vermählung zufrieden; seine Kraft übersteigt sein Alter; die Anstrengungen der Nacht hindern nicht die Strapazen des Tags; er jagt wie gewöhnlich, und schläft gewöhnlich bei der Königin; aber bis jetzt ist seine Galanterie gegen sie stumm, wenn er mit ihr spricht, so ist es nur des Nachts, er sieht sie des Tags nie allein; sie hingegen besucht gern die Kirche; sie hört in der Ordnung zwei Messen; sie verrichtet ihre Andacht alle acht Tage, und an diesem Tage hörte sie vier Messen. Die Nachmittage zieht sie sich in ihr Cabinet zurück, man sagt,

ſie bete. Um ſieben Uhr iſt Concert, Spiel oder Comödie; nach dem Souper ſpielt man Lansquenet, wenn Spieler da ſind.

Die junge Herzogin von Orleans geht der Königin in den Zeiten, wo ſie öffentlich erſcheint, nicht von der Seite. Sie haben ſich in Deutſchland kennen gelernt, und die Königin ſcheint an ſie mehr als an alle andere gewöhnt, und geht daher auch freier mit ihr um. Bei der Partei von M. le Duc fand man, daß die Herzogin von Orleans ſich zu viel um ſie Mühe gebe, und daß ihre Sorge und Aufmerkſamkeit nicht einmal mit der ſchicklichen Würde beſtehe. Die Königin hat der Herzogin von Talard und der Frau von Prie Zutritt gegeben; ein Theil des Publikums hat darüber geſeufzt, ein anderer hat darüber geſprochen. Die letztere hat zwei oder drei beſondere Unterredungen mit der Königin gehabt, und Hr. Düverney eine oder zwei. Dieß ſind die einzigen Perſonen, die bis jetzt in das Innere des Cabinets Zutritt erhalten haben. Ich glaube, der Biſchoff von Frejüs hat auch eine Unterredung gehabt. Einige glauben, dieß geſchehe bloß des Wohlſtands halben; wie dem auch ſey, ſo iſt die Meinung derer, welche die Dinge zu durchſchauen glauben, daß die Königin ſich bis jetzt den beiden erſten Perſonen überläßt; was mich aber betrifft, ſo glaube ich, dieß verlangt mehr Ueberlegung, und unter den gegenwärtigen Umſtänden ſcheint es mir ſchwer zu ſeyn, daß ſie es anders machen ſollte. Indeſſen könnte es ſich ohne ein Wunder zutragen, daß der Biſchoff von Frejüs es überdrüſſig würde. Sie werden nicht zweifeln, wie ich glaube, daß jene beiden Perſonen, wenn ſich eine Gelegenheit darbieten ſollte, davon Gebrauch machen werden. M. le Düc ſcheint mehr als je an Frau von Prie gefeſſelt, er pflegt indeſſen der Galanterie; man hält ihn ſogar für verliebt in Frau von Egmont, mit der er gewiß in Umgang ſteht. Düverney genießt immer noch das engſte Vertrauen von Ihrer Königl. Hoheit.

Der Geldmangel ſteigt von Tag zu Tag, und ich ſehe nicht, daß man die zur Herſtellung der Finanzen nöthigen Operationen zu unternehmen ſucht. Dodün iſt wieder flott geworden; indeſſen iſt ſeine Lage noch nicht ſehr ſicher; das Publikum iſt außerordentlich gegen ihn empört; nichts deſtoweniger glaube ich, wenn er freie Hand hätte, was gar nicht der Fall iſt, ſo würden ungeachtet der Feinde, die er hat, die Sachen viel beſſer gehen. Ich glaube nicht, daß er ſeine

Stelle

Stelle verliert. Ich bin immer der Uiberzeugung, daß Frau von Prie ihn unterstützt und unterstützen wird; er ist von ihr abhängig; ein anderer würde nicht einmal so gelehrig seyn, und sie wird es niemals wollen, daß die Pairs, so ergeben sie sich auch gegen sie stellen, vollkommen die Herren spielen. Man vermehrt die Compagnien der Infanterie um acht Mann, und der Cavalerie um zehn. Coigny ist seit vier Tagen abgereist und geht nach Roussillon, um die spanische Grenze zu besuchen, und das Commando der Truppen zu übernehmen. Man macht sich hier ganz zur unrechten Zeit noch immer Sorgen wegen eines eingebildeten Krieges; ich muß es Ihnen im Vertrauen sagen, daß während man die Truppen vermehrt, man nicht im Stande ist, die zu bezahlen, die schon jetzt auf den Beinen sind. Die Montirungskosten und die Winterquartiere ist man noch schuldig.

den 22. September.

Was den Funfzigsten betrifft, so ist auch die Geistlichkeit fest entschlossen, nicht darein zu willigen, und man wird ihn durch einen Machtspruch abfodern müssen. Es ist schwer, den Ertrag dieser Auflage ganz zu beurtheilen; und sie empört nicht als je eine die Gemüther aller Stände des Reichs.

Man trägt alle Morgen ein Portefeuille zur Königin, Düverney überbringt es ihr; es hält schwer, zu erfahren, was es enthält; im Allgemeinen glaubt das Publikum, daß es wenigstens keine Wahrheiten enthalte; bis jetzt hat der König seine Gemahlin nur des Abends allein gesehen; der Bischoff von Frejús genießt noch immer dasselbe Vertrauen des Königs; ich habe nicht vernommen, daß er die Königin allein spricht.

Man hat die Königin für schwanger gehalten, weil die menstrua am 12. ausgeblieben sind, aber sie haben sich den 15. wieder eingestellt. Der König, der vor Ungeduld stirbt, ein Kind zu haben, und der sich mit der Schwangerschaft seiner Gemahlin geschmeichelt hatte, war eine ganze Stunde außer sich, als er hörte, daß sie es nicht sey.

Fontainebleau den 21. October 1725.

Es scheint bis jetzt nicht, als wolle der König irgend Geschmack an der Königin gewinnen, er spricht weder öffentlich noch insgeheim mit ihr; er führt dieselbe Lebensart fort, und

und ich habe es aus sehr guten Händen, daß er zur Gesellschaft der lustigen jungen Leute zurückkehrt; indessen ist es wahr, daß er gegen die Damen ein wenig zahmer geworden ist; er scheint mir sogar der Frau von Nesle eine Art von Vorzug zu geben, der einer Neigung ähnlich sieht; doch ist dieß noch nichts weiter, als eine schwache Vermuthung; was aber auch vorfallen mag, so sollen Sie es schnell wissen.

Briefe des Herzogs von Richelieu an Hrn. von Silly vom J. 1725.

Der Herzog von Gesvres schreibt mir regelmäßig und ausführlich; außer ihm steht noch niemand mit dem Könige gut, der noch nicht im Stande ist, Dienste zu leisten. Ich weiß nicht, ob Frau von Prie und Düverney ihn klug genug behandeln. Er versteht die Sache besser als sie. Es würde gefährlich seyn, wenn Frau von Nesle in ihrer Gunst Fortschritte machte. — Ich will ohne weiteres hier noch einiges nützliche thun, und dann an unsern Hof zurückkehren. — Ich habe bei meiner Ankunft in Wien, Verachtung und Abneigung gegen Frankreich gefunden.

Der Herzog von Noailles ist in der Lage eine große Rolle zu spielen, sein Verhalten ist klug. Der Herzog von Gesvres wird eine Rolle spielen, wenn der König leben bleibt; aber in der Classe, in der er steht, und über die er nie hinausgehen wird. — Die Königin ist ein sehr kleiner Geist, sie wird in kurzen eine mittelmäßige Rolle spielen. — Die Liebe von M. le Duc zu Frau von Egmont kann nur für seine Kuppler von Bedeutung seyn.

Der König Philipp erfuhr, als er sich nach Saints Ildephons zurückzog, daß Montgom, dessen Mutter er liebte, sich aus der Welt zurückgezogen habe, und schrieb ihm, daß er zu ihm kommen und bei ihm leben sollte. In Frankreich erbrach man die Briefe, Montgom kam es nicht in Sinn, hinzugehen; man wollte ihn dazu bewegen, griff es aber schlecht an, und er that es nicht; der König Ludwig starb, und das Uibrige ist bekannt. Montgom ist mein vertrauter Freund, er hat es mir selbst gesagt.

Fontainebleau den 29. October 1725.

Die Zusammenkunft mit Bouron hat eine Veränderung in dem Betragen der Königin hervorgebracht, sie geht darauf aus,

aus, den König zu reizen, und pflegt ihn in seinem Cabinet zu besuchen; es scheint, als ob diese neue Art des Betragens anschlagen, und der König sich zu ihr gewöhnen wolle: ich werde Ihnen genaue Nachricht geben, welchen Erfolg es haben wird.

Um einen wahrscheinlich von den Stiftern der Vermählung entworfenen Plan leichter durchzusetzen, hat man gestern allen höhern Staatsbeamten des Königs, mit Ausschluß des ersten gentilhomme de la chambre, den Zutritt zur Königin versagt, so daß nunmehr der König bei ihr entweder allein oder mit andern Frauen ist; man muß im allgemeinen den Plan billigen, den man in dieser Rücksicht hat: es ist nur noch die Frage, ob diejenigen die an der Spitze der Geschäfte stehen, sich des Gemüths der Königin und ihres Vaters des Königs Stanislaus, der sie despotisch beherrscht, genug versichert haben. Dieser, den man hier als einen wackern Mann betrachtet, passirte in Pohlen für einen barone, ein italienischer Ausdruck, dessen Bedeutung Sie kennen. Sie werden leicht glauben, daß ein jeder seine Muthmaßungen und Pläne macht, und daß die Intriguen sich verdoppeln; ich für mein Theil erwarte es, und sehe noch nicht klar in Rücksicht des Charakters des Königs; ich glaube nur, daß er mehr Verstand hat, als man denkt, daß er sich nicht leicht ergibt, und daß, wenn er einem vertraut, es der Bischoff von Frejús ist; ich werde nichts unterlassen, um mich so viel als möglich vom Innern zu unterrichten. Ich habe sogar Ursache zu hoffen, daß es mir gelingt, und ich verspreche Ihnen, vor dem Januar den Hof nicht zu verlassen; sodann aber werden wir ihm die Reisen nach Marly aus den Augen rücken. Der König wird den 3. Januar bis zu Mariä Reinigung dahin gehen, und drei Tage nach dem Feste dahin wieder zurückkehren und bis zum ersten Fastensonntag dort bleiben; und da die Anzahl der Wohnungen gering ist, da das Haus des Königs sehr viel davon einnimmt, und außerdem noch Spieler mitgenommen werden müssen: so hat es keinen Anschein, daß die Hofleute von meiner Art, die nicht zur herrschenden Partei gehören, daselbst Platz finden werden. Alle Verständigen sind in Rücksicht der, der Frau von Tallard und Frau von Prie ertheilten Entrées mit Ihnen gleicher Meinung. Die letztere allein macht davon Gebrauch, und zwar sehr häufig.

An die Herzogin von Orleans wird nicht mehr gedacht; Sie können Sich selbst vorstellen, daß ihre Abwesenheit Ge-

legen

legenheit geben wird, die wenigen Fortschritte, die sie bei der Königin gemacht haben konnte, zu vernichten; ob diese gleich mehrere Stunden im Publikum erscheint, so scheint mir's doch, als habe noch niemand ihren Charakter entziffert; man ist hier, wie Sie wissen, sehr in den Geschäften begriffen, und viele, selbst die Einsichtsvollsten, errathen nicht viel von ihrem Charakter; Frau von Prie und Düverney, die sich alle Tage in ihrem Cabinet ablösen, würden sicherere Nachrichten davon geben können. Was die übrigen alle betrifft, die ihr nahe kommen, so scheinen sie mir auf ziemlich gleichen Fuß zu stehen; Mangis scheint einigen Vorzug zu haben; Sie wissen, wie ich glaube, wie weit es mit seinem Kopfe geht, und Sie können daher urtheilen, wohin dieß führen kann; Sie werden vermuthen, daß Frau de la Veilliere, die noch immer hier ist, ihn durch ihren Rath unterstützt; aber wie dem auch sey, so glaube ich, daß er nur untergeordnet handeln, und sich nicht von der Abhängigkeit von denen, welche ihn beherrschen, los machen wird.

Ich bin ganz Ihrer Meinung, so lange M. le Düc keinen Gegenstand findet, der das Bedürfniß seines Geistes ausfüllt, wird Frau von Prie nichts zu fürchten haben; ihr vorzüglichstes Bestreben geht dahin, seine Liebe in Freundschaft umzuwandeln, und sie scheint nicht die Vereitelung ihrer Absicht zu fürchten. Indessen ist M. le Düc mehr als je in Frau von Egmont verliebt, und die Gesinnung der Frau von Prie ändert sich sehr.

Frau von Agenois ist eben bei letzterer zum Diner gewesen, und sie wird Ihnen melden, was sie ihr in Rücksicht Ihrer gesagt hat. Es scheint mir, als könnten Sie mit der Art zufrieden seyn, mit der sich Frau von Prie in Betreff Ihrer erklärt hat, und man kann meiner Meinung nach nicht besser sprechen, als es Frau von Agenois gethan hat.

Ich besuchte vorgestern Hrn. von Merville, und ich sprach recht offen und viel mit ihm, als ich mit ihm aus der Kanzlei in meinem Wagen in sein Haus fuhr. Ich fand Gelegenheit ihm zu sagen, daß Sie ihm in Betreff des Aufwandes, den Sie gemacht hätten und zu machen gezwungen wären, einen Brief geschrieben hätten; und ich unterstützte Ihre Gründe durch alles, was man bei solchen Gelegenheiten sagen kann; er wendete mir den unglücklichen Zustand der Finanzen ein.

Ich

Ich hätte bald vergessen Ihnen zu schreiben, daß die Geistlichkeit sich gestern Abend in größter Unzufriedenheit separirt hat: die Regierung besteht halsstarriger als je auf der Einführung des Funfzigsten, und die Geistlichkeit scheint sehr entschlossen, nie darein zu willigen; es ist zu fürchten, daß ein Unvorsichtiger Gelegenheit zu ärgerlichen Auftritten geben möge.

Der König fährt fort die Königin oster zu sehn, und es scheint zwischen ihnen Vertrauen zu entstehen.

Hier endiget der so interessante Briefwechsel Sillys über das Innere des Hofes von Ludwig XV.

Es ist bekannt, daß der König, nach mehrern flüchtigen Liebschaften, endlich an Frau von Mailly gefesselt wurde, die älteste Schwester der andern, die er in der Folge liebte. Diese Liebschaften, die Abentheuer der Favoritinnen, ihre Verstoßung oder ihr Tod sind von Dichtern der Zeit besungen worden. Die Knechtschaft erlaubte nicht, diese Dichtungen ins Publikum zu bringen, aber jetzt ist die Zeit der Geschichte gekommen, und wir glauben, daß es uns erlaubt seyn wird, die Parodien der schönen Tragödien von Racine, die auf diese besondern Vorfälle gemacht worden sind, hier einzurücken.

Uiber die Verstoßung der Frau von Mailly, die von ihrer Schwester, der Frau de la Tournelle, der nachherigen Herzogin von Chateauroux, im J. 1742 den 2. November gestürzt wurde.

Zum Verständniß dieser Poesieen muß man die Details kennen, die der Herzog von Richelieu in Briefen aus dieser Periode erzählt.

„Der Herzog von Agenois sah sich geliebt, und liebte mit Anbetung Frau de la Tournelle. Und da ich die Erkaltung des Königs gegen Frau von Mailly, und die Neigung zu ihrer Schwester bemerkte, wurde ich vom Könige gebeten, den Herzog von Agenois mit mir zu der Versammlung der Stände von Languedoc zu nehmen, wo ich ein artiges Weib veranlaßte, seinem Herzen Netze zu stellen. Ich ließ die Briefe des Herzogs von Agenois und der Marquise auffangen, um sie gegen einander aufzubringen und zu entzweien, — und ich ließ einen zärtlichen Brief, den ich von der neuen Geliebten an meinen Neffen hatte schreiben lassen, der Frau de la Tournelle in die Hände spielen, die aus Verdruß nunmehr den König erhörte, im Monat November 1742. Der König kannte die Liebe der Frau de la Tournelle zu meinem Neffen Agenois; noch mehr wurde er von der Stärke derselben bei

sei-

seinem Aufenthalt zu Rheims überzeugt, als sie die Nachricht bekam, daß Agenois in Italien verwundet worden sey. Diese Nachricht erregte ihr so heftige Wallungen des Bluts, daß sie ein Fieber bekam, weßwegen der Aufenthalt des Hofes zu Rheims um einen Tag verlängert wurde."

„Der König hatte entschieden, daß Frau von Chateauroux nicht mit nach Flandern gehen sollte. Aber da ich mit dem Herzog von Ayen brouillirt war, so glaubte ich die Gegenwart der Herzogin nöthig zu haben, um meinen Credit zu behaupten, und dem Credit des Marschalls von Noailles das Gegengewicht zu halten. — Ich überredete also Frau von Chateauroux, daß sie dem Könige auf dem Fuße folgen sollte, und nahm die Folgen davon auf mich. Sie reiste ab mit der Prinzessin von Conty, der Herzogin von Chartres und ihrer Schwester, der Frau von Lauraguais. Es wurde bald Friede geschlossen; aber die Armee und das Publikum hatten daran ein Aergerniß genommen: und man mißbilligte besonders die Reise und die Begleitung der Prinzessinnen: Frau von Chateauroux wurde von den Grenadieren, unter dem erborgten Namen der Madame Aurou, die eine ehemals besungene alte Dame war, in Liedern abgesungen."

Es ist bekannt, daß der König nach Metz eilen mußte, auf welcher Seite die Feinde Bewegungen machten. Frau von Chateauroux begleitete ihn: er fiel daselbst in eine gefährliche Krankheit, und der Bischoff von Soissons verlangte die Entfernung der Frau von Chateauroux, welcher der König am 13. August 1744 wirklich entsagte: Der Bischoff von Metz nahm das Aergerniß noch höher auf, und drang auf die öffentliche Entsagung des Königs, ehe man ihm die Sacramente reichen könnte; Frau von Chateauroux wurde ohnehin vom Publikum gehaßt, und man sagte, sie sey Schuld an der Krankheit des Königs, und habe in seiner Krankheit den Großen den Zutritt zu ihm versagt, so daß sie die Thüren hätten aufsprengen müssen.

Als der König genesen war, schrieb er der Frau von Chateauroux, daß sie zurückkehren sollte; sie foderte eine öffentliche Ehrenrettung, und erhielt sie den 26. November, acht Tage nach der Rückkehr des Königs nach Versailles. Maurepas wurde abgeschickt, um sie im Namen des Königs um Verzeihung zu bitten, und zu Wiedereinnehmung ihres Ranges und ihrer Charge als Haushofmeisterin der Dauphine einzuladen. Sie war schon krank, hatte von Furcht, Mißhandlungen und dem Gerücht, daß sie auf ihrer Reise nach Jouarre gesteinigt werden sollte, gelitten, und ihre ganze Constitution war davon zu heftig angegriffen worden; und nachdem sie eilf Tage an einem bösartigen Fieber danieder gelegen hatte, wo sie fast beständig in Paroxismen lag, und von nichts als ihren Feinden sprach, starb sie zu Paris den 8. December 1744.

Bayerische Staatsbibliothek München

1. 7. 2.